Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ꝛc.

Als eine Fortsetzung

von

Rollins

ältern Geschichte.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehn.

Sechster Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1761.

Innhalt.

Geschichte der Indianer.

Fortsetzung der dritten Abtheilung.

Erstes Hauptstück.

Bewohner der philippinischen Insuln.

S. 1

Erster Abschnitt.

Allgemeiner Begrif von den philippinischen Insuln. 1

Zweyter Abschnitt.

Besondere Beschreibung der vier vornehmsten Insuln dieses Archipelagus. 13

§. 1. Samar, oder Ibabao. 13

§. 2. Leith. 15

Innhalt.

§. 3. Mindanao, und was dazu gehöret. S. 16
§. 4. Manille, sonst Luzon genannt. 29

Dritter Abschnitt.

Wie sich die Spanier auf den philippinischen Insuln festgesetzt haben. Gegenwärtiger Zustand ihrer Colonie. 40

Vierter Abschnitt.

Naturgeschichte der philippinischen Insuln. 55

Fünfter Abschnitt.

Sitten der philippinischen Einwohner. 67

Neuntes Hauptstück.

Einwohner der marianischen Insuln und des neuen Guinea. Andere Insuln des indianischen Oceans, Fahrt nach den südlichen Ländern. 75

Erster Abschnitt.

Marianische Insuln. 75

Zweyter

Innhalt.

Zweyter Abschnitt.

Das neue Guinea. S. 91

Dritter Abschnitt.

Die Insuln Palaos. 99

Vierter Abschnitt.

Insuln von Oranien, Grafton, Monmouth, Bachi und die Ziegeninsul. 104

Fünfter Abschnitt.

Das neue Holland. 109

Sechster Abschnitt.

Land von Diemen, neu Seeland. 115

Geschichte der Perser.

Erstes Hauptstück.

Vorläufige Erklärung von dem Ursprunge der Perser. Verschiedene alte Linien der Könige dieses Volks. 134

§. 1. Linie der Pischdadier. 135

§. 2. Geschlecht der Kajaniten. 144

§. 3. Eben diese Linie, nach den griechischen Geschichtschreibern. 157

Innhalt.

§. 4. Linie der Seleuciden, oder macedonischen Prinzen. S. 177

§. 5. Linie der Arsaciden, oder parthischen Prinzen. 184

§. 6. Linie der Sassaniden. 192

Zweytes Hauptstück.

Zustand von Persien von dem Einfalle der Araber an, bis zur Errichtung der Monarchie der Sofi. 219

Drittes Hauptstück.

Linie der heutigen Prinzen, Sofis genannt. 236

Viertes Hauptstück.

Aufstand der Aghuaner. Glücke des Mirveis. Mahmud sein Sohn bemächtiget sich Ispaham. Letzte Unruhe von Persien. 252

Fünftes Hauptstück.

Von der bürgerlichen und militarischen Regierung von Persien. 292

Erster

Innhalt.

Erster Abschnitt.

Von dem Könige, seinen Weibern und Kindern, und von den Verschnittenen, welche in dem Haram Bedienungen haben. S. 292

Zweyter Abschnitt.

Von den Ministern und grossen Bedienten des Reiches. 307

Dritter Abschnitt.

Geistliche Würden. 313

Vierter Abschnitt.

Von der besondern Regierung der Prinzen und Städte. 320

Fünfter Abschnitt.

Von Persiens Kriegsmacht. 330

Sechster Abschnitt.

Von der Seemacht und Finanzwesen. 338

Siebenter Abschnitt.

Gesetze und besondere Gewohnheiten. 346

Sechstes

Innhalt.

Sechstes Hauptstück.

Von den Religionen Persiens. S. 359

§. 1. Von der mahomedanischen Religion. 359

§. 2. Die soufistische Religion. 373

§. 3. Die persische Religion. 375

§. 4. Die sabeische und banianische Religion, abgöttische Sekten. 403

§. 5. Von dem Judenthum. 404

§. 6. Von dem Christenthum. 406

Geschichte der Indianer.

Fortsetzung der dritten Abtheilung.

Erstes Hauptstück.

Bewohner der philippinischen Insuln.

Erster Abschnitt.

Allgemeiner Begrif von den philippinischen Insuln.

Diese Insuln, die sonst Luzon, Luz, Maniolles, und Manilles hiessen, haben Philipp II. Könige von Spanien, ihren heutigen Namen zu danken. Sie flossen gegen Mitternacht an die moluckischen Insuln, ge-

gen Mittag an China, und gegen Morgen an Borneo; wovon sie nur funfzig französische Meilen entfernt sind. Salmon setzt sie zwischen den fünften und sechsten Grad mitternächtlicher Breite, und zwischen den hundert und vier und dreyßigsten und hundert und sieben und vierzigsten der Länge *.

Die Ersten, die sich den Schiffen zeigen, die aus neu Spanien kommen, sind **Mindanao, Leyte, Samar** und **Manille.** Diese vier Insuln, die wir in einem besondern Abschnitte bekannter machen werden, weil ihre Beschreibung mehr Raum erfödert, haben die Gestalt eines halben Zirkels, wovon Mindanao und Manille die zwey äussersten Seiten ausmachen, und der zum wenigsten zweyhundert Meilen von Norden nach Süden in sich begreift. In dem Zwischenraume trift man eine grosse Menge Insuln an, wovon wir die merkwürdigsten anzeigen werden.

I. **Capul** ist an dem Eingange einer Meerenge, die Manille von Samar theilet, deren Flüsse, wegen Vielheit der Insuln, die den Canal einschliessen, so schnelle sind, daß sie die größten Schiffe etlichemal herumdrehen. Sie hat nur drey Meilen im Umfange; aber ihr Boden ist angenehm und fruchtbar, und hat verschiedene Wohnplätze. Ihre Höhe ist vierzehn Grade.

II. Ticao

* Siehe Salmons Beschaffenheit der philippinischen Ins. Argensola in der Geschichte der moluk. Ins. Gemelli, Careri, Dampier ꝛc.

II. Ticao liegt etwas weiter, nämlich acht Meilen von dem Ausflusse der Meerenge. Sie ist fast so groß, wie Capul. Sie hat einen guten Häfen und verschiedene Erfrischungen für die Schiffe. Ihre Einwohner sind meistens wilde.

III. **Masbate**, liegt Ticao gegen Süden, zwischen dem zwölften und dreyzehenden Grad der Breite. Sie hat dreyßig Meilen in Umfange und ist achte in der Breite. Die größten Schiffe können sehr bequem in ihren Hafen einlaufen. Sie wird von zweyhundert und funfzig indianischen Familien bewohnt, die unter spanischer Hoheit stehen; und noch von einer grössern Anzahl indianischer Wilden, die keinen Obern erkennen. Die Ersten bezahlen ihren Tribut an Wachse, Zibet und Salze. Sie hat viel Gold- und Silberminen, die die Spanier vernachläßigen, und aus denen die Insulaner selbst so wenig machen, daß sie kaum das Gold auflesen, das ihre Flüsse auswerfen. Man findet auch daselbst vier Stück grauen Bernstein, den der Strom des Flusses ans Ufer schmeißt.

IV. **Marinduque** liegt Masbate gegen Nordwesten funfzehen Meilen von der mittägigen Küste zu Manille, zwischen den 13 u. 14 Grad der Breite. Gemelli giebt ihr achtzehen Meilen im Umfange. Die Ländereyen liegen sehr hoch. Sie bringt nichts weiter zum Unterhalt ihrer Einwohner hervor, als Erbsen und etwas Reis: sie hat aber einen Ueberfluß an Früchten, besonders an Cocos, wovon sich diese Insulaner ernähren. Das

Wachs ist da nicht so gemein, wie in den andern Insuln. Man macht daselbst einen Unterscheid zwischen zwey Völckern, nämlich denen ursprünglichen Indianern, und den Tagalen, oder malaischen Mohren, die sich, noch vor Ankunft der Spanier, im Lande niedergelassen.

V. **Mindoro** liegt Marinduck gegen Süd-Westen und zwar nur fünf Meilen davon. Ihre Gestalt ist dreyeckigt und hat siebenzig Meilen im Umkreiße. Ihre Ländereyen liegen hoch, sie sind sehr bergig, haben einen Ueberfluß an Cocos und andern Früchten, sie bringen aber wenig Getraide hervor. Ihre Küsten und die Ufer der Flüsse werden von ruhigen und gesellschaftlichen Völkern bewohnt.

Das innere Land ist mit Wilden bevölkert, die keine bleibende Wohnung haben und sehr rauhe leben. Sie vertauschen das Wachs von ihren Gebürgen gegen Nägel, Messer, Nadeln und andre Kleinigkeiten. Gemelli erzählt, nach einen vorgegebenen Zeugnisse einiger Mißionarien, daß diese wilden Indianer einen Schwanz unten am Rücken hätten, wie die Thiere. Sie sind tapfer, bezahlen ihren Tribut richtig, wollen sich aber der christlichen Lehre nicht unterwerfen. Die Hauptstadt der Insul, **Baco** genannt, ist die Residenz eines Alcaden, oder spanischen Gouverneurs. Durch dieses Canton laufen verschiedene Flüsse, die aus den Bergen entspringen. Nahe bey Baco ist die alte Stadt **Mindoro**, von welcher die Insul ihren Namen hat. **Luban** und **Am-**

bil sind zwey kleine benachbarte Insuln, die unter eben diesen Gouvernement stehen. Sie geben, wie Mindoro, viel Wachs und eine Art von schwarzen Hanfe, aus dem man Taue macht. Luban hat nur fünf Meilen im Umfange. Ambil ist noch kleiner und hat nichts merkwürdiges, als einen sehr hohen feuerspeyenden Berg, den seine Flammen sehr weit kenntbar machen. Man zählt in Mindoro und Luban siebzehnhundert Unterthanen, die den Tribut erlegen.

VI. Fünf und zwanzig oder dreyßig Meilen von Mindoro, gegen Süd-West zu, siehet man **Paragoya**, oder **Paragua** eine der größten Insuln dieses Archipelagus. Sie hat die Gestalt eines Arms, und erstreckt sich queer durch Norden gegen Süden in einer Länge von hundert Meilen. Sie hat aber nur zwölfe bis vierzehn in ihrer ordentlichen Breite. Ihr Mittelpunkt ist unter dem zehnten Grade der Breite und ihre Spitze gegen Süd-West ist nur funfzig Meilen von Borneo. Die Spanier besitzen etwas davon an den äussersten nordischen Grenzen der Insul, wo sie ein kleines Fort erbauet haben, an einem gewissen Orte, der **Taitai** heist. Die mittägige Seite ist dem Sultan von Borneo unterthan, der sie von einem Bedienten beherrschen läßt, der **Lampon** genannt wird, und dessen Residenz zu **Lavo** ist. Die See, die Borneo von Paragua trennt, ist voller niedern Insuln, die an diese zwey grosse zu stossen scheinen. Einige gehören dem Sultan von Borneo, die andern sind Spanien unterwürfig.

sig. Das feste Land von Paragua ist ungleich, bergig, voll Holz und Thiere, reich an Wachs, aber sehr unfruchtbar an Getraide.

VII. Die drey **calamianischen** Insuln, zeigen sich Paragua gegen Nord-Westen, und liegen nicht weit davon. Sie machen, nebst neun andern benachbarten Insuln, eine besondere Provinz aus, der sie auch ihren Namen geben. Sie werden von Völkern bewohnt, die einen sehr leutseeligen Character haben. Man sammlet zweymal des Jahrs allda sehr vieles Wachs, und man findet an den Küsten sehr viele Vogelnester, die von den Chinesern so fleißig gesucht werden. Man fängt auch in den Meerengen sehr schöne Perlen.

VIII. Die fünf Insuln von **Cuyo**, die gleich vor den Calamianischen liegen, und zwar an der östlichen Seite, machen auch ein Stück von eben diesem Gouvernement aus. Man zählt darauf fünfhundert Familien, die den Spaniern zinsbar und ihren Herren sehr ergeben sind. Diese Insuln sind mit allen Arten von Thieren, Früchten, Gartengewächsen, und Reise, der doch sehr rar in den übrigen Theilen der philippinischen Insuln ist, sehr reichlich versehen.

IX. **Panai**, den calamianischen Insuln gegen Osten, und nur funfzig Meilen davon, ist die reichste und bevölkerteste von allen den Insuln, wovon wir reden. Ihre Gestalt ist dreyeckigt und hat hundert Meilen im Umkreise. Man schreibt ihre ausserordentliche Fruchtbarkeit, den

vielen

vielen Flüssen zu, von welchen sie durchwässert wird. Der Hauptfluß heist auch wie die Insul. Er stürzet sich von der Norderseite zwischen der Cap Potol und Boucalabi ins Meer, nachdem er vierzig Meilen von festen Lande durchströmt. Die Insul wird in zwey Provinzen eingetheilt, deren eine sich gegen Süden, die andere aber gegen Norden erstreckt. Der Gouverneur von der südlichen Provinz residirt in dem Fort Iloilo, das auf dem Vorgebürge eben dieses Namens, mitten auf der östlichen Küste, erbauet ist. Dieses Vorgebürge, das gerade vor einer kleinen Insul liegt, Imavas genannt, macht dadurch eine Meerenge aus, die nur eine halbe Meile breit ist, und die den Schiffen zu einer guten Rehde dient. Imaras hat zehen Meilen im Umfange. Man findet auf derselben viel brauchbares Holz, vortreffliches Wasser, und einen bequemen Hafen. Man zehlt auf der Insul Paccai über sechzehntausend zinsbare Indianer, ausser der Menge Wilden, die in dem Gebürge und in den Wäldern wohnen. Diese letztern sind eben so schwarz, als die Negers von Guinea: sie sind aber nicht so lang, haben auch keine so krausen Haare. Sie sind so flüchtig, daß sie die wilden Schweine und Hirsche, deren sehr viele im Lande sind, im Laufen einhohlen. Sie fressen sie roh, und setzen sich, wie die Stoßvögel, die auf ihre Beute erpicht sind, um das Thier herum. Diejenigen, die den Spaniern unterthan, sind nicht weniger geschickt zur Jagd, und befleißigen sich ausserdem noch, auf den Ackerbau. Ihre Weiber weben Leinewand.

Die Spanier versichern, daß, wenn es auf der Insul donnerte, kleine steinerne Creuze herabfielen, die schwarzgrünlich aussähen, und eine grosse Kraft bey sich hätten.

X. Negros, oder die Insul der Schwarzen, liegt Panai gegen Süd-Osten. Sie begreift hundert Meilen in sich und erstreckt sich vom neunten bis zum zehnten Grad, dreyßig Minuten. Sie ist so fruchtbar an Reis, daß sie auch die benachbarten Insuln damit versieht. Ihre Einwohner sind ein Gemische von Mohren, die aus Malaca Macassar, Borneo dahin gekommen, und von wilden Indianern, mit krausen Haaren und schwarzer Gesichtsfarbe, als den ersten Bewohnern der Insul, der sie auch ihren Namen gegeben haben. Die ersten wohnen auf dem platten Lande, und machen verschiedene Völkerschaften aus, die unter den Jesuiten stehen. Man zählt drey tausend unter ihnen, die zinsbar sind. Ihre vornehmste Beschäftigung ist der Cacao-Bau, den man aus Neuspanien nach den philippinischen Insuln gebracht, allwo dessen Pflanzung sehr glücklich von Statten gegangen. Die Berge werden von verschiedenen wilden Geschlechtern bewohnt, die einen beständigen Krieg, ihrer Gränzen wegen, führen.

XI. Sibu oder Zebu ist nur durch eine Meerenge von der Insul der Schwarzen unterschieden, deren ordentliche Breite etwa fünf bis sechs Meilen in sich begreift. Sie ist die erste Insul dieses Archipelagus, die Magellanus 1521 entdeckte,

und

und der erste Ort auf den philippinischen Insuln, an welchen sich die Spanier niederliessen und sonst lange Zeit nichts weiter im Besitz hatten. Sie erstreckt sich von Norden gegen Süden in einer Länge von zwanzig Meilen und hat mehr als achtzig in Umfange. Ihre vornehmste Pflanzstadt ist **Nombre de Dios**, fast im Mittelpunct der Insul, unter dem zehnten Grade. An diesem Orte wurde Magellan, Serrano und viele andere spanische Officiers von den Indianern ermordet. Die kleine Insul **Matta** liegt gleich vor Zebu, gegen Osten, ohngefähr einen Canonenschuß weit. Die Meerenge, die sie trennet, macht einen Hafen, in welchen die Schiffe für allen Winden sicher sind, den aber die Sandbänke gefährlich machen. Nombre de Dios ist die Residenz eines Bischofs und Gouverneurs. Man zählt allda fünf tausend Häuser und ein sehr gutes Fort vertheidiget sie. Ueberdies sind auf der Insul zwey grosse Flecken, wovon das eine von Kaufleuten und chinesischen Handwerkern bewohnt wird, das andere aber von Indianern, die von allen Abgaben frey sind, weil sie den Spaniern, bey der Eroberung von Manille, viele Dienste geleistet haben. Das Land giebt eine grosse Menge Cattun, Tabak, Wachs und Zibeth. Es wächst daselbst eine Art von Körner, die **Borona** heissen, etwas kleiner wie Hirsen, die die Insulaner anstatt des Reises brauchen. Man findet auch daselbst eine Gattung weisen Hanfs, woraus man Taue und Leinewand macht.

XII. Gegen Süd-Osten trift man **Bohol** an, die dreyzehen Meilen lang, und acht bis zehne breit ist. Der mittägige Theil ist am meisten bewohnt, nämlich von **Oboy**, der Hauptstadt, bis **Panglao**, das ganz vorne gegen Süden liegt. Sie wird von drey kleinen Insuln umgeben, die nicht so bevölkert sind. Das Land trägt keinen Reis; aber die Früchte der Palmenbäume und ihre Wurzeln ersetzen den Mangel dieser nahrhaften Frucht. Man sagt, daß viele Goldminen daselbst wären. Ihre Einwohner sind **Tagalen** oder ursprüngliche Mohren, aber etwas weisser, wohlgestalter und viel tapferer als die übrigen Mahometaner der philippinischen Insuln.

XIII. Jenseit der grossen Insul Manille, besser gegen Norden, zeigen sich verschiedene kleine niedrige Insuln, die die **Babuyanischen** heissen, zwischen den 19 und 20 Grad der Breite. Sie erstrecken sich bis an die **Formosischen** und **Liqueiosischen** gegen die Höhen von China und und Japan. Die Nächste an Manille gehört den Spaniern, auf der ihnen fünfhundert Menschen zinsbar sind. Sie giebt Wachs, Ebenholz, Bananas, Cocos und andere nützliche Waaren. Alle diese Insuln, die wir genannt haben, liegen unter der Zona torrida, zwischen dem Aequator und dem Wendekreis des Krebses. Wenn man Mindanao dazu rechnet, welches am meisten gegen Mittag zu liegt, so erstrecken sie sich von dem sechsten Grade, Norderbreite, bis über den neunzehenden; welches einen Strich von mehr als

zweyhundert und zwanzig Meilen, von Mitternacht gegen Mittag, ausmacht. Fast eben so viel Raum nehmen sie auch von Morgen gegen Abend ein, weil ihre Länge, nach den besten Charten, zwischen den hundert und zwey und dreyßigsten bis auf den hundert und fünf und und vierzigsten Grad ist.

Sie werden von unterschiedenen Völkern bewohnt, deren Sprache und Abstammung nichts mit einander gemein haben. Die Indianer von Manille sind, ihrem Stande nach, Malais, und heissen **Tagalen.** Die Bisayas machen eine besondere Nation aus, die Gemelli dem Ursprunge nach, von Macassar herleitet. Die Spanier nennen sie **Pintados**, weil sie im Gebrauch haben, sich den Leib zu bemalen. Sie sind meistentheils in die Insuln Leyte, Samar und Panai zerstreuet. Diejenige, die in Mindanao, Behol, Zebu und einigen benachbarten Insuln, wohnen, scheinen aus den moluckischen Insuln abzustammen und stehen auch noch mit dem Sultan von Ternate in grosser Vertraulichkeit. Die Tagalen und Bisayas zinsen fast alle an Spanien. Sie befleißigen sich auf die Handlung, den Feldbau und auf andere Künste.

Die Mißionarien haben einen grossen Theil derselben bekehrt. Der jährliche Tribut, den sie zahlen, bestehet in zehn Piasters für verheirathete Leute, und für die andern vom achtzehenden bis ins funfzigste Jahr, in fünfen. Die Anzahl dieser Zinsleute belief sich gegen das Ende des letzten

Jahr-

Jahrhunderts auf zweyhundert und funfzig tausend.

Es giebt in dem Lande noch eine andere Art von Indianern, die gar keine Aehnlichkeit mit den Bisayas und den Tagalen haben, und die die ersten Bewohner dieser Insuln zu seyn scheinen. Sie sind so schwarz, wie die Mohren aus Aethiopien und Guinea. Sie leben wie die wilden Thiere, in Wäldern oder hohlen Felsen. Gemelli malt sie uns als Barbaren ab, die von Früchten und Wurzeln, die sie auf ihren Gebürgen fänden, imgleichen von den Thieren, die sie auf der Jagd fiengen, lebeten. Sie frässen Affen, Schlangen und Ratten. Ihre ganze Kleidung sey ein Stück Baumrinde, die sie mitten um den Leib legten; ihrer Weiber ihre aber sey von Leinewand, aus Baumbast gewirkt, welches sie Tapisse nenneten, nebst einigen Armbändern von Schilf und Rohr. Man fügt noch hinzu, daß diese Art Wilde, weder Gesetze, noch geschriebene Nachrichten, noch ein regulirtes Gouvernement habe. Ein jeder gehorche dem Haupte seiner Familie. Die Weiber tragen ihre Kinder in baumrindenen Säcken, oder sie binden sie um sich herum. Sie schlafen an einem jeden Orte, wo sie die Nacht überfällt, entweder in hohlen Bäumen, oder unter Matten von Rinde, die sie wie eine Hütte bilden. Ihre Neigung zur Freyheit gehet so weit, daß die Schwarzen von einem Berge, denen von einem andern nicht erlauben, ihren Fuß auf ihren Grund und Boden zu setzen; und diese gegenseitige Eyfersucht verursachet blutige

Kriege

Kriege unter ihnen. Sie hassen die Spanier tödtlich. Wenn sie einen umbringen, so feyern sie ihren Sieg festlich, und trinken Reihe herum aus seinem Hirnschädel. Ihre Waffen sind der Säbel, der Dolch, ein kleines hölzernes Schild, ein Bogen und Pfeile, mit vergifteter Spitze, worauf sie noch überdies eine Zange anbringen, damit sie in den Leibern ihrer Feinde von einander springen.

Eben dieser Gemelli gedenkt noch einiger besondern Arten von Wilden, nämlich der **Niangshians**, der **Zambalen**, der **Ilayas**, der **Tingshians** und der **Igolotten**. Einige davon stehen unter Spanien. Man weis nicht, was sie für eine Religion haben; vieleicht gar keine. Die einzige Spur von einer andächtigen Verehrung die man in den Gebürgen, die sie bewohnen, wahrgenommen hat, ist ein runder Stein oder Klotz, für den sie eine gewisse Hochachtung zu haben scheinen.

Zweyter Abschnitt.

Besondere Beschreibung der vier vornehmsten Insuln dieses Archipelagus.

§. 1.

Samar, oder Ibabao.

Die Erdbeschreiber geben ihr, ohne Unterscheid, diese zwey Namen, obgleich eigentlich

lich der erste nur der nordlichen Seite der Insul zukomt, der andere aber der mittägigen. Sie hat hundert und dreyßig Meilen im Umfange. Sie ist vom Cap Balinquaton, das vorne an Norden, unter dem dreyzehenden Grad, 30 Minuten, bis ans Cap **Guiguan**, das am Ende gegen Süden, unter dem eilften Grade liegt, am längsten. Das erste von diesen Vorgebürgen macht mit der Spitze von Manille die **Meerenge von St. Bernardin** aus, welches einer der besten Häfen des Archipelags der philippinischen Insuln ist. Das Vorgebürge **des heil. Geistes** liegt unter Baliquaton. Es ist merkwürdig wegen seiner hohen Berge, die sich von weiten zeigen. Zwischen dem Cap **Saint Esprit** und und Guiguan, findet man verschiedene Haafen, als **Palapa, Caduvig** und **Barongon.** Die Ebbe und Fluth wirft sehr viel Bernstein an ihren Küsten aus. An dem äussersten mittägigen Ende von Samar ist die **Meerenge von Juanillo**, die sie von der Insul Leith trennet, sund welches auch einer von den besten Oertern zum Einlaufen auf den philippinischen Insuln ist. Auf der nördlichen Seite, längst der Meerenge St. Bernardin, findet man verschiedene schöne Pflanzstätte, als **Ibatan, Bongahon, Paranos, Calviga** und Catbalogan. An diesem letztern Orte hält sich der Alcade Major oder der Commandeur der spanischen Truppen auf.

Die Insul ist voller gesprungenen und unerhabenen Berge; ihre Thäler aber sind sehr fruchtbar.

bar. Besonders bringen sie eine Frucht hervor, die die Indianer Bisai-Isagur und die Spanier die Bohne des heil. Ignatius nennen. Wir werden sie im vierten Abschnitte bekannter machen.

§. 2.

Leith.

Die Insul Leith liegt Samar gegen Mittag und erstreckt sich vom 10 bis zum 12 Grade der Breite. Ihr Umfang ist ohngefähr hundert Meilen. Sie macht, nebst der kleinen Insul Panahan, die gegen Süden liegt, eine Meerenge, durch welche sich Magellanus, im Jahr 1621, den Eingang zu den philippinischen Insuln öfnete. Dieses Land ist sehr fruchtbar und gegen die Ostseite sehr bevölkert, wo der Erdboden sehr niedrig ist. In der Mitten findet man sehr hohe Berge, die die Insul in zwey verschiedene Theile abzusondern scheinen, und die einen so merklichen Unterscheid des Climas verursachen, daß es auf der einen Seite Winter und auf der andern sehr schöne Witterung ist. Die Wälder geben sehr nützliches Holz und sind mit Hirschen, wilden Ochsen, Schweinen und Vögeln angefüllt. Gartengewächse und Obst sind in grosser Menge auf dieser Insul. Man trift daselbst viel Reis, Wachs und Cattun an. Die Einwohner legen sich auf den Ackerbau, Leinewandfabriken und auf den Fischfang, der allemal sehr reichlich in diesen Gegenden ist. Spanien zählt unter den Insulanern neun tausend Menschen, die ihnen den Tribut abtragen.

tragen. Man rühmt die Leutseligkeit und Güte ihrer Gemütsart. Wenn sie unter sich herum reissen, so sind sie sehr gastfrey. Eine alte Gewohnheit hat den Preis der Lebensmittel dergestalt unter ihnen bestimmt, daß er sich niemals verändert, auch so gar zur Zeit der Theurung nicht. Uebrigens bemerkt man, daß die Witterung zu Leith und Samar viel kühler sey, als zu Manille, ob die zwey ersten Insuln gleich näher an der Linie liegen.

§. 3.

Mindanao,
und was dazu gehört.

Die Lage von Mindanao ist zwischen den siebenden und zehnden Grad der nordlichen Breite und dem hundert und vierzigsten bis vier und vierzigsten der Länge. Sie ist also in der Ausdehnung, von Osten nach Westen, achtzig und von Norden nach Süden sechzig Meilen. Ihr Umkreis begreift dreyhundert in sich. Ihre Figur stellt ein unregelmäßiges Dreyeck vor, dessen äusserste Enden drey Vorgebürge ausmachen, die St. Augustinus, Suliano und Samboangan heissen. Die erste Spitze liegt gegen Süden, die andere gegen Norden und die dritte, gegen Abend. Die ganze Insul aber wird durch sehr viele andere Gebürge, Meerbusen und Bayen, deren verschiedene tief ins Land hinein gehen, durchschnitten.

Ihre

Ihre vornehmsten Provinzen sind **Caragos**, das an der See liegt und sich von Norden nach Süden, zwischen dem Cap Suliago und St. Augustin, erstrecket; **Dapitan**, **Illigan** und **Subanos**, die von Nord-Ost nach Westen, von dem Cap Suliago bis ans Samboanganische zu liegen; **Mindanao**, **Samboangan** und **Buhayen** siehet man gegen Süden zu, zwischen den Caps Samboangan und St. Augustin. Die Küsten von Caragos sind gänzlich der Wuth des Meeres und den häufigen Sturmwinden ausgesetzt. Das Ufer zu Samboangan ist viel ruhiger. Die Winde sind allda sehr angenehm und kühle, die Stürme selten und das Regenwetter sehr gemäßiget. Das Land von Mindanao und Buhayen ist sumpficht und voller beschwerlichen Insecten.

Das Land hat viele Flüße. Die vornehmsten darunter sind **Buhayen**, der die Provinz dieses Namens und Mindanao durchfließt, und seinen Lauf südwärts nimmt; **Batuav** läuft gegen Norden; **Sibuguni** entspringt in der nordlichen Provinz Dapitan und scheidet Mindanao von Samboangan.

Man findet daselbst auch zwey große stehende Seen, wovon die eine Mindanao heißt; sie liegt im südlichen Theile und giebt dem Lande ihren Namen; die andere wird **Malanao** genannt und steht im nordlichen Theile.

Dieses Land ist, seiner Lage ungeachtet, keiner großen Hitze ausgesetzt, weil es die Land- und

Seewinde beständig erfrischen. Der Ostwind, der im October zu wehen anfängt, verschaft ihm die sechs Monate durch, die in unsern Clima die traurigsten sind, das angenehmste Wetter. Ihm folgt der Westwind, der den Himmel mit Wolken bedeckt, Donner, Stürme und beständiges Regenwetter verursacht.

Der Boden von Mindanao ist ungleich und bergig. Die Erde ist schwarz und natürlicher Weise sehr fruchtbar, hauptsächlich gegen das Ufer, das etwas niedriger ist. Das innere Land ist voller Holz und Berge. Die Provinz Carragos und die nordlichen Gegenden, durch die der Fluß Batuan fließt, geben vielen Reis, Libbi und andere nahrhafte Gewächse. Libbi, wovon ich anderswo, unter dem Namen Sagu, geredet habe, ist eine Art eines Palmbaumes. Seine Rinde schließt einen sehr weißen Kern in sich, den die Indianer im Mörsel zerstoßen, Mehl draus machen und davon sehr gutes Brod backen. Der Plantan oder Plantane wächset auf dieser Insul auch sehr häufig. Er bringt eine Frucht oder vielmehr fleischigtes Obst, so braun und weich wie Butter ist. Die Einwohner von Mindanao nennen sie Saggen. Sie trocknen sie an der Sonne oder braten sie auf Kohlen, und essen sie, bey ihren gewöhnlichen Mahlzeiten, an Statt des Brods. Sie verfertigen auch ein kühlendes Getränke daraus, dessen Gebrauch auf den Philippischen Insuln sehr gemein ist. Sie schneiden das Holz von eben

diesem Baume fadenweise ab, wenn sie zuvor die Rinde abgeschelt haben, und machen ein grobes Tuch daraus, womit sie großen Handel auf den benachbarten Insuln treiben. Der Baum, den sie Bonano nennen, giebt ihnen noch ein anders Getränke, das viel gemeiner, als das von Saggen, ist.

Dampier versichert, daß in diesen Gegenden Näglein und Muskatennüße wüchsen; daß er zu Mindanao ein mit diesen Spezereyen beladenes Schiff gesehen habe, und daß ihm die Einwohner zugestanden hätten, daß ihre Insul alle Jahr eine solche Ladung gäbe. Den Muscatenbaum vernachläßigen die Einwohner sehr, damit sie die Eyfersucht und Habbegierde der Holländer nicht erregen wollen, ob er gleich, nach eben diesen Autor, eben so schöne Früchte, wie auf den Moluckischen Insuln von sich giebt. Valentin gedenkt eines Baums, den diese Indianer Koelit Lavan nennen, deßen Rinde wie Näglein riecht, und ein Oehl von sich giebt, das dem Neköhl vollkommen ähnlich wäre. Er setzt noch hinzu, daß das Land keine andern Näglein hervorbrächte, und daß die Schiffe, wovon Dampier redete, vermuthlich mit di eser Rinde beladen wären. Gemelli zehlt auch den Zimmet mit unter die Mindanaischen Produckte. Er wächst daselbst ungebauet auf den Bergen, vornehmlich in den Provinzen Samboangan und Dapitan. Der Autor glaubt, er wäre nicht schlechter als der Ceylonsche, wenn ihn nur die

Insulaner reif abpflücketen. Da er aber an wüsten und öden Gegenden wächst, und keinen andern Besitzer hat, als den, der ihn zu erst nimmt, so bemühet sich ein jeder, die Rinde abzumachen, ehe sie reif wird; daher kommts, daß er in kurzer Zeit seine Kraft und Stärke verliehrt.

Der Taback ist auf der ganzen Insul so gemein, daß man zehn bis zwölf Pfund vor einen Piaster haben kann. Er ist aber nicht so gut, auch nicht so braun, wie der Manillische, womit die Spanier einen großen Handel treiben. Die Insulaner finden in ihren Minen und Flüßen ein sehr schönes Gold. Ihre Feuerspeyende Berge, vornehmlich der zu Sanxil, in der Provinz Mindanao, geben vielen Schwefel. Man findet auch sehr große Perlen an ihren Küsten.

Die Felder und der Wald geben eine große Menge zahme und wilde Thiere. Die gemeinsten Arten sind die Ziegen, Ochsen, Schweine, Pferde, wilde Schweine; Hirsche, Caninien und Affen. Die wilden Schweine haben hier zwey große Geschwülste auf dem Kopfe, gleich über den Augen. Man findet auch auf dem Lande viel zahme und wilde Vögel, besonders Enten, Hühner, Holz-Tauben, Turtel-Tauben, Papageyen und Fledermäuse von einer ausserordentlichen Größe. Unter der Menge von Insecken, die sehr beschwerlich sind, giebt es auch eine besondre Art von Würmern, die sich an die Carcaos, oder dasigen Kähne hängen, und sie dergestalt

stalt durchwühlen, daß sie in kurzer Zeit das beste Schiff verderben können. Man findet sie gemeiniglich in den Bayen und an den Mündungen der Flüße. Die Einwohner in diesen Gegenden müßen ihre Barken ans Land ziehen, um sie vor dem Durchbohren dieser fürchterlichen Ungeziefer, die nur im Waßer leben, in Sicherheit zu bringen.

Die Scorpionen und andere giftige Thiere sind auf dem Lande nicht weniger gefährlich, und ihr Stich ist oft tödtlich. Sie stecken in alten Gebäuden und unter trockenen Holz-Haufen. Die Schlangen und Ottern schleichen sich in die Häuser um Barqven. Sie sind so wenig schädlich, daß man sie oft um den Hals eines eingeschlafenen Menschen liegen gesehen, ohne daß sie ihm den geringsten Schaden zugefügt.

Der Italienische Reisebeschreiber, den ich angeführt habe, theilt die Einwohner der Insul in fünf besondere Nationen, die er **Mindanaos, Caragos, Lutaos, Dapitans** und **Subanos** nennet. Er versichert, daß sie von zween Königen beherrschet würden, die die Souverainität des Landes unter sich theileten. Die Mindanaos wären auf der Süder-Küste, in dem Lande, das ihren Namen führte, wohnhaft. Die Dapitans und Caragos wohnten auf der nordlichen und östlichen Küsten. Die Lataos, deren Niederlassung im Lande nicht so alt ist, befänden sich an der Mündung der Flüße. Ihr Name bedeutet **Schwimmer.** Sie verabsäumen den Feld-

bau, um sich mit dem Fischfange, dem Seewesen und der Handlung zu beschäftigen. Sie stehen mit den Einwohnern von Borneo in großer Vertraulichkeit. Die Subanos, die gegen Westen wohnen, stehen unter den Lataos, und werden von der ganzen Insul verachtet. Der Autor gedenkt noch eines sechsten Volks, die eine wilde und unabhängige Lebensart auf den Bergen führten und gar keine Gemeinschaft mit den Küsten-Bewohnern hätten.

Salmon weiß nur von drey Arten Einwohnern auf der Insul; die Mindanaos, die ein zahlreiches Volk ausmachten, und sich auf den Küsten, deren ganzen Umfang sie einnähmen, niedergelaßen hätten; die Hilanoires, die das Land inne hätten, wo sie sich in den Wäldern und Gebürgen versteckten; und drittens die Sologuires, die gegen Norden wohnten. Basilan und Polo sind zwey kleine Insuln, die Mindanao gegen Süd-West zu liegen, und die man mit unter ihre Bothmäßigkeit rechnen muß. Die erste ist nur drey Meilen von dieser großen Insul. Man nennet sie den Garten von der Provinz Samboangan, weil sie ihr viel Zuckerrohr, Ahorn und Früchte liefert. Der Reis wächst häufig daselbst. Ihre Flüße sind breit und schwer zu paßiren. Im Lande trift man viel wilde Schweine und Hirsche an. Die Küsten sind fischreich und wimmeln von Schildkröten; Polo ist dreyßig Meilen von Mindanao, sechs Grade nördlicher Breite. Sie ist die Niederlage

lage einer ansehnlichen Handlung und der Sammelplatz vieler mohrischen Schiffe. Ihre besten Produckte sind Vogelnester, Perlen und Bernstein. Unter ihren Früchten rühmt man eine Art Aepfel, die des Königs Frucht genennet werden, weil man sie nur, wie man sagt, in seinen Gärten antrift. Sie ist so groß, wie ein ordentlicher Apfel und purpurroth. Die Kern sind weiß, ziemlich groß und von sehr guten Geschmack.

Es scheint, als ob von den zwey mohrischen Prinzen, die die Souverainität von Mindanao unter sich theilen, der eine Basilan, und der andere Polo besäße. Wenigstens ist so viel gewiß, daß diese zwey Insuln nicht einerley Herrn zugehören. Was die Lage und die Grenzen der beyden Reiche dieser großen Insul anbetrift, davon melden uns unsere Reisebeschreiber sehr wenig. Die mittägliche Provinzen, die die Mindanaer bewohnen, machen den mächtigsten, den bevölkertsten und zugleich, wegen der großen Handlung, den reichsten aus. Die Hauptstadt heißt **Mindanao.** Salmon setzt sie unter den sechsten Grad, 30 Min. nördlicher Breite, zwey Meilen vom Meere, am Ufer eines kleinen Flusses. Die Häuser stehen, wie die zu Siam, auf Pfählen, die funfzehn, zwanzig bis dreyßig Fuß hoch sind. Von weiten würde man sie für Vogelnester halten; allein diese Höhe schützt sie für den Ueberschwemmungen. Die Mauren und der Boden sind von Rohr: das Dach von Blät-

tern und eine breite Leiter dient statt der Treppe. Sie sind nur ein Stock hoch und in verschiedene Kammern eingetheilt. Der leere Raum zwischen den Pfählen, macht einen Verschlag aus, in den man das Vieh, das Flügelwerk, den Mist und andern Unflath thut. Es ist also nichts unreinlicher, als diese Wohnungen, bis zur Ueberschwemmung, die einen Theil dieses Unflaths mit wegnimmt.

Der Sultan bewohnt ein sehr weitläufiges Gebäude, das von vielen Pfeilern unterstützt wird. Es ist auch höher, als alle andere Häuser. Der Eingang ist mit zwanzig großen Canonen, die auf ihren Lavetten stehen, besetzt. Es haben auch einige Privat-Personen Geschütze vor ihren Häusern.

Der Prinz läßt sein Reich von einem Premier-Minister verwalten, den sie Zarabandal nennen. Die Großen des Reichs heißen Tuam, und die Prinzen von Geblüte Cachil. Beyde haben Mittel gefunden, sich von der Abhänglichkeit des Monarchen loszumachen; das Volk aber wird von ihm sehr gedrückt. Sein Serail ist mit einer großen Menge Frauenzimmer angefüllt. Diejenige, die ihm den ersten männlichen Erben gebiert, wird Königin. Eins von ihren Vorrechten ist dieses, daß sie zwey Nächte hintereinander bey dem Monarchen schlafen kann, so bald die Reihe an sie kömmt, da die andern nur eine Nacht, wenn sie die Ordnung trift, mit ihm zubringen dürfen. Der Reisebeschreiber

macht,

macht, wie Dampier, eine sehr wunderliche Abbildung von den Einwohnern in Mindanao. Wir werden nur die vornehmsten Stellen davon mittheilen:

„Diese Insulaner sind mittler, aber sehr gerader Statur; ihre Gliedmaßen sind schwach, der Kopf klein, das Gesichte länglig rund, die Stirn platt, die Augen schwarz und nicht ganz offen, die Nase kurz, der Mund ziemlich groß, die Lippen roth, die Zähne schwarz und sehr gut, die Haare dunkelbraun und glänzend, die Gesichtsfarbe schwarzbraun, aber doch etwas hellbrauner, als in den übrigen Theilen Indiens. Sie haben im Gebrauch, die Nägel an den Daumen, besonders am linken, sehr lang wachsen zu laßen. Sie schneiden ihn niemals ab; sie schaben ihn nur fleißig. Sie haben von Natur viel Verstand, und wären eben so fähig, wie andre Völker, etwas zu thun: sie bedienen sich aber ihrer natürlichen Geschicklichkeit fast gar nicht, und arbeiten auch nicht eher, bis sie der Hunger dazu treibt. Diese Faulheit kommt meistentheils, wie der Autor bemerkt, von der Strenge der Regierung, die sie in ihrer sklavischen Abhänglichkeit erhält. Weil ihnen, sagt er, tyrannische Herren alles nehmen, was sie erwerben, so sind sie auch nur besorgt für das, was zur täglichen Nothdurft dient, und was sie aus der Hand ins Maul bringen.

Sie sind, ihrer Armuth ohngeachtet, hochmüthig und stolz, gegen die Fremden aber sehr höflich, gütig und freundschaftlich. Sie sind grausam, rachsüchtig und unversöhnlich gegen ihre Feinde, daß sie sich oft der abscheulichsten Verrätherey bedienen, um ihre Rache zu besänftigen. Die Weibspersonen sind feiner gestaltet, und haben auch ein etwas längeres Gesichte, als die Männer. Ihre Züge sind ziemlich regelmäßig, bis auf die Nase, die sehr kurz und so platt zwischen den Augen ist, daß man sie kaum unterscheiden kann. Ihre Stirn ist auch nicht sehr erhaben. Von weiten sehn sie artig genug aus; in der Nähe aber entsetzt man sich über diese Unvollkommenheiten.„

Wenn ein fremdes Schiff zu Mindanao anlangt, so begeben sich die Insulaner an deßen Bord, bitten die Passagiers, daß sie ans Land steigen mögen und fragen einen jeden, ob er eine **Coruvade** oder **Pagali** brauche. Corvade heißt ein Wirth, und Pagali eine Wirthin. Die Fremden nehmen dieses Anerbiethen an und begeben sich in des einen oder der andern ihre Wohnung. Sie essen und schlafen daselbst vor ihr Geld. Weiber vom ersten Range haben die Freyheit, die Pagali zu machen.

Diese Insulaner verarbeiten das Eisen und Holz mit vieler Geschicklichkeit, ob sie gleich schlecht Werkzeug haben. Sie wissen nichts vom Gebrauche des Schraub-Stocks und des Amboses, an Statt dieses leztern aber bedienen

sie

sie sich eines harten Steins. Sie haben keine Sägen; doch können sie das Beil so geschicklich brauchen, daß sie, ohne Hülfe eines andern Instruments, sehr feine Tischler- und Zimmer-Arbeit machen. Man findet auch einige Goldschmiede unter ihnen.

Ihre Ergötzlichkeiten sind das Bad, der Tanz, die Gastereyen und die Jagd.

Bey den Schmausereyen, die sie einander geben, laßen sie Tänzerinnen kommen, die in Gegenwart der Gäste tanzen und singen. Sie haben kein musikalisches Instrument. Sie tanzen immer auf der Erde weg, und machen keine Bewegung mit den Füßen, als wenn sie sich umdrehen, und zwar mit einer sehr beschwerlichen Unbiegsamkeit des Körpers. Ihre Tänze sind von vierzig bis funfzig Personen, die verschiedene Lieder singen, deren Ausgang immer einerley ist. Bey jeden Absatze vom Liede strecken sie den Fuß vorwärts, klatschen in die Hände und erheben ein großes Geschrey. Ihre große Gastereyen werden mit einem ausserordentlichen Aufzuge begleitet. Ein vom Kopfe bis auf die Füße bewafneter Mann tritt in den Saal, fängt ein drohendes Geschrey an, stellt sich, als wenn er einen unsichtbaren Feind anfallen wollte, und thut mit dem Säbel und der Lanze einige Streiche in die Luft, bis er seinen Feind zu Boden geschmissen. Wenn dieser Streit zu Ende ist, so erscheint ein anderer Renomiste, und macht eben dergleichen Prahlereyen. Die vornehmsten Herren von

Min-

Mindanao machen sich eine Ehre daraus, diese Personen vorzustellen, und der Kayser wohnt keinem Gastmale bey, wenn es nicht mit einem solchen Streite geendiget wird.

Die Insulaner, die an den Küsten und an den Ufern der Flüße wohnen, sind der mahometischen Religion zugethan. Sie sind sehr eyfrig, und bisweilen so andächtig, daß sie ihr Gebet und aufgegebene Reinigung, neun bis zehnmal des Tages verrichten. Sie pflegen die Kinder in ihrem eilften oder zwölften Jahre zu beschneiden. Die mitten auf der Insul wohnen, sind dem Götzen-Dienste ergeben.

§. 4.

Manille, sonst Luzon genannt.

Dieses ist die ansehnlichste auf den Philippischen Insuln. Sie erstreckt sich von Norden gegen Süd-Osten, vom dreyzehenden Grade nördlicher Breite bis zum neunzehnten, in einer Länge von hundert und zwanzig französischen Meilen. Ihre Breite ist ungleich. In der südlichen Gegend kann man sie in einem Tage durchreisen: sie wird aber gegen die mitternächtliche Seite so breit, daß ihr Bezirk, von einer See zur andern, auf dreyßig bis vierzig Meilen geschätzt wird.

Die Spanier theilen sie in verschiedene Provinzen ein, davon die vornehmsten diese sind: Balayan, Tayabas, Camarines, Cantraduas

nes,

nes, Parecala, Cagayan, Iloccos, Pangasinan, Pampangon, Bulacan, Bahi und Manille. Die Provinz Balayan liegt an der westlichen Küste, zwischen den vierzehenden und funfzehenden Grad der Breite. Sie hat zwey Bayen, nämlich die von Bombon und Batangas, deren Strich sehr bevölkert ist. Wenn man die Bay von Batangas zurückgelegt, trift man Lovo und Galban an, die zwey ansehnliche Wohnplätze sind. In diesen Gegenden scheinen Minen zu seyn. Die kleinen Insuln la Caza und Mirabilla machen einen Theil von dem Gouvernement mit aus, unter welches man beynahe zwey Tausend fünfhundert zinsbare Indianer zählt.

Tayabas, Balayan gegen Osten, und in eben der Breite, hat gegen Morgen und Mitternacht keine andere Grenzen, als die See. Es ist eine weitläufige und volkreiche Provinz.

Camarines, Tayabas gegen Süd-Osten, vierzehen Grade in der Breite, erstreckt sich bis an die Meer-Enge, die Manille von Samar scheidet, und die der beste Einlauf in die Philippinischen Insuln ist. Unter den Districkt dieser Insul werden mit gerechnet Bondo, Passacao, Ibalon, Bulan, Sorsokon, und Albai. Sorsokon ist ein ansehnlicher Hafen, wo sehr große Schiffe erbauet werden.

Albai hat einen Feuerspeienden Berg, den man sehr weit siehet, wenn man aus Neu Spanien kommt. Man findet allda verschiedene heisse

Quel-

Qvellen, und unter andern eine, die, wie man sagt, die Kraft haben soll, nicht allein Holz und Knochen, sondern sogar die allerweichsten Materien, als Blätter und kleine Stückgen Stof, zu versteinern. Es versichert ein gewisser Reisender *), daß man dem Gouverneur, Dom Franciscus de Tello einen Krebs überreichet haben, dessen eine Hälfte nur sey versteinert gewesen, die andere aber mit Fleiß unversteinert gelassen habe, um dieses Wunder desto sichtbarer zu machen. Der Autor setzt noch hinzu, daß in dem Dorfe Trui, zwey Meilen von dem feuerspeienden Berge, eine andere Qvelle angetroffen werde, deren Wasser laulich und von eben derselben Wirkung sey.

Camarines gegen Osten zeiget sich die Insel Cantaduanes, die eine andere besondere Provinz ausmacht. Ihre Gestalt ist dreyeckig und hat dreyßig Meilen in Umfange. Ihr Zugang ist sehr gefährlich, wegen der vielen Klippen die sie allenthalben umgeben. Sie bringt eine grosse Menge Reis, Palmen-Oel, Cocos, Honig und Wachs hervor. Im Sande an den Flüssen findet man Gold-Körner, die der Regen von den Bergen abspielet. Die Einwohner handeln starck mit kleinen Schiffen, deren Bretter sie mit blossen Rohr, ohne Nägel und Eisenwerck, zusammenfügen. Erstlich machen sie ein grosses, und alsdann immer kleiner, daß eins in das andere gelegt werden kan, und so bringen sie dieselben nach Manille, Mindoro und

*) Gemellt in der Reise-Beschreibung 16. wie oben.

und andere Insuln. Das Volck in dieser Gegend ist streitbar. Sie malen sich Gesichte und Leib. Die Weiber tragen eine kleine Platte von geschlagenen Golde auf der Stirn, und an iedem Ohre drey Ohrringe. Sie behängen auch Arme und Füsse mit einer grossen Menge Ringe, die man von weiten klingen hört, wenn sie gehen.

Wenn man aus der Provinz Camarines gegen Norden zu gehet, trift man Parecala an, die wegen ihrer Gold-Minen und anderer Metalle, wegen ihrer Magnet-Gruben, Cacao- und Palmen-Bäume, aus denen man vieles Oel und starck Getränckе macht, berühmt ist. Sie hat zwey bekannte Bayen, nähmlich **Lampon** und **Mauban**. Man zählt sieben tausend zinsbare Indianer auf derselben.

Das Land Cagayan liegt an eben der Küste, von Lampon, das sich gegen den funfzehenden Grad der Breite erstreckt, bis ans Cap Delgano, gegen den neunzehenden Grad, und das mitternächtliche Ende von Manille ist. Sie ist die gröste von allen diesen Provinzen: sie wird aber von lauter ungesitteten und barbarischen Völkern bewohnt, unter welchen die Spanier wenigstens neun tausend zinsbare Unterthanen haben. Ob das Land gleich bergig ist, so ist es dennoch sehr fruchtbar. Es bringt einen solchen Ueberfluß an Wachs hervor, daß die ärmsten Leute es an statt des Brenn-Oels gebrauchen. Man findet auch allda viel schätzbares Holtz, als Brasilien und Ebenholtz. Die Hauptstadt der spanischen Colonien in dieser

Pro-

Provinz heißt Neu-Segovien unter dem achtzehenden Grade der Breite. Sie ist am Ufer eines Flusses erbauet, der aus den Gebürge, Santor, Cagayan gegen Süden, entspringt, und der bey nahe die gantze Provinz durchströmt. Sie ist die Residenz eines Bischofs und eines Alcade-Majors. Man hat sie mit einem steinern Fort befestiget, um sie für den Anfällen der Bewohner der Gebürge in Sicherheit zu stellen.

Iloccos liegt an der westlichen Seite der Insul, Cagayan gegen Süden. Ein Fluß, Biggan genannt, durchströmt sie fast ganz und gar. Es ist eins von den bevölkertsten und reichsten Ländern von Manille. Begreift vierzig Meilen von der nördlichen Küsten gegen Süden in sich, und erstreckt sich acht Meilen ins Land hinein. Von der Ost-Seite her ist es mit Wäldern und unersteiglichen Bergen umgeben. Diese wilden Oerter werden von verschiedenen Indianischen Völckerschaften bewohnet, die sich die Spanier noch nicht unterwürfig gemacht, und wovon die Igolotten die furchtbarsten sind. Sie wohnen meistens auf den Spitzen der Berge, die in einer sehr langen Reihe an einander zusammen hängen. Sie hohlen Gold daraus, das sie bey ihren Nachbarn gegen Reis, Taback und andere Waare vertauschen. Fernandine ist eine spanische Stadt in eben dieser Provinz. Sie wurde 1574 von Guido de Laccazaris, Gouverneur der Phillippinischen Inseln, erbauet.

Iloc-

Iloccos zählt neun tausend zinsbare Indianer unter seinen Einwohnern.

Aus dieser Provinz komt man, wenn man gegen Süden geht, in die Provinz Pangasinan, in welcher sich die Anzahl der zinsbaren Unterthanen auf sechstausend beläuft. Ihre Berge, die an die Iloccosischen stossen, werden auch von wilden ununterwürfigen Völkern bewohnt. Sie bringen Gold hervor, welches die Insulaner blos an den Flüssen auflesen, ohne sich die Mühe zu geben, es aus den Minen der Berge zu holen.

Pampangan liegt Pangasinan gegen Süden, an eben derselben Küste. Es ist eine sehr weitläufige Provinz, und von solcher Fruchtbarkeit, daß die Spanier den größten Theil der Lebens-Mittel, die sie in ihren vornehmsten Colonien verzehren, aus derselben nehmen. Man macht daselbst wie in den nördlichen Gegenden, einen Unterschied zwischen zweyerley Völkern; das eine Volk ist mit Spanien in guten Verständnis, unterwürfig und stellt demselben acht tausend Unterthanen, die die schönsten Wohnplätze bebauen. Das andere verkriegt sich in die Gebürge und führt ein wildes Leben.

Bahi und Bulacan sind zwey kleine Provinzen, die man nach Pampangan an der Süd-Seite antrift. Die erste hat ihren Namen von einer stehenden See, die sich in ihrem Districkte befindet. Man bekommt allhier die besten Früchte von der ganzen Insul, und eine grosse Men-

ge Holz zum Schif-Bau. Die Zahl der Zinsbaren beläuft sich auf sechs tausend. Bulacan hat einen Ueberfluß an Reis und Palmen-Wein, Man zählt aber auf derselben nur drey tausend Unterthanen.

Die grosse See, die ihren Namen der Provinz Bahi giebt, hat dreisig Meilen im Umfange; sie ist aber viel länger, als breiter. An ihren Ufer findet man verschiedene Wohnplätze mit zinsbaren Indianern besetzt, ingleichen einige Häuser von Augustinern, Franciscanern und Jesuiten bewohnt, denen das geistliche Regiment über diese Völkerschaften aufgetragen ist. Der Fischfang ist hier sehr einträglich, aber wegen der vielen Crocodille sehr gefährlich. Nicht weit von dieser See trift man eine etwas kleinere an, die sehr tief, voller Salz-Wasser, da doch das Wasser der grossen See sehr süsse ist. Auf den herumstehenden Bäumen sitzen eine gewaltige Menge grosser Fleder-Mäuse, deren Flügel fünf bis sechs Hände breit sind. Des Tags über hängen sie fest eine auf der andern, bey anbrechender Nacht aber fliegen sie aus, um ihre Nahrung in den Wäldern und Gärten, wo sie vielen Schaden anrichten, zu suchen. Ihr Fleisch ist für die Indianer ein Lecker-Bissgen. Nahe bey diesen zweyen Seen trift man eine Quelle an, deren Wasser kochend ist und einen sehr dicken Rauch, wie ein Brenn-Ofen, von sich stößt. Es entspringt von ihr ein ziemlicher Bach, der seine ausserordentliche Hitze,

den Oertern, die er durchfließt, mittheilet. Gemelli versichert, daß sein Wasser vortreflich zu trinken sey, weil es kühlete, welches aber ein ganz besonderes Wunderwerk seyn müste, weil die meisten warmen Bäder schwefelichte Theilgen bey sich führen, woraus eine grosse Schärfe entstehet.

Aus der Bahischen See entspringt ein grosser Fluß, den die Spanier Bahia nennen. Er fließt von Norden nach Westen und macht an der Münde eine Bay, die dreißig Meilen im Umkreise hat. Bis zu dieser Bay erstreckt sich der Bezirk von Manille, die reichste und wichtigste von allen diesen Provinzen. Ihre Hauptstadt heißt auch Manille. Sie liegt an der westlichen Küste, recht an der grossen Bay, wovon ich gesagt; zwischen den vierzehnden und funfzehenden Grad der Breite. Der Bayas-Fluß umgiebt sie von Norden und Westen, und von Mittag stößt das Meer daran. Es ist eine sehr alte Stadt, welche die Spanier 1571 eroberten, und damals ohngefähr aus dreytausend, acht hundert Häusern bestand. Lopez Legaspi, ihr Commendant, war über ihre Lage und Fruchtbarkeit sehr vergnügt, und entschloß sich die Hauptstadt der spanischen Possessionen daraus zu machen. Er vermehrte sie mit verschiedenen ansehnlichen Gebäuden und ließ ihr ihren alten Namen Manille. Da sie in der Mitten sehr breit, gegen die zwey äussersten Enden aber sehr schmal ist, so hat sie nur eine klei-

ne Meile in Umfange. Ihre Vorstädte aber sind sehr weitläufig. Ihre Mauren und Festungs-Werke sind sehr gut. Mit ihren Häusern aber ist es nicht so beschaffen, weil an den alleransehnlichsten nur das unterste Stockwerk von Steinen ist, das übrige hingegen von sehr schlechter Zimmer-Arbeit. Die anderen sind von puren Holze, und was dieser Stadt noch am meisten eine armselige Gestalt giebt, das sind die von den Erdbeben beschädigten und eingefallenen Gebäude. Die Gassen sind breit, und auf beyden Seiten mit gewölbten Gängen versehen, welches eine sehr angenehme Galerie vorstellet.

Die Haupt-Kirche ist mehr wegen ihrer Grösse als wegen ihrer Pracht merkwürdig. Sie hat einen Erzbischof und ein Capitul von zwölf Canonicis. In der Stadt ist noch eine Collegial-Kirche, die acht Kapläne hat, deren vornehmste Beschäftigung ist, den Gottesdienst in der Schloß-Kapelle zu verrichten und die Soldaten von der Garnison zu begraben.

Die Jesuiten haben zwey schöne Häuser, wovon das eine St. Ignatius, das andere St. Joseph heißt. Das erstere hat sehr räumliche Schlafzimmer, ein prächtiges Kloster, und eine treflich ausgeschmückte Kirche. Es wurde 1581 erbauet. St. Joseph ist ein Collegium, wo eben diese Geistlichen die Humaniora, die Philosophie und die Theologie lehren. Man theilt in demselben alle Grade von Würden aus,

nimmt Kostgänger an, deren Tracht von Purpur nebst einem andern rothen Kleide. Graduirte Personen tragen ein Halsband von dieser letzten Farbe.

Die Dominicaner haben zwey Collegia, die schöne Einkünfte haben, in deren einem man funfzig Studenten unterhält, die ein grünes Kleid und einen Rock von fleischfarbigten Atlas tragen, und Spanier seyn müssen. Man nimmt darinne auch Gradus an. Das andere ist ohne Unterscheid für die Spanischen Kinder und für die Metifs. Ihre Kleidung ist blau.

Unter vielen andern nützlichen Stiftungen, ist auch für die Spanischen und Metivischen Wayssen ein Haus, die man ausstattet, sie mögen sich verheyrathen oder Nonnen werden. Man nennet es das Kloster der Barmherzigkeit. Das Kloster von Sancta Clara besteht aus vierzig Nonnen, die von dem Allmosen leben und ein sehr strenges Leben führen. Die Augustiner haben ein prächtiges Kloster, in welchem alle Schlafzimmer gewölbet sind. Ihre Kirche und ihre Sacristey haben grosse Reichthümer.

Die Citadelle, St. Jacob genannt, liegt ganz am westlichen Ende der Stadt, und hat die Gestalt eines Triangels. An der einen Seite stößt das Meer daran, an der andern der Fluß. Sie wird von der Stadt durch einen sehr tiefen Graben getrennet, der, wenn die See wächßt, voller Wasser ist, über welches

man vermittelst einer Zugbrücke gehet. Zwey Ecken werden von guten Bollwerken, die mit schweren Geschütze versehen sind, bedeckt. Die andere Spitze vom Triangel ist durch eine Redoute befestiget, die den Eingang in den Fluß und einen kleinen Hafen vertheidiget, in den nur ganz kleine Schiffe einlauffen können. Das übrige von den Festungswerken bestehet in zwey Ravelins, die mit dem Wasser einerley Höhe haben.

Die Vorstädte von Manille sind viel grösser und bevölkerter, als die Stadt selbst, die nur wie schon gemeldet, eine kleine Meile im Umkreise hat, und in welcher man zu Ende des letztern Jahrhunderts nur drey tausend Einwohner zählte, so wohl Spanier, als Metifs. Die Vorstadt zu Parian, wird von Chinesern bewohnt, die man hier Sangleys nennt. Sie hat verschiedene Gassen, in welchen viele Kaufmanns-Gewölber und Handwerksstätte sind, die man zusammen auf drey tausend schätzet. Sie werden von einem spanischen Alcaden und anderen Bedienten von eben der Nation regiert, die ansehnliche Summen von ihnen ziehen, ohne die Abgaben, die sie in Namen des Königs einfodern. Zu Anfange des ersten Jahres müssen sie sogleich bloß vor die Erlaubnis, gewisse Tage spielen zu dürfen, zehn tausend Stück von Achten bezahlen. Sie werden ausserdem sehr scharf gehalten. Man verstattet ihnen nicht, des Nachts bey einem Christen zu bleiben, noch

Feuer

Feuer und Licht in ihren eigenen Gewölbern zu haben. Das Parianische Viertel ist jenseit des Flusses, so wie die Stadt, an welche es fast anstößt. Diesseit des Flusses trift man funfzehn andere Vorstädte an, die von verschiedenen indianischen Völkern bewohnt werden, ausser einer grossen Anzahl von Land-Gütern und wüsten Häusern. Tando, eine von diesen Vorstädten, war ehedem eine kleine Stadt, mit guten Wällen umgeben und von einem besondern Prinzen beherrscht. Diese verschiedene Wohnplätze liegen alle längst dem Flusse auf einem feuchten und oft mit Wasser bedeckten Boden. Deswegen stehen auch die meisten Häuser auf Pfählen, wie zu Mindao, in die man auf Leitern steigen muß.

Drey Meilen von der Hauptstadt, gegen Süden, zeiget sich die Stadt Cavite, welches der beste Hafen von Manille ist. Es ist ein halber Zirkel, und die Schiffe sind in völliger Sicherheit vor den Südwinden; wenn sie sich aber nicht nahe ans Land halten, so stehen sie in Gefahr, von dem Nordwinde verschlagen zu werden. Die Stadt ist auf einen schmalen Strich Landes gebauet, und hat an der einen Seite das Meer, an der andern aber den Hafen, daß es also, vermöge dieser vortheilhaften Lage nicht nöthig gewesen, den Ort mit Mauren zu umgeben. Unterdessen hat man ihn doch mit einem Schlosse befestiget, das gegen das Ende der Erdzunge liegt; das andere Ende ist

durch und durch mit einem guten steinern Walle und einen tiefen Graben befestiget. Das Zeughaus ist ganz vorne am Schlosse. Man erbauet daselbst sehr grosse Schiffe und zwey oder drey hundert Indianer sind beständig mit dieser Arbeit beschäftiget. Cavite hat nur eine Vorstadt die sich ausser dem Walle von einem Meere bis zum andern erstreckt, und mehr Einwohner, als die Stadt selbst hat.

Dritter Abschnitt.

Wie sich die Spanier auf den Philippinischen Inseln festgesetzt haben. Gegenwärtiger Zustand ihrer Colonie.

Die Spanier haben die Entdeckung der Philippinischen Insuln Ferdinand von Magellan, einem der berühmtesten Seefahrer des sechzehnden Jahrhunderts, zu danken. Zebu, die in der Mitte dieses Archipelags lag, war die erste Insel, die sie 1521 aufnahm. Der König im Lande, der keine andere Absicht hatte, als sie zu seiner Vertheidigung gegen einige kleine benachbarte Prinzen zu gebrauchen, erzeigte ihnen alle Arten von Höflichkeiten, und trieb seine Gefälligkeit so weit, daß er den christlichen Glauben annahm. Nachdem er durch ihre Hülfe einige Siege erhalten, so faßte er den grausamen Entschluß, Gäste umbringen zu lassen, deren Macht fürchterlich zu werden anfieng.

Nach-

Nachdem er also den Magellan nebst fünf und dreyßig andern vornehmen Officiers von seiner Flotte zu einem grossen Gastgebote hatte einladen lassen, begieng er die Untreu, sie ermorden zu lassen. Die Spanier, die auf ihren Schiffen geblieben waren, erwählten Duart Barbosa, Magellans Anverwandten, zu ihren General. Barbosa fiel in seines Vorfahrers Netze, und wurde nebst einem grossen Theile von seinen Leuten, an einem grossen Feste, das man ihm zu Ehren gab, umgebracht. Gonzale Gomez d'Espinosa, der das Commando darauf übernahm, zog sich mit dem Reste seiner Flotte nach Borneo, und drauf nach Tidor zurück, wo er den Grund zum ersten Etablissement der Spanier auf den Moluckischen Insuln legte.

Der Hof zu Madrid war eine Zeitlang damit zufrieden, die Colonie zu Tidor im Stande zu erhalten, und schien, als hätte er die Eroberung der Philippinischen Insuln ganz aus dem Gesichte gelassen. Allein die Hindernisse, die ihm die Portugiesen in Weg legten und denen er die Moluckischen Insuln abtreten mußte nöthigten ihn, neue Versuche auf die Insuln, die Magellan entdeckt, zu machen. Ruiz-Lopez de Villalobos wurde im Jahr 1542 mit einer Flotte von fünf Schiffen, die zu Mexico equipirt, wieder dahin geschickt. Seine Unternehmung aber lief so unglücklich ab, daß er in einem Sturme vier Schiffe verlohr, nachdem

er vorher alle sein Volk durch den Hunger und Krankheiten hatte sehen umkommen. Er hatte nicht einmal den Trost, die Insuln, die er suchte, zu finden, und endigte deswegen sein Leben sehr traurig auf der Insul Amboine.

Dieser Zufall schreckte die Spanier eine Zeitlang ab. Aber ihr Eyfer erwachte wieder im Jahr 1564, unter der Regierung Philip II. der, auf Zurathen des Urbanetta, eines Augustiners, eine Escadre von vier Kriegs-Schiffen und einer Fregatte, unter den Befehlen Michael Lopez Legaspi nach eben diesen Inseln abschickte. Dieser General kam glücklich auf der Insul Leith, zu Anfange des folgenden Jahrs an, und nachdem er die Meer-Enge von Juanillo durchstriche, warf er den 27 April, am ersten Pfingsttage, auf der Rhede vor Zebu, Anker. Er stieg ohne einzige Hindernis, mit seinen Leuten ans Land, eroberte mit Sturm die vornehmste Stadt der Indianer und ließ sie ausplündern. Hier liessen sich also die Spanier zuerst nieder und nennten den Ort Nombre de Dios, wegen des Bildnisses unsers Heylandes, das sie in dem Hause eines Indianers fanden. Damals bestimmte Urbanetta, in einer Reise, die er deswegen nach Neu-Spanien that, die ordentliche Route, die man in Meeren, die nur von ohngefähr durchschift worden, nehmen muste, und machte brauchbare Charten zu dieser Fahrt.

Die Eroberung von Manille folgte gleich auf die von Zebu. Man theilte die eroberten Ländereyen unter die spanischen Soldaten, wovon einige zu Lehn gemacht und mit sonderbaren Vorzügen versehen wurden. Im Jahr 1575 wurde Xolo und Mindanao Spanien unterwürfig und damals bekamen alle diese Insuln den Namen der Philippinischen. Gomez Perez de **Las Marignas**, der 1590 das Commando darüber erhielt, ließ Manille mit einer Mauer umgeben, die zwölf tausend, acht hundert und neun und vierzig geometrische Fuß in Umkreise hatte. Er ließ auch das Fort St. Jacob erbauen, das am Eingang des Flußes liegt. Nachdem dieser General eine trefliche Flotte ausgerüstet hatte, nahm er sich vor, sie nach den Moluckischen Insuln zu führen, um sie zu erobern. Da er sich aber in eine Galeere setzte, die Flotte einzuhohlen, die schon unter Seegel gegangen war, erstachen ihn des Nachts seine Ruder-Knechte, die Chineser waren, und die er mit Gewalt angeworben hatte. Mehr als achtzig Spanier, die ihn begleiteten, hatten eben dieses Schicksal. Seine Galeere wurde nach China gebracht. Dieses Unglück zernichtete den Anschlag auf die Moluckischen Insuln gänzlich.

Zu Anfange der Administration des **Dom Perro d' Acugna**, der 1601 nach den Philippinischen Insuln geschickt wurde, hätten zwey unglückliche Zufälle gar leicht den Untergang dieser neuen Colonie befördern können. Eine abscheu-

scheuliche Feuersbrunst, die man nicht dämpfen konnte, verzehrte die schönsten Gebäude und die reichsten Niederlagen von Manille, brachte sehr viele Spanier und Indianer ums Leben, verheerte zwey hundert und siebenzig Häuser und legte die Hälfte der Stadt in die Asche. Die Chineser, die sich in der Vorstadt zu Parian, unter den Namen **Sangleys**, niedergelaßen, wurden beschuldiget, daß sie die Urheber dieses Unglücks gewesen wären und dieser Verdacht wurde durch die Entdeckung einer Zusammenverschwörung, bestättiget. **Enkan**, ein bekehrter Chineser, gebürtig aus der Provinz Canton, ein bey seinen Landesleuten wegen seines Reichthums und des Zutrauens, das der Gouverneur in ihn setzte, angesehener Mann, entschloß nach Manille an der Spitze von fünf und zwanzig Tausend Sangleys zu gehen, die Spanier zu ermorden und sich zum Könige ausruffen zu laßen. Diese Verschwörung sollte den 4 October 1603 ins Werk gerichtet werden: allein ein Priester von **Oviapo**; nahe an der Hauptstadt, wurde durch eine junge Indianerin davon benachrichtiget, und entdeckte dem Gouverneur alles, was er gehört hatte. Damit aber Dom Pedro den gefährlichen Absichten der Chineser zuvorkommen möchte, so ließ er ihren Chefs bekannt machen, daß er von ihren Vorhaben benachrichtiget wäre und gab sich alle Mühe, sie ihrer Pflicht zu erinnern. Seine Bemühung war vergebens, und den dritten October fiengen die Sangleys von Pavian an, sich in einem Holze, nicht weit von ihren

Wohn-

Wohnplätzen, zusammen zu rottiren. Als es Nacht wurde, steckten sie einige Lusthäuser an, unter andern des Capitains Marqvina seins, den sie mit seiner Frau, Kindern und Bedienten, ermordeten. Drauf fielen sie auf Qviapo, welches sie abbrannten und zwanzig Personen umbrachten.

Dom Ludwig de Las Marignas, ein Sohn des Gouverneurs, den der chinesische Ruderknecht auf der Galeere ermordet hatte, commandirte in diesem Viertel. Nachdem er sich an die Spitze von zwey Companien Soldaten und einigen Freywilligen gestellet hatte, gab er Feuer auf die Rebellen; trieb sie zurück und zwung sie, die Vorstadt Tondo, allwo sie auch etliche Häuser verbrant, zu verlaßen. Da er sich aber vorgenommen hatte, sie wider Einrathen seiner klügsten Officire, zu verfolgen, vertiefte er sich kühner Weise, mit einer Handvoll Soldaten, in die morastigen Oerter, wo ihn die Feinde umringeten, umbrachten u. s. ganz Detaschement in Stücken hieben.

Die Sangleys, stolz auf diesen Sieg, schnitten den überwundenen Spaniern die Köpfe ab, steckten sie auf ihre Lanzen, und trugen sie siegreich ins Holz, wo sie sich den Abend zuvor versammlet hatten. Drey Tage darauf giengen sie auf die Hauptstadt loß, marschirten in Angesicht der Spanier durch den Fluß, und qvartireten sich in die Vorstadt Parian, die nur einen Büchsen-Schuß von der Stadt liegt. Sie bemüheten

sich, diejenigen von ihren Landsleuten mit in ihre Empörung zu verwickeln, die sich noch nicht dazu verstanden hatten, zum Exempel einige indianische Kaufleute, die man Anhayes nennt, die sich in eben diesem Qvartiere niedergelassen hatten. Da sie sich aber weigerten, die Waffen zu ergreiffen, brachten die Rebellen eine große Anzahl derselben um, und plünderten alle ihr Vermögen.

Inzwischen daß die Sangleys diese Gewaltthätigkeiten begingen, machte Dom Pedro in der Hauptstadt weise Anordnungen, und bereitete sich zu einer herzhaften Vertheidigung. Er ließ auser der Stadt viele Häuser niederreissen, die zu nahe an den Mauern standen, und befahl, daß man in der Stadt alle diejenigen abdecken sollte, die nur ein Dach von Blättern hatten, und deswegen leichter angezündet werden konnten. Ein Officier, der diesen Befehl zur Ausübung bringen sollte, wurde gewahr, daß ein Haus nicht abgedeckt war und schickte Soldaten hinein um das Dach herunter zu schmeissen. Sie fanden den Encan, das Haupt der Zusammenverschworenen, darinne, der unter vielen Weibern versteckt war, die sich bemühten ihn mit ihren Kleidern zu bedecken. Man führte ihn vor den Statthalter, und bey dem ersten Verhör bekannte er, daß er der Urheber der Rebellion sey, und daß die Sangleys beschlossen hätten, ihm das Commando zu übertragen, wenn sie würden Herren von der Stadt seyn. Auf dieses Bekenntnis wurde

er verurtheilet den Kopf zu verlieren, und er wurde vierzehn Tage darauf auf öffentlichem Marckte gehangen.

Als Dom Pedro sahe, daß die Sangleys in der Vorstadt Parian ohne Ordnung und Vorsicht haufenweis herum liefen, und sich öffentlich in den Strasen zeigten, lies er einige Stücke auf sie richten, die eine grose Menge derselben tödeten. Da die Feinde an diesem Orte nicht bleiben konnten, so begaben sie sich in ein benachbartes Kloster, wohin ihnen der Vicekönig fünf hundert Spanier unter Anführung des Hauptmanns Gallinato folgen lies. Die Sangleys schlugen den Streit nicht aus, und rückten ungefähr viertausend Mann an der Zahl in ziemlicher Ordnung an. Die Spanier, die sich auf einer Brücke verschanzt hatten, gaben eine lebhafte Salve auf sie, die ihnen bey nahe vierhundert Mann tödete, und sie zwang, sich zurück zu ziehen. Allein des Abends an eben dem Tage näherten sich die Feinde der Stadt mit Leitern und Maschinen von einer besondern Erfindung, in der Absicht sie zu ersteigen. Die Artillerie vom Walle beschoß sie nochmals, und brachte sie in solche Unordnung, daß sie die Flucht nahmen, und ihre Maschinen, die die Canonen der Spanier zerschmettert hatten, zurück liesen. Man verfolgte sie bis über die Vorstadt hinaus, wo ein hartes Treffen geliefert wurde, und sie nahmen den Weg wieder nach dem Kloster, nachdem sie mehr, als zwey tausend Mann verlohren

ren hatten, so wohl bey den Mauern, als auch in dem Viertheil Parian, und an dem Ufer des Flusses, wo auch ein lebhaftes Scharmützel vorfiel. Den Tag darauf gingen sie über den Flus und nahmen den Weg nach Tabuco, welches fünf Meilen von Manille ist. Sie wurden in diesem Posten angegriffen, den sie eilfertig verliesen, um sich nach Sanct Paul zu begeben, welches eilf Meilen weiter ist. Auf diesem Marsche aber verlohren sie funfzehn hundert Mann, die sich von der Armee entfernet hatten, und niedergehauen wurden. Endlich belagerte man sie in dem Flecken Sanct Paul, wo sie sich verschanzet hatten, und man schloß sie enge ein, daß sie genöthiget wurden herauszugehen. Ihre Arrieregarde wurde auf diesem Rückzuge gänzlich zernichtet. Einige Tage darauf hatte ihre Avantgarde eben das Schicksal zu Barangas, wo alles, was von den aufrührischen Chinesern übrig war, durch die Spanische Armee ausgerottet wurde. Auf diese Art erstickte die kluge Aufführung des Dom Peder diesen gefährlichen Aufstand, der beynahe in den Philippinen ein allgemeines Kriegsfeuer verursachet hätte. Argensola versichert, daß in den verschiedenen Treffen, die man den Aufrührern liefern muste, mehr, als drey und zwanzig tausend Chineser umkamen.

Einige Zeit vor dieser Zusammenverschwörung unternahm eine blose Privatperson, Stephano Rodriguez Figuerva, auf seine eigne Unkosten die Eroberung von Mindanao, und setzte alle

Pro-

Provinzen der Insel in Schrecken. Er starb aber in dieser Unternehmung, die mit verschiedenem Glücke von **Juan von Ronquillo** fortgesetzet wurde. Nach einem hartnäckigen Kriege, der bey nahe vierzig Jahr dauerte, unterwarf 1615 **Juan Chaves** die Provinz Samboagan, und lies eine Schanze in diesen Gegenden bauen. Die Spanier führten zu eben der Zeit in den Provinzen Caragos, Illigan und Dapitan verschiedene andere Festungen auf, und unterwarfen sich die Insel Xolo gänzlich. Eine kindische Furcht hatte an der Schnelligkeit dieser Eroberungen grosen Antheil. Als die Indianer von Mindanao sahen, daß die Spanier einen langen Degen an der Seite hatten, Seezwieback asen und Taback rauchten, hielten sie dieselben für fürchterliche Ungeheuer, die einen Schwanz hätten, Steine äsen, und Rauch von sich spien. Die Jesuiten, die sich im Jahr 1624 in der Insel einschlichen, trugen zur Unterwerfung dieser Insulaner auch viel bey.

Dieses Glück aber dauerte nicht lange. Als die Chineser Manille mit einem Einfalle bedrohten, so ruften die Spanier, um die Hauptstadt ihres Etablissements zu vertheidigen, die Troupen, die sie zu Mindanao hatten, zurück, und verliesen die meisten Festungen, die sie in der Insel besasen. Der König von Samboagan lies diese Plätze schleifen, jagte die Mißionarien aus dem Lande, und erlaubte den Spaniern nicht mehr, sich auf seinem Gebiethe niederzulassen.

Der König von Xolo befreyte sich 1648 auch von ihrem Joche, und schloß einen Traktat mit ihnen, wodurch er ihnen erlaubte in allen Häfen der Insel zu handeln, aber ohne sich einiger Herrschaft darinne anzumasen. Die Spanier haben seit einem Jahrhunderte in den Philippinen keine andere Eroberungen gemacht, und ihre Herrschaft hat sich in diesen Inseln so wenig ausgebreitet, daß sie nicht den zehnden Theil davon besitzen.

Der Mittelpunkt ihrer Macht ist zu Manille. Dies ist eine Stadt, die zum Handel nach China, Japan, Borneo, Camboie, und den Molluckischen Inseln sehr vortheilhaft liegt. Man sieht alle Jahre aus diesen verschiedenen Ländern eine Menge Schiffe ankommen, und der Zulauf der Fremden ist, besonders bey der Ankunft der Chineser Flotten, so gros, daß man ihrer gemeiniglich dreyzehn bis vierzehn tausend zehlet, von denen die meisten genöthiget sind unter Zelten zu wohnen. Ein solcher Ort, in den Händen einer arbeitsamern und thätigern Nation, würde vielleicht die reichste Niederlage von der Welt werden. Allein die meisten Spanier, die an der beschwerlichen Sorge der Handlung einen Eckel haben, geben alle ihr Vermögen in die Hände der Sangleys, die sich auf Unkosten dieser trägen Herren bereichern. Man zählet in der Vorstadt Parian mehr, als drey tausend derselben, und in den andern Gegenden der Spanischen Colonie noch einmal so viel. Ihre Anzahl war ehemals ungefähr vierzig tausend; die Zusammenverschwö-

schwörung aber, von der ich geredet habe, brachte den grösten Theil derselben um, und verursachte strenge Befehle aus Spanien, die sie auf ewig aus Manille verjagten. Ungeachtet der Strenge dieser Verbannung, hat man sie immer, wegen der Dienste, die sie den Spaniern erwiesen, in der Insel geduldet. Wenn sie ankommen, halten sie sich einige Monate verborgen, und hernach machet die Gewohnheit sie zu sehen, daß man über diese Zuwiderhandlung des Befehls die Augen zudrücket.

Der vornehmste Handel von Manille ist mit Acapulco, welches ein Hafen von Mexico ist. Sie schicket alle Jahre eine Menge Waaren dahin, als Gewürze, Musselin, gemalte Leinwand, und andere Zeuge, die sie aus Indien bekommt; Goldschmiedsarbeit, die zu Manille selbst von den Chinesern gemacht wird; seidene Zeuge von China, und besonders seidene Strümpfe, von denen man ungefähr funfzig tausend Paar bey jeder Reise verführet. Die Ladung zurück ist Cochenille, eingemachte Sachen von Mexico, Europäische Kramwaaren und Kleinodien für die Weiber von Manille, Spanische Weine, und besonders Silberstangen.

Dieser Handel ist nicht allen Spaniern der Philippinischen Inseln erlaubt. Verschiedene Verordnungen schliesen ihn nur auf gewisse Personen ein. Die Klöster dieser Colonie haben das Recht eine gewisse Anzahl Ballen, als eine Verehrung zum Unterhalte der Mißionarien, zu laden;

und es stehet ihnen frey dieses Recht den Kaufleuten zu verkaufen, oder zu überlassen. Eben dieser Handel ist durch die Verordnungen auf einen gewissen Werth eingeschränket, der nicht über sechs hundert tausend Piasters seyn darf. Es ist aber kein Jahr, wo die Ladung, die von Manille abgeht, nicht um vieles höher steige; und wo die Ladungen auf der Rückkehr von Acapulco nicht auf drey Millionen Piasters gerechnet werden könne.

Die Waaren werden auf einer oder zwey Gallionen verfahren, die an Gröse den Kriegsschiffen gleich sind, und die zuweilen zwölf hundert Mann führen. Die Zeit der Abreise von Manille ist der Monat Julius, und man kommt zu Acapulco im December oder Januar an. Die Schiffe finden auf dieser langen Reise keinen andern Hafen, noch einen Ort, wo sie ankern könnten, als in den marianischen Inseln, die vierhundert Meilen von den Philippinen sind, und sie werfen nicht leicht eher, als wenn sie von Acapulco zurück kommen, bey diesen Inseln Anker. Das Galion, welches die Rückladung führet, wird eilfertig beladen, und muß vor dem ersten April aus den Häfen von Mexico auslaufen. Die Engländer bemächtigten sich 1743, unter Anführung des Herren Anson, des Galions von Acapulco, dessen Ladung sich auf eine Million acht hundert und drey und vierzig tausend Stücken von Achten, und fünf und dreysig tausend sechs hundert und zwey und achtzig Unzen Silber

in Stangen, belief, auser was an Cochenill und andern Waaren war.

Die Colonie von Manille wird von einem Statthalter regieret, der mit diesem Titel den Titel eines General-Capitains verknüpfet, und dessen Amt acht Jahr dauert. Er ist Präsident von einem hohen Gerichte, das aus vier Räthen, und einem Fiscale bestehet. Dieses Gerichte, das 1548 errichtet ward, wurde 1590 abgeschafet, und sechs Jahr hernach mit neuen Vorzügen wieder hergestellet. Man appelliret von den Gerichten der andern Städe an dasselbe, und die Klagen wider die Geistlichen, die einige Gewaltthätigkeit begangen haben, werden auch vor demselben angebracht. Der Statthalter hat das Recht darinne zu präsidiren; er hat aber so wohl, als der Fiscal keine Stimme; und wenn die Stimme der vier Räthe getheilet sind, so ernennet er einen Doktor um den Ausschlag zu geben.

Eben dieser Officier hat das Commando über die Armeen, vergiebt alle militarische Aemter, ernennet die Commendanten der Plätze, und die zwey und zwanzig Alcaden, die eben so viel Provinzen regieren. Er hat die Macht den Indianern Hauptmanns und Obristen Patente zu geben, den Spanischen Soldaten Länder auszutheilen und sie zu Herrschaften zu machen. Diese Lehne werden gemeiniglich nur auf Lebenszeit gegeben, oder mit dem Rechte der Erbfolge für die Frau und Kinder, hernach fallen sie wieder an die Königliche Kammer.

Diese Macht, die fast ohne Grenzen ist, hat in der Untersuchung, die man von der Aufführung der Vierkönige nach ihrer Verwaltung anstellet, ihr Gegengewichte. Jede Privatperson kann sich bey dem neuen Statthalter beklagen, und dieses Recht dauert sechzig Tage. Geinelli versichert, daß diese Untersuchung dem Nachfolger 100000 Thaler einträgt, und daß sie sein Vorgänger bereit halten muß, um einer strengern Begegnung zu entgehen.

Die Regierung der Kirche hat der Erzbischof von Manille nebst dreyen seiner Bischöffe, welche der Bischof von Zebu, von Camarines und von Cagayan sind. Ausser diesen vier Prälaten ist zu Manille ein Titularbischof zur Besetzung der ersten Kirche, die offen wird: eine nöthige Vorsicht so wohl um dem Könige von Spanien das Recht der Ernennung zu erhalten, als auch um die gute Ordnung in dem vacanten Bißthume zu erhalten, welches viele Jahre ohne Hirten seyn würde, wenn man warten müste, bis einer von Madrid käme. Die Bischöffe und der Gouverneur haben bey der Wahl der Geistlichen, die die weltlichen Pfarren und königlichen Pfründen erhalten sollen, den meisten Einfluß. Der Bischof schläget drey Personen vor, und der Gouverneur erwählet einen davon. Die Pfarren, die von ordentlichen Geistlichen verwaltet werden, hangen von der Ernennung des Superiors des Ordens ab. Ein jeder Mönch kan ohne Erlaubnis des Bischofs

schofs die Beichte eines Indianers anhören: aber er muß die Erlaubnis des ordentlichen Pfarrers des Orts haben, wenn er einen Spanier Beichte hören will. Man hat nicht vergessen, hier ein Gerichte der heiligen Inquisition zu errichten. Das Gerichte von Mexico ernennet der Grosinquisitor von Manille.

Vierter Abschnitt.

Naturgeschichte der Philippinischen Inseln.

Die Hitze und Feuchtigkeit herrschet in diesen Inseln bey nahe in eben dem Grade und es entstehet daraus ein ziemlich gemäsigtes Clima. Ihre nahe Lage an der Linie machet, daß sie beständig Tag und Nacht gleich haben. Man siehet daselbst niemals weder Schnee noch Eis. Die gröste Hitze ist nicht so empfindlich, als diejenige, die man mitten im Sommer in Italien empfindet; sie verursachet aber eine häufigere Ausdünstung, die sich um die Stunde des Essens und des Schlafs zeiget. Dieser beschwerliche Schweis schwächet die besten Temperamente *). Der Sommer fänget sich im Monat Merz an und endiget sich mit dem Monat Junius. Die Feuchtigkeit, die ihn mäsiget, kommt aus der grossen Menge Seen, Flüsse und Quellen, die das Land wäs-
sern, von den öftern Regen der von den Him-
mel

*) Geschichte der Reisen. Theil X. Salmon, wie oben.

mel fällt, und von dem häufigen Thau, der die Erde an den hellsten Tagen befeuchtet.

Die Süd und Westwinde wehen den Monat Junius, Julius, Augustus, und einen Theil des Septembers hindurch. Sie bringen so grosen Regen mit, daß, weil das ganze Land überschwemmet ist, sich die Einwohner einer Gegend ohne Hülfe kleiner Barken nicht besuchen können. Die Ungewitter sind zu der Zeit häufig. Sie fangen mit einen erstaunenden Regen an, auf den Donner und Blitz folget. Von dem Monat October, bis zum Monat May, siehet man die Nord und Ostwinde wehen, die Trockenheit und schönes Wetter bringen.

Diese Inseln sind den Erdbeben sehr unterworfen, die niemals schrecklicher, als in dem trockenen Mousson sind. Es war 1645 zu Manille ein so erschreckliches, daß das Dritthei! der Hauptstadt umgestürzet wurde, und drey tausend Menschen unter dem Schutte der Häuser begraben wurden. Achtzehn Jahr zuvor wurde durch eine solche Erschütterung die man zu Cagayan merkte, in dem mitternächtlichen Theile der Insel einer von den zwey Bergen, die man Carvallos nennte, ganz eben gemacht. Die Feuerspeyenden Berge, wovon das Land voll ist, und die beständig Flammen ausspeyen, machen, daß sich die Zufälle sehr oft zutragen.

Alle Reisende stellen uns die Philippinischen Inseln als eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden der Welt vor. Das Gras wächset darin-

darinne zu allen Jahrszeiten, und die Bäume, die immer Blätter haben, bringen ordentlich des Jahrs zweymal Früchte. Die Berge und unangebautesten Gegenden bringen von Natur eine erstaunende Menge Wurzeln und nahrhafter Körner hervor.

Unter den Philippinischen Früchten unterscheidet man den **Santor**, der die Gestalt und Farbe einer Pfirsicke hat, und den man auf eine vortrefliche Art einmacht; den **Malbol**, der der Pommeranze gleichet, und dessen Holz der Farbe und Schönheit des Ebenholzes beykommt; den **Bilimbin**, oder **Carambola**, einer Frucht, die in dem Gebiethe von Manille von einer grosen Süßigkeit, und in den meisten andern Gegenden Indiens von einer unangenehmen Säure ist; den **Panungian**, dessen rothe und harte Schale die Gestalt unserer Tannenäpfel und die Gröse eines Taubeneys hat; den **Carmer**, dessen Schale der Zwiebelschale gleichet, und der so gros, als ein gemeiner Apfel ist. Sein Fleisch ist säuerlich und erreget den Appetit. Der **Gayavas** ist eine Frucht, die man aus Neu Spanien hieher gebracht hat, und wovon man Wein macht, der den Palmenwein übertrift. Seine Blätter sind ein vortrefliches Mittel für die Wunden. Wir reden nicht von den Jambos, Jacas, Mangues, Ananas, Durions und so vielen andern Arten, die den meisten Gegenden Indiens gemein sind.

Gemelli zählet in diesen Inseln auf vierzig Arten von Palmbäumen. Die merkwürdigsten ihres Nutzens wegen sind der Roro, der Sasa, der Bourias, der Ronora.

Der Yoro ist eben die Pflanze, die die Molucker Sagu nennen. Er wächset von Natur auf dem Ufer der Flüsse, ohne daß er darf gewartet werden. Er hat inwendig so lang der Stamm ist ein weisses und weiches Wesen, woraus man einen Teig macht, der, wenn er an der Sonne getroknet ist, ohne anderes Feuer zu Brod wird.

Der Sasa, der sonst Nipa genennet wird, ist ein Cocosbaum von eben der Art. Man zapfet daraus durch einen Einschnitt einen angenehmen Saft, den man mit einer Art von Zimmet, Calinga genennet, zubereitet, der ihn dicke macht und verhindert, daß er nicht sauer wird. Seine Blätter, die mit Rohrfaden zusammen gebunden werden, dienen die Häuser zu decken. Man macht von seiner Rinde Seile, Calfat für die Schiffe, Gefäse und andere Bequemlichkeiten. Die Insulaner pressen aus seinen Früchten ein Oel, welches wenn es frisch ist, sehr gut ist.

Der Bourias ist ein viel gröserer und stärkerer Baum. Sein inwendiges Mark mit seiner Frucht gerieben, giebt ein Mehl, woraus man auch Brod macht: dies ist aber eine Nahrung, die nicht so gesund ist, als der Sagu. Man ziehet aus seinem Stamme einen Saft, der, wenn er am Feuer eingekocht ist, eine schwar-

ze Confitur wird, die die Insulaner Pacascas nennen.

Die vornehmsten Eigenschaften des Yonota sind, daß er einen sehr süssen Saft, eine Art von Wolle, Baios genennet, und schwarzen Hanf, Jonor genennet, oder Gamuro, wovon man Schifsthaue macht, giebt. Die Faden, die man aus seiner Rinde ziehet, sind schwarz, und dauren lange in Wasser.

Das Land bringt anderes kostbares Holz hervor, als Ebenholz, den rothen Baleyon, den Asana, der sonst Naga genennet wird, woraus man Gefäse macht, die das Wasser reinigen, und die ihm eine blaue Farbe geben; den Calinga, ein wohlriechend Holz, das dem Zimmet gleich kommt; den Tiga, oder das Eisenholz, das wegen seiner Härte so genennet wird, die es so schwer zu sägen macht, als Marmor.

Unter den Pflanzen und Wurzeln, die dieser Gegend eigen sind, und deren Ueberfluß so gros ist, daß die meisten Insulaner nicht bedacht sind sich eine andere Nahrung zu verschaffen, unterscheidet man die Camotes, eine Art von Rüben von einem vortreflichen Geschmacke; die Glabis, woraus man eine Art Brod macht; den Ubis, der von der Art der Kürbisse ist, und dessen Pflanze dem Epheu gleichet; der Xicamas, der mit Pfeffer und Eßig eingemacht wird, und eine Menge wilder Mähren, die viel süsser sind, als unsere.

Der Pollo, der die Gestalt des Portulak hat; die Pansipane, eine Pflanze, die ein wenig höher ist, und eine weisse Blüthe hervorbringt, die der Blüthe der Bohnen gleich ist; die Golondrine, der Alipayon, die Wurzel Dilao, das Kraut Carongron, das Holz, das man Daran nennet, die Frucht des Aneuyon, der Pandacaque, sind heilsame Pflanzen, die man in der Medicin mit Nutzen brauchet, besonders zur Heilung der Wunden. Das Land bringt auch giftige hervor, deren blose Anrührung, wie man sagt, tödlich ist. Aus dem Baume, Camandag genannt, läuft ein gefährlicher Saft, dessen sich die Indianer bedienen ihre Pfeile zu vergiften. Sein Schatten macht, daß alles nahe Gras, stirbet, und wenn er blühet, so breitet er einen zarten Gift aus, der die Luft umher verderbet. Ein Reisender *) versichert, daß man sich vor diesen bösen Einflüssen verwahret, wenn man ein klein Stück Holz in den Mund nimmt, oder ein Blat von einem gewissen Strauche, den er nicht nennet, und welcher, wie er sagt, mit diesem Baume wächset. Die Wurzel des Bubai, wenn man sie am Arm trägt, wird auch für das gröste Verwahrungsmittel wider den Gift gehalten. Wenn man sie zu Pulver macht, heilet sie die gefährlichen Wunden glücklich. Der Strauch, der sie hervorbringt, ist eine Art des Epheus, der an den Bäumen hinauf läuft, und auch um die Gebäude herum wächset. Seine Wurzeln sind so tief, daß sie durch die dicksten Mau-

*) Gemelli, wie oben.

Mauren gehen, und sie mit der Zeit umstürzen. Die abgöttischen Indianer verehren ihn besonders, und nennen ihn Ma:ca:Bubai, oder den Baum, der das Leben giebt.

Die Insel Samar bringt diese berühmte Pflanze hervor, die die Spanier die Frucht oder die Bohne des heiligen Ignatius nennen, weil man die Entdeckung derselben den Jesuiten schuldig ist. Sie wächset auf der Erde hinweg, wie der Epheu. Ihre Blüthen gleichen den Blüthen des Granatenbaums. Ihre Frucht, die zuweilen die Grösse einer Melone bekommt, hat eine glatte und blaulichte Haut. Sie hat mitten in einem festen und bittern Wesen ein Dutzend dreyeckichte, harte und herbe Kerne, von der Grösse einer Haselnus, die gelb und grün schattiret sind. Von diesen geriebenen und mit Wasser oder Wein vermischten Kernen, ziehet man einen Gegengift wider verschiedene Arten des Gifts, und ein vortreflichs Mittel in den Krankheiten der Eingeweide, in den Durchläufen, in den Magenschmerzen, in den halsstarrigsten Fiebern, und in schweren Geburthen. Die gewöhnliche Dosis ist der sechzehende Theil einer Unze. Man macht ihre Kraft noch stärker, wenn man eine andere Frucht, Ligazo genannt, darzu nimmt, deren Wesen dem hänfenen Werge gleichet.

Ein Spanischer Soldat entdeckte 1642 auf dem Ufer des Ibabao eine Pflanze von der Art derjenigen, die man herbam sensitivam nennet,

die

die ihm dem Kohle gänzlich gleich zu kommen schien. Als er sie angreifen wollte, wurde er gewahr, daß sie sich von ihm entfernte, und sich ins Wasser verbarg. Man hat in der Insel Manille in den Gegenden der Hauptstadt eine andere Pflanze von eben der Art angetroffen, die die Spanier Veguenzosa, oder die schamhafte, genennet haben. So leise man sie auch anrühret, so weicht sie und zieht ihre Blätter zusammen.

Wir müssen nicht vergessen unter die Reichthümer der Philippinischen Inseln den Ambra, die Perlen, den Bezoar, die Gold- und Galmeygruben, die Schildkröt, den Indigo, verschiedene Arten von Gummis und Gewürzen, die Cassia, den Ingwer, den Cacao, die Zuckerröhre, das Wachs und den Taback zu rechnen. Diese letzte Produckte sind so bekannt, daß sie fast keinen Werth haben. Man kann davon nach dem Preise des Zuckers urtheilen, wovon der Centner nicht einen Thaler gilt.

Ein so fruchtbares Land muß nothwendig eine auserordentliche Vermehrung unter den Thieren hervorbringen. Man findet in den Wäldern eine solche Menge wilder Büffels, daß ein guter Jäger ihrer zwanzig in einem Tage mit der Lanze töden kann. Die Anzahl der Hirsche, der wilden Schweine, der Ziegen und der Affen ist nicht weniger ungemein gros. Die Spanier fanden bey ihrer Ankunft in der Insel keine Ochsen noch Pferde darinne: diejenigen, die sie aus neu Spanien haben kommen lassen, haben sich sehr wohl darinne gefunden.

Die Zibethkatzen sind nach Vergleichung eben so gemein. Diese Thiere, die mit den Katzen einige Gleichheit haben, tragen unter ihrem Schwanze in einem kleinen Beutel einen ziemlich beliebten Biesam. Er bestehet aus einer salbengleichen Materie, deren Gewichte ihnen so beschwerlich ist, daß sie sich an der Erde reiben um die Blase, die ihn in sich begreift, zu zerreissen. Man siehet hier eine andere Art von Katzen, die die Insulaner **Tanguans** nennen. Sie haben die Farbe der Füchse. Sie haben harichte Flügel, derer sie sich nur bedienen von einen Baume zum andern zu springen, wie die Eichhörnchen. Man giebt vor, daß sich dieses sonderbare Thier nur in den Philippinischen Inseln befindet.

Unter den Vögeln hat der **Tavon**, der **Paloma Torcaz**, der **Salagan**, der **Herrero**, der **Colocolo**, den vornehmsten Platz. Der Tavon ist ein Seevogel, schwarz und klein wie eine Henne, mit einem ziemlich langen Halse und Beinen. Er legt seine Eyer in sandichtes Erdreich. Sie sind so gros, als ein Gänse Ey. Was dabey wunderbar ist, ist dieses, daß man, wenn die Jungen ausgekrochen sind, das Gelbe ganz ohne Weisses darinne findet, und daß sie alsdenn eben so gut zu essen sind, als vorher; woraus man schliesset, daß es nicht allezeit wahr ist, daß die Fruchtbarkeit von der Dotter komme. Das Weibchen sammelt ihre Eyer bis auf viertzig oder funfzig, in einer kleinen Grube, die sie mit Sand bedecket, und woraus die Hitze der

Luft

Luft eine Art eines Ofens macht. Wenn die Jungen so stark sind, daß sie die Schale abstosen und den Sand aufmachen können, um heraus zu gehen, so setzet sich die Mutter auf die nahen Bäume, und flieget vielemal um das Nest herum, indem sie aus allen Kräften schreyet. Die Jungen, die durch den Schall ermuntert werden, machen alsdenn so viele Bewegungen und wenden so viele Kräfte an, daß sie, indem sie alle Hinderniße überwinden, ein Mittel finden sich zu ihr zu begeben. Die Tavons machen ihr Nest im Monat Merz, Aprill und May; eine Zeit, wo das Meer ruhiger ist, und seine Wellen nicht so hoch erhebet, daß sie ihnen schaden können. Die Matrosen suchen diese Nester begierig am Ufer. Wenn sie finden, daß die Erde umgewühlt ist, so öfnen sie dieselbe mit einem Stocke, und nehmen die Eyer und Jungen, die man gleich schätzt. Diese Beschreibung giebt uns der Geschichtschreiber der Reisen nach dem Gemelli.

Der Paloma Torcaz ist von der Gröse eines Kranichs. Er ist seiner Federn wegen merkwürdig, die grau, grün, roth und weis sind, wegen eines rothen Flecks mitten auf der Brust, und wegen seines Schnabels und seiner Füse, die auch von einer schönen Fleischfarbe sind. Der Salagan ist dieser berühmte Vogel, dessen Nester im ganzen Oriente für ein so wohlschmeckendes Gerichte gehalten werden. Man findet ihn in ziemlicher Menge zu Mindanao, zu Xolo und in den Eglamianischen Inseln. Der Herrero

hat

hat grüne Federn. Er ist so groß, als eine Henne. Er ist wegen seines Schnabels, der so lang und hart ist, daß er mit grossen Getöse die grösten Bäume durchbohret, um sein Nest darinne zu machen, merkwürdig. Davon hat er den Nahmen des Herrero, oder des Zimmermanns, den ihm die Spanier gegeben haben, bekommen. Man eignet dem Colocole den zwiefachen Vortheil zu, daß er im Wasser schwimmen und in der Luft mit eben der Geschwindigkeit fliegen kann. Seine Federn sind so dichte, daß sie trocken werden, sobald er sie schüttelt wenn er aus dem Wasser ist. Dieser Vogel hat schwarze Federn, ist kleiner, als der Adler, hat einen so langen und starken Schnabel, daß er sehr grosse Fische wegführet.

Man findet in eben den Inseln eine Menge Pfaue, Papagayen und weisse Cacatous und grüne Vögel **Volanos** genannt. Man siehet darinne keine Rebhüner noch Fasanen. Die Wachteln haben hier rothe Füsse und sind noch einmal so klein, als unsere.

Die philippinischen Inseln haben verschiedene Arten von Bienen. Diejenigen, die man **Poykoytan** nennet, sind grösser, als die europäischen Bienen. Sie legen auf die Gipfel der grösten Bäume Honigfladen, die sechs oder sieben Hände breit lang sind und eine verhältnißmäßige Breite haben, und die so feste an den Aesten hangen, daß sie die ungestümsten Regen nicht davon losreissen können. Andere Bienen, **Liquam** genennet, so groß, als unsere, machen ihr Honig in dem

Stamme der Bäume. Eine dritte Art, **Lokas** genennet, und die keinen Stachel haben, machen ein herbes Honig und ein schwarzes Wachs. Sie sind so groß, als eine gemeine Fliege. Diejenigen, die **Camomo** genennet werden, machen die vierte Classe aus, die sich an die grossen Bäume hängt, wie die Bienen von der ersten Art.

Unter einer Menge von Fischen aller Art, unterscheidet man denjenigen, den die Spanier **Pesce-Muger**, oder das Fischweib, genennet haben, weil er solche Brüste und Schaamglieder hat, als das weibliche Geschlecht, und weil man in dieser Art kein Männchen kennet. Sein Fleisch schmecket wie Schweinefleisch. Man findet in diesem Meere Wallfische von verschiedener Grösse; Seepferde, die keine Füsse haben, und deren Schwanz dem Schwanze der Crocodille gleichet; den Fisch, den man **Epee** nennet, wegen der auserordentlichen Länge seines Horns, mit welchem er zuweilen kleine Barken umwirft; Austern und Rochen von einer erstaunenden Grösse. Die Seen und Flüsse sind voll Crocodille und einer andern Art ungeheurer Fische, die die Insulaner **Buhagas** nennen. Gemelli, dessen Erzählungen oft übertrieben sind, versichert, daß die Crocodille der philippinischen Inseln so begierig nach Menschenblute sind, daß man niemals eins von diesen Ungeheuern geöfnet hat, ohne in seinem Bauche Knochen und Hirnschädel von Menschen zu finden; Daß sie inzwischen von Hunger nicht so gequälet werden, als andere Thiere, weil die Nahrung,

die sie zu sich nehmen, da sie im Unterleibe keine Gänge zum Auswurfe haben, länger in ihren Magen bleibet, der sich nur durch das Ausspeyen ausleeret. Er fügt hinzu, daß die Weibchen so fruchtbar sind, daß sie zugleich funfzig Eyer ausbrüten; kaum aber sind ihre Jungen ausgekrochen, so fressen sie dieselben eins nach dem andern, und lassen nur eine kleine Anzahl davon übrig. Er giebt noch weiter vor, daß die Buhagas keine Zunge haben: daß sie im Wasser nicht fressen können; daß ihnen die Natur vier Augen gegeben hat, zwey oben und zwey unten, ungeachtet daß sie dennoch nicht weit sehen; daß übrigens die Männchen nur mit den halben Leibe aus dem Wasser gehen können, und daß die Weibchen die Sorge auf sich nehmen ihnen von dem Lande zu fressen zu holen.

Fünfter Abschnitt.

Was die Sitten der philippinischen Einwohner am merkwürdigsten haben.

Wir wollen diesen Abschnitt mit einigen Anmerkungen endigen, die die natürliche Einwohner der philippinischen Inseln betreffen. Diese Völker sind, wie man schon angemerkt hat, eine Vermischung von verschiedenen indianischen Colonien, die zu verschiedenen Zeiten in diese Inseln gekommen sind. Es scheinet, daß das älteste Geschlecht dieser Indianer dasjenige ist, welches auf

den Gebürgen wohnet. Sie haben mit den Spaniern so wenig Gemeinschaft, daß es nicht möglich gewesen ist sich von ihrem Ursprunge ein gewisses Licht zu verschaffen. Salmon glaubt, daß sie von der malabarischen Küste gekommen sind wegen einiger Gleichheiten die sich zwischen ihrer Sprache und derjenigen befinden, die in diesem Theile Indiens im Gebrauch ist. Ihr Leben ist von dem Leben des Viehs wenig unterschieden. Sie haben kleine beständige Wohnung. Sie leben von den Früchten und Wurzeln, die sie in den Wäldern finden; und wenn sie alle Lebensmittel in einer Gegend aufgezehret haben, so suchen sie welche an einen andern Orte. Man hat sich bisher vergebens Mühe gegeben sie unter das Joch zu bringen. Sie haben für die Herrschaft der Spanier einen solchen Abscheu, daß sie von dieser Nation ohne Mitleiden alle diejenigen umbringen, die sie antreffen. Wenn sie einen davon tödten können, so stehen sie drey Tage lang ausserordentliche Lustbarkeiten an und trinken nach der Reihe aus der Hirnschale ihres Feindes.

Das Land wird von andern indianischen Geschlechtern bewohnt, deren Ursprung neuer ist. Einige sind von Malaca gekommen; andere von Sumatra, von Borneo, von Macassar und von den andern Inseln des indianischen Oceans. Von allen diesen verschiedenen Völkern kennet man nur die Bisayas und Tagales, die bey der Ankunft der Spanier Herren von dem reichsten Theile der philippinischen Inseln waren. Ob sie

gleich

gleich fast alle dem Joche dieser Eroberer unterworfen sind, so regieren sie sich doch nach ihren eigenen Gesetzen. Ihre Sprache ist diejenige, die man zu Malaca redet. Sie hat dreyzehn Consonantes, fünf Vocales zum Reden, und nur drey zum Schreiben. Sie schreiben von unten auf, indem sie die erste Zeile auf die linke Hand setzen, und so nach der rechten fortfahren; eine sehr verschiedene Art von derjenigen, die die Japaner und Chineser haben, die von oben herunter und von der rechten zur linken schreiben. Sie haben von den Europäern gelernet ihre Buchstaben auf das Pappier zu entwerfen. Vor dieser Entdekkung schrieben sie mit einer Messerspitze auf die Rinde vom Rohr oder auf Palmenblätter.

Eins von ihren vornehmsten Gesetzen ist die Urheber ihrer Geburth zu lieben und zu ehren. Sie sind in Völkerschaften eingetheilet, die den Nahmen **Barangue** führen, und jede ihr Haupt haben. Alle Streitigkeiten werden vor diesen Richter gebracht, welcher einen Rath von den Aeltesten zur Seite hat. In den bürgerlichen Sachen rufet er die Partheyen und bemühet sich ihre Streitigkeit in der Güte abzuthun. Wenn er sie nicht vergleichen kann, so läst er sie schwören, daß sie es bey dem Ausspruche der Richter beruhen lassen wollen, und wenn sie sich demselben zu unterwerfen weigern, so verdammet er sie zu harten Strafen.

Der Todschlag wird selten öffentlich gestraft. Die Anverwandten des Getödeten suchen aber sich

an dem Todschläger zu rächen, woferne ihnen dieser zur Entschädigung nicht eine gewisse Menge Goldes anbiethet. Um den Thäter eines geheimen Diebstals zu entdecken nöthiget man alle Personen, auf die man Verdacht hat, etwas unter ein Tuch zu legen, damit man den Diebe Gelegenheit verschaffet, es ohne Schande wiederzugeben. Wenn dieser Versuch nicht glücket, so nimmt man zu zwey Proben seine Zuflucht. Die erste ist, daß man die Angeklagten nöthiget in einem Flusse unterzutauchen: derjenige, der zum ersten aus dem Wasser hervorkommt, wird für schuldig gehalten. Die andere Probe ist, daß man die Hand in einen siedenden Kessel stecket um einen Stein heraus zu nehmen. Derjenige, der sich derselben zu unterwerfen weigert, wird verurtheilt den Werth des Diebstals zu bezahlen.

Mit dem Ehebruche hält man es wie mit dem Diebstale. Man bestraft ihn nur durch den Beutel, mit diesem besondern Umstande, daß der Mann genöthiget ist mit seiner ungetreuen Frau fortzuleben, und daß seine Schande aufhöret, so bald ihm der Beleidiger eine Summe Geldes bezahlt hat. Für die Blutschande wird keine Bezahlung angenommen, die allezeit sehr hart bestraft wird.

Die Weiber bringen nicht nur keine Mitgabe zu den Männern, sondern ihre Familie verlanget auch eine Summe Geldes um sie zu überliefern. Man läst über dieses dem Manne den Eintritt in das Haus, hernach die Erlaubniß mit seiner

Frau zu reden, alsdenn die Erlaubniß mit ihr zu essen und zu trinken, endlich das Recht die Ehe zu vollziehen, bezahlen.

Die Tagales erlauben die Vielweiberey nicht; wenn sie aber von ihrer Frau keine Kinder haben, so können sie mit ihrer Einwilligung eine Sklavin in ihr Bette nehmen Die Bisayas nehmen ohne Bedenken vie Weiber. Die Kinder der Vornehmsten erben zwey Drittheile vom Vermögen, und der andern ihre nur ein Drittheil. Man versichert, daß diese Völker ehemals die Gewohnheit gehabt haben ihre Töchter die erste Hochzeitnacht öffentlichen Bedienten zu überlassen, die das Amt hatten ihnen die Jungferschaft zu nehmen, die man zum Vergnügen des Manns als eine Hinderniß ansahe. Die Spanier aber haben diese schändliche Gewohnheit in allen Gegenden ihrer Herrschaft abgeschaffet. Ueberhaupt sind die Bisayas dem sinnlichen Vergnügen sehr ergeben, und die Weiber sind nicht mehr zur Enthaltsamkeit geneigt, als die Männer. Die Männer sind so wenig zärtlich, daß sie sich betrüben, wie man sagt, Weiber zu heyrathen, die auser allen Argwohn sind, in der Meynung, daß eine junge Person, deren Tugend nicht angegriffen worden ist, einen Fehler haben müsse, der sie wenig liebenswürdig machet.

Diese Indianer können sich nicht entschliessen allein zu essen. Sie müssen wenigstens eine Person zur Gesellschaft bey Tische haben. Sie erlauben den ledigen Weibspersonen nicht bey den Nie-

derkünften zu seyn, weil sie glauben, daß sie ihre Gegenwart schwerer macht. Man begräbt die Armen in ein bloses Grab, das man in ihrem Hause macht. Die Reichen werden in einen Sarg von kostbaren Holze mit goldenen Armbändern und andern Zierathen geleget. Dieser Sarg wird in einen Winkel der Wohnung auf eine kleine Erhöhung, die man mit Laubwerk umgiebt, gesetzet. Man setzet eben dahin einen Kufer, worinne die Kleider des Verstorbenen, seine Waffen und andere Sachen, die er gebrauchet hat, sind. Ein Mann, der seine Frau verlieret, wird drey Tage hintereinander von Wittwern, und die Weiber, die ihre Männer verlieren ebenfalls von drey Wittwen bedienet. Das Trauerkleid ist bey den Tagales schwarz, und bey den Bisayas weis. Beyde scheeren sich alsdenn den Kopf und die Augenbraunen. Vor der Ankunft der Spanier, welche die Sitten dieser beyden Völker sanfter gemacht haben, hatten sie die Gewohnheit auf dem Grabe des Verstorbenen denjenigen von seinen Sklaven zu opfern, den er am meisten geliebet hatte. Wenn das Haupt einer Völkerschaft starb, so beobachteten alle Einwohner des Cantons viele Tage lang ein tiefes Stillschweigen. Alle Arbeit wurde ausgesetzt, und die Schiffahrt hörte auf den Flüssen auf.

Man redet von ihrem Fleisse mit grossen Ruhme. Die Mannspersonen machen schöne Sachen von Rohr, und sehr zarte kleine Goldschmiedsarbeit, als Ketten, goldene Rosenkränze. Die Weiber

haben in dem Sticken mit Seide eine bewundernswürdige Geschicklichkeit.

Diese Indianer sind klein von Gestalt, aber in ihren Verhältnissen sehr wohl gemacht. Ihre Farbe ist dunkelroth, welches den Schwarzen nahe kommt. Man findet unter ihnen einige ziemlich weisse Weiber. Sie bestreichen sich den Leib mit Cocosöhl, worunter sie Muscus und andere wohlriechende Sachen mischen. Sie schwärzen sich die Zähne, die sie sonst sehr rein halten, und sich sorgfältig feilen lassen, damit sie von gleicher Grösse werden. Die Männer und Weiber von Stande sind mit Armbändern, Ringen, Halsbändern und andern Kleinodien beschweret, und tragen an jedem Ohre zwey Ohrengehenke. Sie mahlten sich ehemals die Haut mit verschiedenen Figuren, welches bey ihnen für ein Kennzeichen des Adels gehalten wurde; und man erhielt dieses Recht nur durch grosse Thaten. Die Mannspersonen machten sich auf den ganzen Leib solche Figuren: die Weiber mahlten sich nur die eine Hand ganz und die andere nur zum Theil. Daher kommt der Nahme **Pintades**, den die Spanier der vornehmsten Völkerschaft der Bisayas gegeben haben. Dieser Gebrauch aber ist heut zu Tage fast gänzlich unter ihnen abgekommen.

Sie essen sitzend; ihre Stüle und Tische aber sind sehr niedrig. Sie haben, wie die Chineser so viel Tische, als Gäste. Ihre gewöhnliche Speise ist ein wenig Reis in Wasser gesotten. Sie trinken in Vergleichung vielmehr, als sie es-

 sen.

sen. Fleisch komt nicht leicht auf ihren Tisch, als bey Festtagen. Ihr vornehmste Zeitvertreib ist die Musik, das Tanzen, und das Hahnengefechte, den man hier zu diesem Ende mit einem scharfen Eisen bewafnet. Die Manns- und Weibspersonen rauchen Tabak, kauen Betel, und trinken Arack.

Diejenigen von diesen Insulanern, die der Herrschaft Spaniens unterworfen sind, haben fast alle den christlichen Glauben angenommen. Die andern bekennen die Abgötterey. Ihre Religion scheint mir viel Gleichheit mit den Siamesern ihrer zu haben. Sie erkennen eine grosse Menge Götter, deren Classen untereinander stehen. Es ist einer, den sie mehr verehren, als alle andere, und den alte tagalanische Gesänge **Barhala-May-Capal**, oder GOtt der Schöpfer, nennen. Sie beten auch die Sonne und den Mond an, verschiedene Thiere auf dem Lande und in den Wasser, Vögel, Felsen, Flüsse, und Vorgebürge. Die Bisayas verehren die alten Bäume besonders, und es ist bey ihnen eine Ruchlosigkeit, wenn man sie abhauet. Sie glauben, daß die Freunde ihrer Vorfahren auf ihrem Gipfel wohnen, wo sie dieselbe unter der Gestalt verschiedener Gespenste zu sehen glauben, die eine Riesengrösse, lange Hare, kleine Füsse, grosse Flügel und einen bemahlten Leib haben.

Sie glauben, die Welt werde von einer unzählbaren Menge Geister regieret, die die Bisayas **Daratas**, und die Tagales **Anitos**, nennen.

Eini-

Einige beschützen die Berge und den Saamen, andere die Fischerey, die Gebäude, die Gesundheit der Kinder. Sie setzen unter der Zahl dieser Götter ihre Vorfahren, die sie durch Opfer verehren und in der Noth anrufen. Dieses Vorurtheil bewegt die Alten einen hohen Ort zu ihren Grabe besonders auf den Vorgebürgen, die in das Meer hineingehen, zu erwählen, damit sie für die Fischer und Seeleute ein Gegenstand der Verehrung seyn mögen. Sie haben keine andere canonischen Schriften, als einige alte Gesänge, die das Geschlechtsregister ihrer Götter, ihre Heldenthaten, und eine Menge Fabeln von der Erschaffung der Welt und den ersten Einwohnern in sich begreifen.

* *

Neuntes Hauptstück.

Einwohner der marianischen Inseln und des neuen Guinea. Andere Insuln des indianischen Oceans. Fährt nach den südlichen Ländern.

Erster Abschnitt.

Marianische Inseln.

Die marianischen Inseln machen eine Kette von vielen Inseln, die sich, von Süden nach

nach Norden, von dem dreyzehnten Grade mitternächtlicher Breite bis zum zwey und zwanzigsten in einer Länge von hundert und sechzig Meilen erstrecken. Sie liegen am Ende des Südmeeres von den philippinischen Inseln beynahe vierhundert Meilen. Ihre Entfernung von der Mittagslinie der Eiseninsel ist hundert und sechzig Grade, oder dreytausend zweyhundert Meilen.

Magellan, der sie 1521 entdeckte, nennete sie die Diebesinseln, weil ihm die Einwohner zum erstenmale einige eiserne Werkzeuge und andere Kleinigkeiten stahlen. Sie bekamen hernach den Nahmen **de las Velas**, oder der **Seegelinseln**, wegen der Menge Barken des Landes, die mit aufgespannten Seegeln den spanischen Schiffen entgegen kamen. Endlich gab ihnen Maria von Oesterreich, Wittwe Philippi des IV. und Regentin von Spanien gegen die Mitte des letzten Jahrhundertes den Namen der marianischen Inseln. Unter ihrer Regierung errichteten die Spanier ein Etablissement in diesen Insuln von welchen Lopetz Lepaspi im Jahre 1565 für sie Besitz genommen hatte. Nachdem er sich der Hauptstadt, **Guahan** mit Nahmen, bemächtiget hatte, baueten sie eine Schanze daselbst und unterworfen sich in kurzer Zeit aller andern. Sie ziehen wenig Nutzen daraus, und sie sind ihnen sogar zur Last wegen der Unkosten, die die Erhaltung dieser Colonie verursachet, sie sind aber eine bequeme Niederlage für die Schiffe, die von neu Spanien nach Manille gehen, und die nach einer Reise von

verschiedenen Monaten in der Südsee ohne einiges Land zu entdecken, Mittel finden sich in diesen Inseln zu erholen.

Die mittäglichste und gröste ist **Guahan**, oder **Insel des heiligen Johannes.** Ihre Höhe ist dreyzehn Grad dreysig Minuten, ihre Länge acht Meilen, ihre Breite drey, und ihr Umfang fünf und zwanzig bis dreyßig. Salmon zählet darinne drey oder vierhundert Einwohner, und der Pater Gobien mehr, als dreyßigtausend. Dampier der sie 1687, ungefehr zwanzig Jahr nach der Festsetzung der Spanier, besuchte, fand nur etwan hundert eingebohrne Indianer darinne, die ein schwacher Ueberrest von einer zahlreichen Völkerschaft waren, welche, einer fremden Herrschaft überdrüßig, sich in die benachbarten Inseln begaben, nachdem sie alle Wohnungen, die sie auf der Insel Guahan besas, eingerissen hatte *.

Das Land ist angenehm und fruchtbar. Man findet darinne verschiedene bequeme Hafen, als **Umatage** und **Pigpug**, gegen Süden, und **Agadna** gegen Westen, der der beste unter allen ist. Die östliche Küste, die die höchste ist, zeiget von allen Seiten steile Felsen, die das Ufer vertheidigen, und die eine Landung von dieser Seite unmöglich machen. Die westlichen und südlichen Küsten sind ziemlich tief, und mit sandigten Bayen versehen, in welche man sehr leicht kommen kann.

Wenn

* Gobien Geschichte der marianischen Inseln; Salmon, Zustand der Diebesinseln; Pigaphetta, Dampier, Gemelli, Anson, ꝛc.

Wenn man von Süden nach Norden gehet, trift man folgende Inseln nach einander an. 1. Zarpane, sonst **Rota**, oder **Insel der heiligen Anna**, die sieben Meilen von Guanha liegt. Sie hat funfzehn kleine Meilen im Umkreise und zwey vortrefliche Hafen, einen gegen Süden und den andern gegen Nordwesten. 2. Aguiguan, oder **Insel des heiligen Angelus**, dreyzehn Meilen von Zarpane. Sie erhebet sich mitten aus dem Meere als eine Festung, die auf eine Anhöhe erbauet ist: kaum kann man durch einige Oefnungen an dieselbe kommen. 3. **Tinian**, oder **Burna-Vista**, die nur eine Meile von Aguiguan ist. Ein sehr neueres Tagebuch * setzet sie unter den funfzehnden Grad acht Minuten nordlicher Breite, und giebt ihr zwölf engliche Meilen in die Länge und sechse in die Breite. Ihr Boden ist trocken und ein wenig sandig, und läuft nach und nach anwerts von dem Ufer an bis in die Mitte der Insel. Man trift darinne niedrige Ebenen an, deren Weide vortreflich ist; sanft abhangende Hügel voll feinen Klee mit verschiedenen Blumen untermenget; Wälder die auf eine angenehme Art durchgehauen sind, deren Bäume vortrefliche Früchte hervorbringen, und die in einer gewissen Weite so wohl gepflanzet zu seyn scheinen, als wenn ihre Ordnung eine Wirkung der Kunst wäre. Die Engländer von der Escader des Herrn Ansons besuchten sie 1742, und fanden keine Einwohner darauf. Sie erfuhren, daß die Spanier, als 1742 eine ansteckende Krank-

*, Ansons Reise Theil III.

Krankheit einen Theil derselben hingerissen hatten, die übrigen in die Insel Guahan geschicket hätten. Sie sahen darinne viele Ruinen, die gnugsam bewiesen, daß das Land sehr bevölkert war. Ihr Boden ist von einer erstaunenden Fruchtbarkeit, und die Spanier ziehen zum Unterhalte der Besatzung von Guanha eine Menge Lebensmitteldaraus. Man sieht Ochsen daselbst zu tausenden in den grossen Wiesen, die an das Meer stossen, weiden. Die Engländer schossen einige, und fingen verschiedene im Laufen. Alle diese Thiere haben den Leib von einer blendenden Weisse, die Ohren ausgenommen, die gemeiniglich schwarz sind. Man findet auch in der Insel Hüner von einem vortreflichen Geschmacke, eine Menge wilder Schweine und einen grossen Ueberfluß an Früchten. Uebrigens wird man darinne von einer Menge Ungeziefer geplaget, von welchen die schlimsten die Tiques, eine Art von Würmern, sind, die sich an die Menschen und Thiere hangen, und indem sie ihren Kopf unter die äuserste Haut stekken, eine schmerzhafte Entzündung darinne verursachen. **Saypan, Anatajan, Guguan, Alasmagan, Pagon, Agrigan, Assonsong, Tusnas** und **Urao**, sind andere Inseln, die sich in eben dem Archipelagus zeigen, und von denen man nur den Nahmen kennet. **Urac**, die am meisten gegen Norden liegt ist unter dem ein und zwanzigsten Grade 95 Minuten der Breite. Sie liegen alle in der heissen Zone, welches doch nicht hindert, daß ihr Clima nicht gemäßiget sey, und daß sie nicht eine reine Luft und einen hellen Himmel haben.

ben. Man versichert, daß die meisten Einwohner zu einem auserordentlichen Alter gelangen, und daß unter ihnen nichts weniger selten ist, als ein Jahrhundert zu leben. Das erste Jahr, als man ihnen das Evangelium predigte, taufte man ihrer, wie man sagt, mehr, als hundert und zwanzig, die über hundert Jahr alt waren, und die nicht älter als funfzig Jahr, zu seyn schienen.

Der Boden der marianischen Inseln ist röthlich; sandig, und überhaupt ziemlich fruchtbar. Die Bäume sind daselbst nicht so groß und stark, als in den philippinischen Inseln; sie sind aber beständig grün und tragen Früchte. Man findet darinnen einen grossen Ueberfluß an Tannenzapfen, an Pomeranzen, Citronen, Cocosnüssen, Melonen und einer Art von Aepfeln, die die Insulaner **Rima**, und die Europäer **Brodfrucht** nennen, weil sie den Indianern statt des Brods dienen. Der Baum der sie hervorbringt hat eine breite und dicke Krone und schwärzliche Blätter. Die Frucht ist rund, von der Grösse eines Menschenkopfs und mit einer sehr harten und stachlichten Schale versehen. Sie hat weder Krone noch Steine, und ihr Fleisch ist so weiß und so zart, als die Grume des besten Brods. Man bäcket sie im Ofen oder siedet sie in heissem Wasser, und in diesen Stande hält sie sich fünf oder sechs Monate. Diese wunderbare Frucht ist den marianischen Inseln eigen.

Man bemerket in diesem Meere eine wunderbare Veränderung der Magnetnadel, welche von dem

dem Vorgebürge des heiligen Bernhardus in der geraden Linie von Manille sehr weit, bald nach Nordosten, bald nach Nordwesten, in einer Reise von tausend Meilen, abweicht.

Man weiß nicht aus welchem Lande die Einwohner der marianischen Inseln ihren Ursprung haben, und zu welcher Zeit sie angefangen haben diese Inseln zu bevölkern. Was das Alterthum ihrer Festsetzung beweiset, ist daß sie die Zeit davon nicht wissen, und daß sie sich nicht einmal einbilden, daß ihre Voreltern ein ander Land hätten bewohnen können. Vor der Ankunft des Magellans glaubten sie nicht, daß es ein ander Land gäbe, als das ihrige, und sie betrachteten sich, als die einzigen Einwohner der Welt. Ihre Sprache hat mit der Togolischen von den philippinischen Inseln, die ein Dialeckt der Malaischen ist, eine grosse Gleichheit, und vielleicht haben sie ihren Ursprung von einigen Indianern von Malaca, die der Zufall auf diese Küsten geworfen hat.

Vor dem Unterrichte, den sie von den ersten Mißionarien bekommen haben, hatten sie nicht den geringsten Begrif von Religion. **Sie waren**, sagt ihr Geschichtschreiber *, **ohne Tempel, ohne Gottesdienst und ohne Priester, und erkannten keinen Schein der Gottheit.** Dennoch gaben sie ein anderes Leben zu, und glaubten, in demselben Strafen und Vergnügungen.

* Gobien in der Geschichte der Reisen Theil X. Pigaphetta, eben daselbst.

gen. Sie nennten die Hölle **Gazarraguan**, und glaubten daß die Todten darinne von einem Geiste gequälet würden, der **Chaßi** hies. Ihr Paradies war ein angenehmer Garten, mit Cocosbäumen, Zuckerrohr und andern vortreflichen Früchten angefüllet. In dem Genusse dieser Güter bestand nach ihrer Meynung die ganze Seeligkeit des andern Lebens. Nicht die Verbrechen, noch die Tugend führte in den Aufenthalt der Strafen, und der Vergnügungen. Alles kam auf die Art an, wie man aus der Welt ginge. Diejenigen, die eines gewaltsamen Todes starben, wurden in die abscheuliche Wohnung des Gazarraguan geführet; und der Garten des Vergnügens war das Loos derjenigen, die eines natürlichen Todes starben. Es war unter ihnen eine kleine Anzahl Betrüger, **Mancanas** genannt, die sich die Macht zuschrieben die Jahrszeiten zu ändern, den Elementen zu gebiethen, die Kranken zu heilen, reiche Ernden und glückliche Fischzüge zu verschaffen.

Eben dieses Volk hatte weder Gesetze noch Herren, und hatte an den meisten Sachen, die zum Leben nothwendig scheinen, einen Mangel. Der Gebrauch des Feuers war ihnen so gar, wie man sagt, unbekannt. **Sie sahen dieses Element zum erstenmale**, sagt Pigaphetta, **bey einer Landung die die Spanier thaten, um einige Häuser des Landes zu verbrennen und hielten es für ein Thier, das sich an das Holz hange und sich davon ernähre**te. Die ersten, die sich demselben zu sehr

naheten, verbranten sich, und ihr Geschrey machte den andern Furcht, die es nur noch von weiten ansehen durften. Sie fürchteten sich für den Biß dieses erschrecklichen Thiers, welches sie für fähig hielten, daß es sie durch die blose Heftigkeit seines Athens beschädigen könnte.

Das Leben dieser Indianer ist ungemein mäßig. Sie ernähren sich nur von Wurzeln, Früchten und Fischen; welches nicht verhindert, daß sie nicht auserordentlich stark sind, so daß man glauben sollte, sie wären geschwollen, ohne daß es ihnen deswegen ihre Geschwindigkeit und Hurtigkeit benimt. Sie sind groß von Gestalt, haben ein starkes Temperament, kleine Augen, grosse Lippen, ein langes Gesicht, ein rauhes und grobes Ansehen.

Die Mannspersonen sind ganz nackend, und die Weiber bedecken sich nur die Schaamglieder. Sie schwärzen sich die Zähne, und machen sich die Haare mit zubereiteten Wasser weis. Ihre Sprache ist reich, nachdrücklich und voller Anmuth. Eine von ihren Annehmlichkeiten ist, daß man die Worte und zuweilen die Sylben versetzet; woraus Zweydeutigkeiten und Anspielungen entstehen, die sie sehr lieben. Verschiedene legen sich auf die Dichtkunst, und diese Kunst ist bey der Nation in grosser Achtung.

Ihr Adel ist von einem auserordentlichen Stolze, und nimt sich über die Leute aus dem gemeinen Volke eine solche Herrschaft heraus, daß es für diese ein Verbrechen ist sich mit der Fami-

lie der edlen zu verschwägern, und sogar ihren Personen oder Häusern nahe zu kommen. Wenn sie etwas von ihnen zu verlangen haben, so müssen sie es von weiten thun. Diese Edlen werden hier durch den Titel der **Chamorris** unterschieden. Sie verfahren gegen sich untereinander mit vieler Achtung. Sie begegnen einander niemals ohne sich viele Complimente zu machen, die mit einigen ehrfurchtsvollen Worten begleitet sind, als diese **Ati-Arinmo**, erlaubet, daß ich euch die Füsse küsse. Ihre gewöhnlichen Höflichkeit sind, daß sie sich Betel darreichen, und einander mit der Hand über den Magen streichen. Sie sehen es als die gröste Unhöflichkeit an in Gegenwart jemandes, oder sogar neben seinem Hause, auszuspucken.

Die Fischerey ist ihre gröste Beschäftigung. Ihre Kähne sind reinlich und so leichte, daß sie nach dem Gemelli, zwölf Meilen in einer Stunde, und, nach Dampier, vier und zwanzig zurücklegen können *. Sie sind funfzehn oder achtzehn Fuß lang, und drey oder vier Fuß breit. Da sie leicht umfallen könnten, so macht man an die Seiten grosse Stücken Holz, die sie im Gleichgewichte halten. In der Mitte ist ein Boden, der von beyden Seiten über das Wasser herausragt, und der Platz für die Reisenden ist. Diese Schiffe werden ordentlich von drey Leuten geführet, von denen einer beständig beschäftiget ist das Wasser auszuschöpfen, inzwischen daß die beyden andern an

* Dampier, Gemelli, wie oben.

an den Enden sind um zu rudern. Das Segel ist von Matten und von der Gestalt der lateinischen Seegel, daß ist, es ist so breit, als das Schiff. Sie drehen nur das Seegel um, wenn sie von einem Orte zum andern zurücke kommen wollen, ohne das Schiff umzuwenden. Alsdenn wird das Hintertheil das Vordertheil. Wenn der Kahn einer Ausbesserung nöthig hat, so setzen sie die Waaren und Reisenden auf das Seegel, damit sie ungehinderter arbeiten können. In diesen zerbrechlichen Schiffen thun sie zuweilen eine Reise von vierhundert Meilen, um sich nach den philippinischen Inseln zu begeben. Sie schwimmen unter den Wasser weg, wie die Fische, und sie bleiben zuweilen lange genug darunter, ohne Athem zu schöpfen; so daß man sie für Thiere halten sollte, die zugleich auf dem Lande und in dem Wasser leben können.

Ihre Gebäude sind von einer angenehmen Bauart. Das Holzwerk ist von Cocosbäumen, oder von einem andern Holze, daß der Insel eigen ist. Das Dach ist mit Palmenblättern bedecket. Jedes Haus bestehet aus vier Plätzen, die durch Verschläge mit Blättern durchflochten unterschieden sind. Jeder Platz hat seinen besondern Gebrauch. Man schläft in dem ersten; man isset in dem andern; der folgende dienet zur Verwahrung der Früchte und der andern Vorräthe; der vierte ist zur Arbeit.

Der Geschichtschreiber dieser Inseln versichert, daß man kein Volk kennet, daß in einer grössern Unabhängigkeit lebet. Ein Kind ist Herr von sei-

seinen Handlungen sobald es anfängt sich zu kennen, und hat mit den Urhebern seiner Geburth kein anderes Verhältniß, als in soweit es ihre Hülfe brauchet. Die Macht der Häupter ist nicht weniger eingeschränkt, als die Macht der Väter. Weder die einen noch die andern können von ihren Untergebenen keine gezwungene Unterwerfung fordern. Also haben diese Insulaner eigentlich keinen Herrn. Alle ihre Gesetze bestehen in einer kleinen Anzahl Gebräuche, die sie aus Gewohnheit beobachten. In besondern Streitigkeiten schaft sich ein jeder Recht, und wenn unter den Dorfern und Völkerschaften eine Uneinigkeit entstehet, so endiget sie sich gleichfalls durch die Waffen. Ihre Kriege sind kurz und nicht sehr blutig. Sie marschiren ohne Ordnung und Proviant, indem sie manchmal zwey oder drey Tage ohne zu essen zubringen und einzig und allein auf die Bewegungen des Feindes aufmerksam sind. Sie suchen nicht sowohl miteinander handgemein zu werden, als sich zu überfallen. In den Schlachten entscheidet der Tod zweyer oder dreyer Menschen gemeiniglich den Sieg. So bald sie das Blut ihrer Cameraden fliessen sehen, nehmen sie die Flucht. Die überwundene Parthey bittet um Frieden, und erhält ihn durch Geschenke. Die Ueberwinder feyern ihren Triumph durch Gesänge, die an den Festen gesungen werden, und sich von Alter zu Alter erhalten.

Sie kennen weder Bogen, noch Pfeile, noch Degen. Sie haben keine andere Waffen, als lan-

lange Stöcke, die mit Menschenknochen versehen sind, welche sie ziemlich wohl arbeiten, und woran sie eine sehr scharfe Spitze machen. Sie bedienen sich in ihren Schlachten auch Steine, und werfen sie mit vieler Geschicklichkeit.

Sie sind argwöhnisch, mistrauisch, empfindlich bey der geringsten Beleidigung, und unversöhnlich in der Rache. Ihr Zorn ist in seinen Wirkungen allezeit grausam, und bricht selten in Vorwürfe und Drohungen aus. Schwerlich wird man ein veränderlicheres und leichtsinnigeres Volk finden, daß in seinem Geschmacke unbeständiger, und dem Vergnügen mehr ergeben ist. Es ist von Natur lustig, scherzhaft und sogar närrisch. Sie sind gerne beysammen, geben Mahlzeiten und Feste. Ihre Lustbarkeiten sind zu tanzen, zu laufen, sich im Ringen zu üben, zu singen oder Verse ihrer Dichter herzusagen. Die Weiber haben auch ihre besondern Versammelungen, worein sie nach der Art des Landes geputzt kommen, das ist den Leib mit Muscheln, mit einer Menge Baumwurzeln, mit kleinen Körnern von schwarzen Agat, und mit Stücken von Schildkröt beschweret, die ihnen über die Stirne hangen, und worein sie Blumen flechten. Ihr Gürtel ist eine Kette von leichten Muscheln, woran sie kleine Cocosnüsse hangen, die sehr artig gearbeitet sind. In diesen Festen machen sie einen Zirkel von zwölf oder dreyzehn Personen, die stehen; und singen, ohne von ihrem Platze zu gehen, verschiedene Gesänge, indem sie in ihren

Händen kleine Muscheln halten, womit sie klingen, als mit Castagnetten. Man versichert, daß ihr Gesang munter, voll Anmuth und Regelmäßigkeit und von einer edlen Declamation unterstützet, und von einem so lebhaften Ausdrucke begleitet ist, daß er sogar in Europa gefallen würde.

Die Männer haben keine Gewalt über ihre Weiber, und können ihnen in keinem Falle, nicht einmal einer Untreue wegen, übel begegnen. Wenn sie aber selbst die eheliche Treue brechen, so nehmen ihre Weiber eine grosse Rache an ihnen. Diejenige, die sich für verrathen hält, versammelt alle Weiber des Cantons. Sie begeben sich in die Wohnung des Schuldigen mit der Lanze in der Hand und der Mütze ihrer Männer auf dem Kopfe. Sie verwüsten seine Ernde, hauen seine Bäume um, plündern sein Haus, und reisen es zuweilen sogar um. In gewissen Fällen sind es die Anverwandten der Frau, die diese grausame Ausführung auf sich nehmen. Eine Frau hat in jedem Hause eine unumschränkte Herrschaft, und der Mann kann ohne ihre Einwilligung nichts darinne thun. Wenn er ein verdrüslicher, ungefälliger, wenig gehorsamer Mensch ist, hat sie die Macht ihn zu verlassen und einen andern zu heyrathen. Ihre Kinder folgen ihr, und werden von dem neuen Manne, den sie erwählet, an Kindesstatt angenommen: so daß der Eigensinn einer Frau zuweilen einen Mann dahin bringt, daß er sich in einem Augenblicke ohne Frau und Kinder siehet. Diese wunderbaren Gesetze, die einer Frau

eine

eine solche Herrschaft geben, halten viele Leute von Heyrathen ab. Die meisten Mannspersonen fassen den Entschluß heimlich Beyschläferinnen zu halten, mit welchen sie sich den schändlichsten Dingen überlassen. Die venerische Krankheit, die in den marianischen Inseln sehr gemein ist, ist die traurige Frucht dieses ausgelassenen Lebens *.

Gobien versichert, daß der Diebstal unter ihnen verabscheuet ist, und daß man ihrem Lande nicht ohne Ungerechtigkeit den Nahmen der Diebsinseln hat geben können. Olivier Noort versichert hingegen, daß diese Benennung sehr wohl gegründet ist; daß er bey verschiedenen Gelegenheiten die Betrügerey dieser Insulaner erfahren hat; daß sie ihn bey den verschiedenen Tauschen, die er mit ihnen gemacht hat, sie ihn nur zu betrügen gesucht hätten, und daß sie mit der grösten Unverschämtheit alles stählen, was ihnen unter die Hände käme.

Ihre Leichenceremonien werden mit kläglichen Gesängen, mit Seufzern und Thränen, mit durchdringenden Geschrey, und andern sehr ausdrückenden Zeichen des Schmerzes begleitet. Man enthält sich verschiedene Tage hindurch der Nahrung, und diese Enthaltung endiget sich mit einigen Leichenmahlzeiten bey dem Grabe. Die Mütter schneiden dem Kinde, das sie beweinen

* Olivier von Noort sahe verschiedene von diesen Insulanern, die verstellte Nasen von dem Krebse hatten. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, sagt er, daß es die Wirkung einer schändlichen Krankheit sey.

die Haare ab, und heben sie sorgfältig auf. Sie tragen viele Jahre hintereinander einen Strick an dem Halse, woran sie alle Nachte einen Knoten machen, um sich ohne Aufhören mit dem Gegenstande ihres Schmerzens zu beschäftigen. Man bestreuet das Grab mit Blumen, mit Palmenästen, mit Muscheln, mit Stücken von Schildkröt und Agat und andern Zierrathen. Wenn es ein Haupt einer Völkerschaft, oder ein Chamorris, ist, hat die Betrübniß keine Grenzen mehr, man verbrennet die Wohnungen, man zerschlägt die Kähne, man zerreisset die Segel und ihre Stücken werden vor den Häusern aufgehangen. Man errichtet zur Ehre des Verstorbenen verschiedene Denkmäler. Der Geschichtschreiber der marianischen Inseln hat einige rührende Ausdrücke, die ihnen bey diesen Gelegenheiten sehr gewöhnlich sind, übersetzet: **Es ist kein Leben mehr für mich, sagen sie, was mir davon noch übrig ist, wird nur Verdruß und Bitterkeit seyn. Die Sonne, die mich belebte, hat sich versteckt, der Mond, der mir leuchtete, hat sich verdunkelt; der Stern, der mich leitete, ist verschwunden. Ich werde in eine tiefe Nacht begraben und in ein Meer von Thränen und Bitterkeit versenket werden = = = Ach, ich habe alles verlohren! ich werde dasjenige, was das Glück meines Lebens und die Freude meines Herzens ausmachte, nicht mehr sehen. Was! die Tapferkeit unserer Krieger, die Ehre unsers Geschlechts, der Ruhm unsers Lan-**

des,

des, der Held unserer Nation, ist nicht mehr! er hat uns verlassen! Was wird aus uns werden, und wie werden wir ohne ihm leben können?

Zweyter Abschnitt.

Das neue Guinea.

Das neue Guinea wurde 1527 von Alvaro von Savedra, einem spanischen Schiffer, entdekket, der ihm diesen Nahmen gab, entweder weil er glaubte, daß es Guinea von Afrika gerade entgegen läge, oder weil seine Einwohner eine schwarze Farbe, und krause Haare, wie die Caffren von Guinea; haben. Andere nennen es das Land von Papua, oder der Papous, und behaupten, diesen letzten Nahmen habe es von der Farbe seiner Einwohner bekommen, weil Papous in der Sprache des Landes schwarz bedeutet. Ihre Lage ist den moluckischen Inseln gegen Osten, in der Nähe der Linie, zwischen dem 150 und 160. Grade der Breite.

Dieses Land ist nur unvollkommen bekannt, und die wenigen Schiffer, die es besuchet haben, erzählen davon nichts, daß für eine wahre Beschreibung gehalten werden könnte. Einige machen ein einziges festes Land daraus, das sich, wie sie meynen, bis an die magellanische Meerenge erstrecket: andere glauben, daß es eine Menge verschiedener Inseln ist.

* Dampier, ein englischer Schifshauptmann, der zu Anfange dieses Jahrhunderts ausgeschickt war die südlichen Länder zu untersuchen, ist fast der einzige Schriftsteller, der sich über diese Gegend in eine umständliche Beschreibung eingelassen hat. Hier ist der Auszug aus seinem Tagebuche, und die Ordnung seiner Entdeckungen. Er erkannte die Küste des neuen Guinea an dem ersten Tage des Jenners 1700 und den Tag darauf wurde er verschiedene ziemlich hohe Inseln gewahr, die gegen eben diese Küste zu, ungefähr unter den vierten Grade der mittägigen Breite, lagen. Das Land von Guinea schien ihm hoch, mit grossen Bäumen besetzet, und von einem angenehmen Anblick. Er warf den sechsten drey Meilen von dem Ufer in einer Bay nahe an einer kleinen Insel, die nur eine kleine Meile lang war, Anker. Seine Leute, die ans Land stiegen, brachten ihm vor der Nacht verschiedene Arten von Früchten, und eine Henne von einer sehr besondern Art. Sie war so groß, als die grösten Hähne. Sie hatte auf dem Kopfe einen Busch von langen Federn, einen Taubenschnabel, Beine und Füsse von einer ordentlichen Henne, auser daß ihre Füsse röthlich, die Federn himmelblau mit einem weissem Flecken mitten in Flügeln, die einige andere rothe Flecken hatten, waren. Man fand auf eben der Küste eine grosse Menge Fische, sehr gutes

* Argensola, Geschichte der moluckischen Inseln. Buch II. Dampier, Reisen, Theil IV. Allgemeine Geschichte der Reisen, Theil XI. hin und wieder. Salmon, Zustand der Inseln des Sondes.

gutes Wasser und keinen Fußtapfen von einem Menschen.

Als Dampier von der Nordseite weiter in die Bay hineinfuhr, ging er nahe an einer kleinen Insel vorbey, von der die Charten keine Meldung thun, und die er die weisse Insel nannte, weil man darinne eine Menge Felsen von der Farbe sieht. Ihre Lage ist zwey Meilen von dem festen Lande, und unter dem dritten Grad vier Minuten der mittäglichen Breite. Man fuhr hernach um eine Erdspitze herum, und indem man sich immer gegen Norden hielt, wurde man gegen Westen eine ziemlich grosse Zahl kleiner Inseln gewahr. Die Engländer besuchten nur die Insel **Sabuda** unter dem zweyten Grad drey und vierzig Minuten der Linie. Sie ist ungefähr drey Meilen lang und eine Meile breit. Ihr Boden ist hoch, steinigt und mit einer schwarzen Erde bedecket, die nicht tief, aber fruchtbar genug ist, daß sie eine Menge grosser Bäume und alle Arten von Früchten und Wurzeln träget. Dampier bemerkte, daß sie Wegerich, Cocosbäume Fichtenäpfel, Pommeranzen, Jacas, Muscatennüsse und eine Art einer Pflanze trug, woraus die Insulaner Kuchen machen. Er fand daselbst einige besondere Arten von Vögeln, besonders grosse himmelblaue Hüner, die derjenigen gleich waren, die man ihm einige Tage zuvor gebracht hatte.

Einige Einwohner der Insel, die durch die kleinen Geschenke, die man ihnen machte, herzugezogen waren, brachten den Engländern eine Menge

Wur-

Wurzeln und Früchte. Die meisten waren nakend, und schienen sehr arm. Ihre Farbe war schwarzbraun. Ihre Haare waren schwarz; einige aber trugen sie lang, und andere kraus, und wie Baumwolle. Die Weiber hatten ein Hemd von Musselin mit Armbändern, die mit blauen und gelben Körnern gezieret waren. Die Mannspersonen waren mit Bogen, Pfeilen, Säbeln und langen Stöcken, die mit einem spitzigen Knochen versehen waren, bewafnet. Sie bedienen sich einer sehr besondern Erfindung um die grossen Fische aus dem Wasser zu ziehen. Sie haben ein Stück Holz, das sehr wohl gearbeitet ist und die Gestalt eines Meerschweins, als eines andern Fisches, vorstellet. Sie binden es an ein Seil und lassen es ins Wasser mit einem Gewichte, das es unterziehet. Der Fisch, der durch diese Gestalt betrogen ist, folget derselben und steigt ihr bis oben auf das Wasser nach; dies ist der Augenblick, den die Indianer ergreifen, es mit einem Wurfspiese, welcher ein hölzern Instrument ist, das wie ein Dreysel aussiehet, zu verwunden. Sie handeln auf grossen Schaluppen in das feste Land, wo sie Sklaven und Papagayen kaufen, die sie in die benachbarten Inseln führen; und sie vertauschen sie gegen Cattun.

Dampier, der seinen Lauf nach Norden zu fortsetzte, entdeckte eine Menge anderer kleinen Inseln und kam im Anfange des Februars auf der Höhe des Vorgebürges **Maho** an, welches die nordwestliche Spitze von neu Guinea macht. Es ist ein Vorgebürge, das ein wenig erhaben ist, und sich in vielen Spitzen endiget, die ihm die

Gestalt eines Diamants geben. Gegen denselben über ist eine kleine Insel mit Wäldern bedecket, und von verschiedenen andern begleitet, die sich nach Norden und Nordosten erstrecken. Man näherte sich derjenigen, die am wenigsten gegen Osten lag, die Dampier die **Muschelinsel** nennte, wegen der grossen Anzahl der Muscheln, die man daselbst fand. Man brachte eine, die siebenzig Pfund wog, und einige Tage hernach in einer benachbarten Insel brachte man eine andere, wovon die leere Muschel zweyhundert und funfzig Pfund wog. Den 7. Februar entdeckte Dampier eine andere Insel, die er die Insel des Königs Wilhelm nennte. Sie ist ungefähr drittehalb Meilen lang. Sie ist sehr erhaben und mit grossen Bäumen bedecket, von denen die meisten den Engländern unbekannt waren. Sie sind alle sehr schön grün; einige aber haben gelbe Blüthen, und andere weisse oder purpurfarbene. Ihr Stamm ist hoch und gerade, und so lang als der Stamm ist, von einer Dicke.

Indem er nach Osten zulief, entdeckte der Verfasser in einiger Entfernung vom festen Lande, an dem man wegen der Winde nicht anlanden konnte, eine kleine ziemlich hohe Insel, die er die **Vorsicht** nannte; und fünf Meilen weiter wurde er diejenige gewahr, die auf den Charten unter dem Nahmen **Schouten** bekannt ist. Die Erdbeschreiber setzen sie unter den ersten oder zweyten Grad der nördlichen Breite. Ein wenig weiter erkannte er zwey andere Inseln, wovon er eine **Sankt Matthias** und die andere die **stürmi-**

sche Insel nannte. Die erste hat neun oder zehn Meilen in die Länge und die andere zwey oder drey. Als die Winde günstiger geworden waren, landete man endlich zu Ende des Februars an dem festen Lande an, nachdem man bey der Insel Dishart, und verschiedenen andern von geringerer Grösse, die in den Charten nicht angemerket sind, vorbey gefahren war. Dieser Theil des neuen Guinea ist hoch, mit Holz bedecket, und voller Berge, die unten sehr schön angebauet waren.

Kaum hatte Dampier auf dieser Rhede Anker geworfen, so sahe man aus verschiedenen kleinen Bayen eine grosse Menge Piroguen kommen, die sich dem Schiffe sehr nahten. Die Indianer schienen den Engländern Freundschaftszeichen zu machen und sie einzuladen auf dem Ufer auszusteigen. Der Schifscapitain durfte aber diesen Bezeugungen nicht trauen, und begnügte sich den wilden gläserne Halsbänder, Messer und andere Kleinigkeiten vom weiten zu zeigen, um sie dahin zu bringen, daß sie sich am Bord begäben. Sie bezeugten für diese Sachen eine grosse Gleichgültigkeit, und warfen mit Schleudern, anstatt mit den Engländern sich im Handel einzulassen, welches Dampier bewog dieser Rhede den Nahmen der **Bay der Schleuderer** zu geben. Ein einziger Canonenschuß setzte diese Barbaren in Schrekken, und endigte ihre Feindseligkeiten.

Die Engländer, welche einen sicheren Ort zum Ausschiffen suchten, setzten ihren Lauf gegen Süden fort, fuhren bey verschiedenen Inseln vorbey und hiel-

hielten bey der Insel Garette Denis, die schon durch die Holländischen Charten bekannt ist, stille. Dampier setzet sie unter den dritten Grad zehn Minuten mittäglicher Breite. Die Buchten und Vorgebürge, die sie umgeben, machen ihre Gestalt sehr unregelmäsig. Ihr Boden ist röthlich braun, hoch, bergig und mit Holz bedecket, besonders mit Cocosbäumen. Man sichet daselbst schöne Plantationen und einige kleine zerstreute Hütten. Die Farbe ihrer Einwohner ist schwarz, sie haben einen starken Leib, kurze und krause Haare, einen grosen und breiten Kopf, eine platte Nase. Sie malen sich das Gesicht und stecken durch ihre Naselöcher einen hölzernen Nagel, dessen beyde Enden den Knochen an den Backen berühren. In ihre Ohren sind auch grose Löcher gebohret, worinne dergleichen Nägel stecken. Dampier bewunderte die mühsame Bauart ihrer Piroguen, die Schönheit ihrer Ruder und die Geschicklichkeit ihres Thauwerks.

Den Monat May hindurch erblickten die Engländer, indem sie beständig nach Süden fuhren, verschiedene andere Inseln, als die Inseln Sancr Johann, Sancr George; die brennende Insel, die wegen der Flammen, die sie ausspeyet, so genennet wird. Die Insel Rook, die lange Insel, die Kroneninsel, ꝛc. Dampier gab ihnen die meisten von diesen Namen. Als er auf der Höhe der brennenden Insel war, die er unter den fünften Grad drey und zwanzig Minuten der mittäglichen Breite setzet, entdeckte er

gegen Osten ein groses Land, das die alten Charten fälschlich mit dem festen Lande von neu Guinea verbinden, ob es gleich davon durch einen Canal getrennet ist. Er ging durch diese Fahrt, ohne daß er von einem Lande aufgehalten wurde; woraus er schloß, daß das Land, das er erblicket hatte, kein Stück von dem neuen Guinea sey. Er nahm es für England im Besitz und gab ihm den Namen **Neu Brittannien.** Er versichert, daß seine Lage zwischen dem zweyten und fünften Grad mittäglicher Breite, und ihre Länge von Osten nach Westen von fünf Graden, das ist, von hundert Meilen ist.

Hier endigen sich die Entdeckungen des Dampier. Es erscheinet aus seinem Tagebuche, daß er, anstatt tief in Neu Guinea zu gehen, kaum drey oder vier Dörfer daselbst besuchet hat. Die Winde entfernten ihn fast beständig vom festen Lande, das er suchte. Was er aber von den Inseln saget, die in so groser Menge auf dieser Küste liegen, begreift sehr artige Anmerkungen in sich.

Einige Schriftsteller *) geben vor, daß das feste Land und die Inseln von Neu Guinea zwey Prinzen gehöre, die dem Sultan von Ternate unterworfen sind; daß in jedem Gebiethe ein besonderes Haupt ist; daß das Land, unter verschiedenen Reichthümern, viel Gold hervorbringt. Seine Einwohner sind arbeitsame Leute, verstehen den Ackerbau, sie sind aber grob und wild.

Sie

*) Salmon, Argensola, wie oben.

Sie treiben einen grosen Handel mit Sclaven. Die Fischerey ist ihre vornehmste Beschäftigung. Obgleich dieses Volk überhaupt sehr schwarz ist, so befinden sich doch einige Weisse unter ihnen. Man kennet ihre Religion wenig. Sie haben alle in ihren Hütten einen kleinen Stein, der mit einem grünen Streife bezeichnet ist, einen andern rothen Stein, und ein Stück Metal. Sie verwahren diese drey Sachen mit einer Verehrung, die einem Gottesdienste gleich kommt. Sie haben die Gewohnheit die Todten ohne Begräbnis liegen zu lassen, und sie längst an das Meer auf Felsen zu legen. Man glaubt, daß ihr Land Muscatennüsse hervorbringt, die aber nicht so gut, als die Molluckischen sind.

Dritter Abschnitt.

Die Inseln Palaos.

Man kennet diese Inseln nur durch die Erzählung einiger ihrer Einwohner, die der Zufall 1696 auf das Ufer von Guivam, welches ein Flecken der philippinischen Inseln ist, führte. Sie hatten sich fünf und dreysig an der Zahl auf zwey Schiffen eingeschiffet. Als sie ein ungestümer Wind in die hohe See getrieben hatte, irrten sie siebenzig Tage nach dem Willen des Ungestüms herum, welches sie endlich auf die Küste von Guivam warf. Hier ist der Bericht, den der Pater le Clain *), ein jesuitischer Missionär

*) Brief des Paters le Clain, im 1. Theil der erbaulichen

narius; von diesen Fremden einzog. Ihre Inseln sind zwey und dreyßig an der Zahl. Der Weg, den sie gehalten hatten, erweckte ihm die Muthmasung, daß sie gegen Mittag der mariannischen Inseln, gegen den eilften oder zwölften Grad mitternächtlicher Breite liegen, ungefähr drey hundert Meilen von den philippinischen Inseln. Er hielt auch dafür, daß es eben die Inseln wären, die zwey Galionen von Manille seit einigen Jahren erblicket hätten, indem sie nach Südwesten liefen, und denen man die Namen der Carolinischen, des heiligen Barnabas, und der Neuen Philippinen gegeben hatte.

Der Missionarius erfuhr von eben den Indianern, daß drey von ihren Inseln unbewohnt wären, und daß die andern ein unendliches Volk in sich begriffen. Als man sie fragte, wie gros die Menge ihrer Einwohner seyn könnte, so zeigten sie einen Haufen Sand, um zu verstehen zu geben, daß die Menge derselben unzählbar sey. Sie sagten ihm die Namen aller dieser Inseln *), von denen die wichtigste Lamurrec genannt wird. Da hält der König des Landes Hof. Es war unter diesen Fremden einer der vornehmsten Herren des Landes, nebst seiner Frau, die eine

Toch-

chen Briefe in der Geschichte der Reisen Theil X. angeführt. Erbauliche Briefe, Theil XI. eben daselbst angeführet.

*) Man sehe die Geschichte der Reisen. Theil XI. Seite 428.

Tochter des Königs war. Er hatte den Leib mit verschiedenen Figuren bemalet, die durch gewisse Linien entworfen waren. Die andern hatten an gewissen Orten des Leibes eben dergleichen Linien; an den Weibern und Kindern aber sahe man keine. Sie gleichten den Einwohnern der philippinischen Inseln dem Ansehen und der Farbe nach. Was in ihrem Platze an merkwürdigsten war, war ein Stück grobe Leinwand, woraus sie eine Art einer Kappe machten, die ihnen den Kopf und einen Theil der Schultern bedeckte. Uebrigens hat ihre Sprache mit denjenigen, die in den philippinischen Inseln bekannt sind, nichts gemein.

Das Schrecken, das sie bey Erblickung einiger Kühe, die in den Felde weideten, und bey dem Bellen eines kleinen Hundes, der in dem Hause der Mißionarien war, bezeigten, überredete den Pater le Clain, daß diese Thiere in ihren Inseln nicht bekannt sind. Sie haben auch keine Katzen, Hirsche, Pferde, noch überhaupt vierfüßige Thiere. Sie haben Hüner von deren Fleische sie sich ernähren und deren Eyer sie niemals essen. Sie haben keine gewisse Stunde zur Mahlzeit. Sie halten täglich verschiedene, nachdem sie der Hunger, oder der Durst treibet, und jedesmal essen sie wenig. Sie thun aufeben diese Art ihren andern Bedürfnissen Gnüge, und ihr Leben scheinet gänzlich thierisch. Die Jesuiten, die an Unterrichtung dieser Fremden arbeiteten, merkten nicht, sagt der Verfasser, daß sie

einige Kenntnis von der Gottheit hätten, noch daß sie einiges Götzenbild anbetheten *).

Unter ihren Sachen fand man einige Sägen von Schildkröt, die sie wetzten, indem sie sie an Steinen rieben. Der Gebrauch des Eisens und der andern Metalle war ihnen unbekannt. Sie haben keine andern Waffen, als Stöcke, die mit Menschenknochen versehen sind, die sie als Wurfspiese und Lanzen gebrauchen. Ihre Gemüthsart scheinet sanft und wohlthätig. Eine von ihren Höflichkeiten, wenn sie einander anreden, ist, daß sie die Hand desjenigen nehmen, den sie ehren wollen, und sich damit das Gesicht sanft streichen. Wenn sie sitzen, nehmen sie den Fuß anstatt der Hand, und küssen ihn mit eben der Ehrfurcht.

Zwey französische Jesuiten versuchten das Evangelium in dieses barbarische Land zu bringen und erhielten zu dieser frommen Unternehmung von Spanien verschiedene Hülfe. Das Schif, das sie bestiegen, setzte sie in einer dieser Inseln aus, und wurde hernach von den Winden auf die hohe See getrieben, also daß man diese beyden Mißionarien verlassen muste, von denen man hernach weiter nichts gehöret hat. Der Steuermann des Schifs, als er eine Vierthelmeile von der Insel die Höhe genommen hatte, fand, daß ihre Lage fünf Grad sechzehn Minuten nördlicher Breite war, welches von der muthmasli-

chen

*) Ich habe von diesem Atheismus schon verschiedene Beyspiele angeführet.

chen Rechnung des Paters le Clain, der die Palaos unter dem eilften oder zwölften Grad eben dieser Breite setzet, abgehet. Als sich hernach das Schif einer andern Insel genähert hatte, die funfzig Meilen von derjenigen war, die man verlassen hatte, fand man sich sieben Grad vierzehn Minuten gegen Norden.

Das folgende Jahr bothen sich zwey Spanische Jesuiten zu eben dieser Mißion an. Sie reiseten den 15 December mit einem zahlreichen Gefolge von Manille. Den dritten Tag aber nach ihrer Fahrt scheiderte das Schif, das sie führte, durch einen Sturm, und das ganze Schifsvolk kam um, bis auf einen Spanier und zwey Indianer; die sich nach Manille retteten, wohin sie die traurige Nachricht von diesem Unglücke brachten. Wir wollen mit dem Geschichtschreiber der Reisen den Schluß machen, daß alles, was die Inseln Palaos betrift, noch in einer wahren Dunkelheit ist; und wir wollen nicht vergessen anzumerken, daß geschickte Reisende so gar die Existens dieser Inseln im Zweifel ziehen, und sagen, daß wenn sie in der Lage, die man ihnen beylegt *), existirten, so müsten ihre Schiffe nothwendig darüber weggegangen seyn, als sie durch dieses Meer gefahren waren.

*) Man sehe in dem ersten Theile der erbaulichen Briefe die Charte, welche die Mißionarien davon gemacht haben.

Vierter Abschnitt.

Inseln von Oranien, Grafton, Monmouth, Bachi und die Ziegeninsel.

Dies sind die neueren Namen, welche die Engländer einigen Inseln gegeben haben, die zwischen der Insel Formosa und den Philippinen unter dem zwanzigsten Grad zwanzig Minuten nordlicher Breite liegen. Man kannte sie kaum durch einige Seecharten, wo sie durch die Zahl 5, die ihre Anzahl andeutete, angemerket waren. David und Dampier, zwey berühmte Schiffer, sahen sie 1687, und legten ihnen die Namen bey, die sie heut zu Tage führen. Eben diesen Schiffern sind wir eine besondere Kenntnis von den Inseln, von denen wir reden, schuldig.

Die gröste und am meisten gegen Abend gelegene, die sie zu Ehren Wilhelms II), Königs von England, die Insel Oranien nennten, hat sechs oder sieben Meilen in der Länge und zwey in der Breite. Sie ist ganz unbewohnt, und ihre Ufer zeigen nichts, als steile Felsen. Diejenige, die am meisten gegen Mitternacht liegt, wo die Engländer anfangs Anker warfen, ist vier Meilen lang und eine halbe Meile breit. Dampier nennte sie Grafton, zu Ehren der Herzogin dieses Namens, von der seine Frau die Ehre hatte eine Blutsfreundin zu seyn. Sie

schien

schien sehr bevölkert, und man entdeckte darinne vier grose Städte, die nicht weit von dem Ufer lagen. Die dritte Insel, welche gegen Süden eine Meile von Grafton liegt, bekam den Namen Monmouth. Sie ist drey Meilen lang und eine Meile breit. Zwischen Grafton und Monmouth fand man zwey andere Inseln, die gegen Osten lagen, die alle beyde niedrig und eben, rund und kleiner, als die andern waren. Die eine wurde Bashee, oder Bachi, von dem Namen eines in dieser Gegend sehr gemeinen Tranks, und die andere die Ziegeninsel, genannt, weil man daselbst eine grose Menge dieser Thiere findet.

Die Früchte wachsen in diesen fünf Inseln im Ueberflusse. Das Gras ist daselbst stark; die Bäume aber sind nicht dicke. Das Zuckerrohr ist nicht selten. Man bekommt daselbst auch Baumwolle. Die Ziegen und Schweine sind die einzigen Thiere, die man daselbst antrift.

Grafton und Monmouth haben verschiedene Städte. Bachi hat nur eine. Die Gestalt ihrer Wohnungen ist sonderbar. Sie bestehen aus verschiedenen Reihen sehr niedriger und kleiner Häuser, die auf steile Berge gebauet sind. Jede Reihe ist ziemlich breit, um eine Gasse auszumachen, deren Boden mit dem Giebel der unteren Häuser gleich ist, und man steiget von einem Absatze zum anderen auf einer hölzernen Leiter, die in einer engen Oefnung in der Mitte stehet. Hierdurch allein kann man in diese Gasse kom-

men, indem sie rechts und links an Abgründe stoßen, und die andere Seite des Berges eben so steil ist. Die Einwohner sind diese natürliche Verschanzungen der glücklichen Beschaffenheit ihrer Berge schuldig, auf deren jeden sie eine Stadt, oder ein Dorf, gebauet haben. Dampier meynet, daß es die Furcht für den Seeräubern ist, die verursachet hat, daß diese Insulaner eine so neue Art zu bauen erfunden haben, und daß die Insel Oranien nur deswegen unbewohnt geblieben ist, weil sie nicht eben die Gelegenheit sich darinne zu befestigen darbietet.

Diese Indianer sind von Gestalt klein und wenig ungezwungen, haben ein rundes Gesicht, eine flache Stirne, lange Augenbraunen, graue Augen, einen kleinen Mund, dünne Lippen, weisse Zähne, schwarze, dicke und sehr kurze Haare. Einige bedecken sich den ganzen Leib mit Blättern von Wegerich, woraus sie sich eine Art eines Oberrocks machen: einige haben am Gürtel nur eine Pagne von Leinwand. Diese letzte Kleidung ist die gemeinste. Sie tragen in den Ohren Ringe von einem gelben Metal, das aus ihren Bergen gegraben wird, und dessen Farbe so blaß ist, daß die meisten Engländer nicht glauben konnten, daß es Gold sey. Inzwischen geben ihm die Insulaner den Namen Bullavan, welches derjenige ist, den die Einwohner der Philippinen dem Golde geben. Sie haben keine andere Münze, als kleine Stücke von diesem Metal, ohne Aufschrift und ohne einiges Zeichen,

chen, welche im Handel gangbar sind, und die man nach dem Ansehn schätzet, weil diese Völker weder Wagen noch einiges anderes Maas, haben.

Sie sind in Erbauung ihrer Barken sehr mühsam, deren Breter sie mit hölzernen Nägeln zusammen fügen nach der Art der Europäer. Sie haben welche von verschiedener Grösse. Die ansehnlichsten führen vierzig und funfzig Mann. Dampier zweifelt nicht, daß sie mit ihren grosen Barken ziemlich lange Reisen thun. Durch dieses Mittel verschaffen sie sich Eisen, Büffelshäute und andere Sachen, die sie vergebens in ihren Inseln suchen würden. Ihre Sprache hat mit den Mundarten, die in den philippinischen Inseln geredet werden, einige Gleichheit.

Sie leben von Fischen, Wurzeln und von Kräutern, von Früchten und Heuschrecken in der Jahreszeit, da sie Haufenweis kommen und die Baumblätter und das Gras im Lande abfressen. Sie fangen sie mit Netzen und kochen sie in irdenen Gefäsen. Dampier as welche davon gerösstet, und befand sie gut. Ihr Fleisch, das von Natur braun ist, wird am Feuer roth. Der Verfasser rühmet einen Trank, Bachi genannt, sehr, der bey diesen Insulanern im Gebrauch ist, die ihn von dem Safte ihres Zuckerrohrs und von einem kleinen schwarzen Korne, das in ihrem Lande wächset, machen. Er ist angenehm und gesund; er erwecket eine sanfte Freude und ver-

ursa-

ursachet niemals Beschwerlichkeiten, ob er gleich stark gnug ist betrunken zu machen.

Sie haben ziemlich merkwürdige Waffen zu ihrer Vertheidigung. Sie bestehen in einem doppelten Küras von Büffelshaut, der wie ein Reitrock gemacht ist, und bis auf die Knie herunter geht. Sie haben keine Tempel, noch Götzenbilder, und Dampier bemerkte unter ihnen keine Spuren der Religion. Es scheinet, daß die Gleichheit, die Unabhängigkeit und eine unumschränkte Freyheit das Guth dieses Volks sind. Die Väter allein haben über ihre Kinder, bis zur Zeit ihrer Verheyrathung, einige Macht. Uebrigens haben diese Insulaner einige Gesetze, die sich auf das öffentliche Wohl beziehen. Dampier war von einer Bestrafung Zeuge, die, wie er sagt, nicht anders, als von einer höhern Macht kommen konnte. „Er sahe eines Tages bey einem grosen Zulaufe des Volks einen jungen Menschen führen, den man sorgfältig bewachte. Eine Frau, die sehr wehklagte, nahm ihm die Ringe aus den Ohren. Man machte in die Erde ein ziemlich tiefes Loch. Der junge Mensch wurde hinein gesteckt, ohne daß er über sein Schicksal betrübt schien, und ohne die geringste Bewegung zu machen sich zu wehren. Man warf Erde auf ihn, und Dampier konnte nicht zweifeln, daß man ihn ersticket habe *).„

Jede

*) Geschichte der Reisen, Theil XI. Seite 414. nach dem Bericht des Dampier.

Jede Familie besitzet ein Stücke Land, das zu ihrem Unterhalte hinreichend ist. Die Weiber und die Töchter bauen diese Plantationen an, die in den Thälern ziemlich weit von den Städten und Flecken sind. Die Männer und jungen Mannspersonen beschäftigen sich mit der Fischerey. Die Vielweiberey ist unter diesen Indianern nicht bekannt. Sie sind an ihrer Person und in ihren Häusern von einer auserordentlichen Reinlichkeit, gegen einander gütig und freundlich, gegen die Fremden höflich und grosmüthig. Dampier versichert, daß er während seiner ganzen Reisen keine geselligere Nation angetroffen hat.

Fünfter Abschnitt.
Das Neue Holland.

Das Neue Holland liegt den Moluckischen Inseln gegen Süden, und erstrecket sich von der Linie bis zum neunzehnden und zwanzigsten Grade der mittäglichen Breite. Man setzet es gemeiniglich unter den hundert und funfzigsten Grad der Länge von der Eiseninsel *). Sie wurde 1618 zum ersten male von Zechaen, einem Holländischen Schiffer entdecket, der ihr den Namen seines Vaterlands gab. Man kennet nur einige Küsten davon. Abel Tasman macht eine Insel daraus: andere geben vor, daß sie an ein groses festes Land stöset. Dampier versichert,

*) Geschichte der Reisen, Theil II. Buch III. in der Einleitung. Dampiers Reise hin und wieder. Salmon, Zustand der Inseln des Sondes.

chert, daß sie weder mit Afrika noch mit Amerika, noch mit Asien zusammen hängt.

Dieser letzte Schiffer besuchte sie auf seinen langen Reisen zweymal, und dies ist fast der einzige Schriftsteller, der uns von dieser Gegend einiges Licht geben kann. Auf seiner ersten Reise fuhr er an den Küsten der Morgenländischen Theils hin, und als er eine ziemlich lange Bay angetroffen hatte, worinne eine Menge Inseln lagen, warf er zwey Meilen vom Ufer Anker. Er befand sich damals unter dem siebenzehnden Grad dreyßig Minuten der mittäglichen Breite. Der Boden dieser Küste schien ihm trocken, sandig, niedrig und eben, auser einigen Spitzen, worauf Felsen lagen. Er fand darinne kein anderes Wasser, als was er aus tiefen Brunnen schöpfte. Er sahe verschiedene Arten von Bäumen, aber in geringer Anzahl und von mittelmäßiger Dicke. Die gemeinste Art ist diejenige, die ein rothes Harz hervorbringen, das dem Drachenblute gleichet. Er sahe die Spur eines vierfüßigen Thiers, das er für einen Hund hielt. Er wurde auf den Bäumen einige kleine Vögel gewahr, von der Gröse unserer Amseln, und auf dem Ufer einige Seevögel. Die Anzahl der Seekühe und der Schildkröten war auserordentlich; diese Bay aber hatte nicht viel andere Fische.

Dampier versuchte mit einigen Einwohnern des Landes, die sich auf der Küste zeigten, Bekanntschaft zu machen. Es war aber nicht möglich sie zahm zu machen, noch ihre Wohnun-

gen

gen zu entdecken. Da diese Küste übrigens weder Lebensmittel, noch süsses Wasser, hatte, so entschloß sich Dampier und seine Gefährten in den benachbarten Inseln welche zu suchen. Sie fanden sie mit einigen armen Indianern bevölkert, denen die Erde alle Art des Unterhalts verweigert, und deren einzige Nahrung die Fische sind, die sie in den holen Felsen suchen, wo die Fluth immer einige zurück läst.

Schwerlich wird man in der Welt ein elender und tümmeres Volk finden, als dasjenige ist, das diesen Theil von Neu Holland bewohnet. Sie haben keine andere Wohnungen, als die Hütten, die sie sich von durchflochtenen Baumästen machen. Sie gleichen, ihrer Gesichtsfarbe und ihren kurzen und krausen Haren nach, den Schwarzen von Gutnea. Sie haben eine lange und schlanke Leibesgestalt, einen grosen Kopf, dicke Augenbraunen, eine schmale Stirne, keinen Bart, und ein erschreckliches häßliches Gesicht. Es fehlen ihnen an dem obern Kienbacken zwey Zähne. Man weis nicht, ob sie sich dieselben ausreissen, oder ob sie von Geburth diesen Mangel haben. Ihre Augenlieder sind allezeit halb zu, und sie machen die Augen niemals auf, wie andere Menschen. Das ist, wie man saget, eine Art, die sie sich von Kindheit auf angewöhnet, um sich für der Beschwerlichkeit der Fliegen zu vertheidigen.

Auf der andern Reise ankerte Dampier anfangs in einer wüsten Bay, deren Lage er nicht anmer-

anmerket. Das Ufer zeigte ihm nichts, als Wasservögel, Adler, Caninchen von einer besondern Art, und sehr häßliche Thiere, Guanos genannt, die stehend bleiben und pfeifen, wenn man sich ihnen nähert, ohne daß sie suchen die Flucht zu ergreifen. Man fand daselbst kein süsses Wasser, noch einige Spuren eines Menschen. Diese Bucht war voller Seehunde, weswegen man ihr den Namen der Bay der Seehunde gab. Als Dampier seinen Lauf fortsetzte, entdeckte er gegen Osten und Westen eine Menge Inseln, die meistens sehr hoch waren. Diese Art des Archipelagus schien sich in der Länge auf mehr, als zwanzig Meilen zu erstrecken, und in der Breite einen ziemlichen Raum einzunehmen. Der Verfasser setzet diese Gegend unter den zwanzigsten Grad ein und zwanzig Minuten mittäglicher Breite. Von der Bay der Seehunde, bis an die Inseln, von denen wir reden, zeigte das Meer viele Wallfische und eine Menge Schlangen, einige gelb, sehr dicke, vier Fus lang, mit einem platten Schwanze; andere kleiner und schwarz und gelb fleckicht.

Nach einer Fahrt von einem Monate kam man in einer unbekannten Gegend an, die unter dem achtzehnden Grade ein und zwanzig Minuten liegt. Dampier stieg ans Ufer, wo er vielen Rauch gewahr wurde. Einige Wilden griffen ihn an und wurden zurück getrieben. Er bemerkte einen, der sich von allen andern durch einen weissen gemalten Ring um die Augen, und durch

einen

einen Streif von eben der Farbe oben von der Stirne an, bis auf die Nasenspitze, unterscheidete. Seine Brust und ein Theil der Arme war mit eben der Farbe bemalet. Die andern Wilden hatten keines von diesen Zeichen, welches zu der Muthmasung veranlassete, daß er ihr Anführer sey. Ihre Haut war schwarz, ihre Haare kraus, ihre Leibesgestalt gros und ihr Blick wild. Dampier konnte nicht sehen ob es wahr sey, daß ihnen zwey Zähne an dem obern Kienbacken fehlten, wie den Indianern, die er auf der andern Reise gesehen hatte. Er wurde einige Hütten von Aesten gewahr, wo er grose Haufen Muscheln und Fischgräten fand.

Das Ufer dieser Gegend scheinet sehr niedrig wenn die Ebbe kommt, und von einer ziemlichen Höhe, wenn die Fluth vorbey ist. Sie wird von einer langen Reihe Felsen, die mit einer sandigten Rhede umgeben sind, eingeschlossen. Das Land umher ist dürre und träget nur einige Büsche, deren Blüthen gelb, blau oder weis sind, und einen sehr angenehmen Geruch haben. Man findet an verschiedenen von diesen Sträuchern einige Früchte, die mit Hülsen umgeben sind und wie unsere kleine Bohnen aussehen. Man fand drey Arten derselben. Der Verfasser betrachtete neugierig einige andere Pflanzen *), von denen viele mit denjenigen, die wir kennen, keine Gleichheit hatten.

*) Man findet die Beschreibung davon im 1. Theile seiner Reisen, Seite 125 und folgende.

Der Boden schien, wenn man in das Land hinein sahe, immer niedriger zu werden. Man siehet darinne Wiesen, Wälder, grose weisse und rothe, Felsen fünf oder sechs Fus hoch. Die Wiesen tragen ein feines Gras, das aber übrigens sehr hart ist. Die Wälder haben nur Bäume von mittelmäsiger Dicke, von dünnen Laubwerke, und deren Stamm nicht über zwölf oder vierzehn Fus ist.

Man fand auf dieser Küste keine andern vierfüßigen Thiere, als zwey oder drey sehr magere Thiere, die man für Wölfe hielt, noch andere Vögel, als sehr fette Turteltauben, Sperlinge von der Gröse unserer Lerchen, Krahen, die den unsrigen gleich waren, und verschiedene Raubvögel, als Geyer, Falken, Pelicane, Buses, Courlis, und Seealastern. Man trift in dieser Gegend gemeiniglich Wallfische an; sie sind aber nicht so gros, als die Nordischen. Man siehet auch daselbst einen grosen Ueberflus an grünen Schildkröten, Muscheln, gemeinen Austern, grauen Muscheln, die man Petoncles nennet, und anderen Muscheln.

Dampier merkte auf dieser Reise nichts mehr an. Er durchsuchte in fünf Wochen Küsten ungefähr dreyhundert Meilen lang; und alles was er von Seiten der See sah, schien ihm fast eine beständige Kette von ziemlich grosen Inseln. Er hatte das Unglück, daß er nur an Orten anlangte, wo er keine Lebensmittel und nicht einmal süsses Wasser bekommen konnte; und dieses ver-

hin-

hinderte ihn seine Entdeckungen weiter zu treiben. Ungeachtet der anscheinenden Unfruchtbarkeit dieser Himmelsgegend, zweifelt er nicht, daß man nicht, wenn man tiefer in das Land kommt, fruchtbare Gegenden antreffen sollte, und daß hier die Natur nicht eben so viele Reichthümer an Früchten, Gewürze, kostbaren Arzneyen und vielleicht sogar an Goldgruben, anbiethen sollte, als sie in andern Gegenden Indiens, die, wie Neu Holland, zwischen dem Aequator und den Tropicis, liegen, hervorbringt. Er überredet sich vornemlich, daß die reichsten und wundersamsten Theile dieses Landes sich in der Nähe der Linie, unter dem geradern Einflusse der Sonne, befinden müssen.

Sechster Abschnitt.

Land von Diemen, Neu Seeland.

Den Holländern *) ist man auch die Entdeckung des Landes Diemen und des Neuen Seelands schuldig. Abel Jansen Tasman, der von dem Gouverneur zu Batavia zu Untersuchung der südlichen Länder gebrauchet wurde, reisete den 14. August 1642 aus dem Hafen dieser Stadt mit zwey Schiffen. Den 6ten November befand er sich unter den neun und viertzigsten Grade mittäglicher Breite und unter dem hundert und funfzehnden Grade der Länge. Als ihn die grosen Wellen nicht hoffen liesen von

*) Reise des Tasman in der Geschichte der Reisen, Theil XI.

dieser Seite Land zu finden, so änderte er ein wenig seinen Lauf; und den 24. eben dieses Monats, als er unter dem zwey und vierzigsten Grade fünf und zwanzig Minuten der Breite war, wurde er gegen Südosten ein unbekanntes Land gewahr, welchem er den Namen Diemen gab.

Er ankerte den 2. December in einer Bay, die er Friedrich Henrich nannte, und die er unter den drey und vierzigsten Grad zehn Minuten der Breite, und unter dem hundert und sieben und sechzigsten der Länge, setzet. Das Meer steiget darinne drey Fus hoch. Er glaubte auf dem Ufer ein Getöse von Trompeten zu hören, und er betrog sich nicht: es waren einige Wilden dieser Gegend, die auf einem Instrumente spielten, das wie eine Trompete klingt. Er stieg ans Land, wo er Spuren von Thieren, Bäume, die verschiedene Arten von Harz trugen, ein ebenes Land ohne Büsche und Sträuche, auf welchem einige Bäume von mäsiger Dicke standen, gewahr wurde. Man sahe von weiten an verschiedenen Orten Rauch. Tasman traute sich nicht sich in das Land zu begeben, und begnügte sich auf dem Ufer einen Pfahl aufzurichten, woran er die Holländische Flagge hing, und woran alle Leute von dem Schiffe ihre Namen schrieben.

Er ging den 5ten December wieder unter Seegel, und beschloß, als er das Land Diemen verliess, nach Osten zu laufen, um die Salmonsinseln zu finden, die achtzig Jahr zuvor von Alvaro de Mendoza, einem Spanischen Schiffer,

waren

waren entdecket worden, und die man seit dem niemals wieder gefunden hat. Den 13 wurde er ein sehr hohes Land gewahr *), welches Schiffer von seiner Nation zwölf Jahr darnach besser untersuchten, und das hernach den Namen Neu Seeland geführet hat. Er folgte der Küste mehr, als sechzig Meilen, indem er nach Nordosten steuerte, und warf den 18. in einer Bay Anker, wo die Indianer drey von seinen Leuten tödeten, weswegen dieser Ort die Mörderbay genennet wurde. Das ungestüme Wetter erlaubte ihm nicht an das Land zu steigen, und vielleicht hielt ihn auch die Furcht für den Wilden davon ab. Diejenigen, die er sah, hatten eine rauhe Stimme, eine dicke Gestalt, schwarze, auf den Wirbel in die Höhe geschlagene, Haare, mit einer Feder in der Mitte, und eine Farbe, die zwischen braun und gelb war. Einige bedeckten sich die Brust mit einer Matte, und andere mit einem Stücke Cattun. Das übrige war nackend. Das Land schien ihm angenehm und fruchtbar.

Als er aus dieser Bay fuhr und nach Osten segelte, sahe er sich von einem grosen Lande umgeben, das ihm nicht hoffen lies von dieser Seite einen Ausgang zu finden. Er steuerte nach Nordwesten, und den 4ten Jenner 1643 entdeckte er unter den vier und dreysigsten Grade fünf und dreysig Minuten der Breite, und hundert und ein und neunzigsten der Länge,

*) Unter dem 42 Grad 10 Minuten der Breite, und 188 Grad 28 Minuten der Länge.

eine Insel, die sich in einiger Entfernung zeigte. Er näherte sich ihr am Tage Epiphanias und zum Andenken dieses Festes, nennte er sie die drey Königesinsel. Man sahe von weiten auf einem Berge dreysig oder vierzig Menschen von einer sehr grosen Leibesgestalt, die mit grosen Stöcken bewafnet waren. Sie gingen mit grosen Schritten und schrien mit starker Stimme, aber ohne ihre Absicht erkennen zu geben. Der Boden zeigte keinen Schein einer Anbauung. Man fand daselbst einen Fluß mit süssen Wasser.

Als Tasman von dem 19. bis zum 21. immer nach Norden steuerte, wurde er zwischen dem zwey und zwanzigsten und ein und zwanzigsten Grade mittäglicher Breite, und zwischen dem zwey hundert und vierten und fünften Grade der Länge, drey andere Inseln gewahr. Die erste, die nur drey Meilen im Umkreise hatte, war mit steilen Ufern versehen. Ihr Boden schien unfruchtbar. Man nennte sie die Insel der Pylstaarrs, weil man daselbst eine grose Menge Wasservögel sahe, denen die Holländer diesen Namen geben. Die zwey andern Inseln wurden Amsterdam und Rotterdam genennet. Die Holländer fanden darinne eine Menge Schweine und Hüner, süsses Wasser und einen grosen Ueberfluß an Früchten. Die Einwohner hatten keine Art von Waffen. Sie waren sanftmüthig und gesellschaftlich, aber grose Diebe. Diese beyden Inseln waren beynahe das Ende der Entdeckungen des Tasman.

Sieben-

Siebenter Abschnitt.

Andere südliche Länder, die von Schouten und le Maire entdecket worden sind.

Eine Gesellschaft holländischer Kaufleute, die den Titel der südlichen Gesellschaft annahm, unternahm zu Anfang des letzten Jahrhundertes durch einen neuen Weg nach Indien zu kommen. Man kennete damals nur zwey Fahrten, eine indem man um das Vorgebürge der guten Hofnung herumfuhr, welches an der mittäglichen Spitze von Afrika ist; die andere indem man an der morgenländischen Küste von Amerika hinfuhr, und durch die magellanische Meerenge in die Südsee segelte. Die Staaten von Holland hatten der Generalcompagnie von Indien das Privilegium mit Ausschluß anderer gegeben, durch diese zwey Wege nach dem morgenländischen Asien zu fahren. Die südliche Gesellschaft glaubte, daß sie nicht wider dieses Privilegium handelte, wenn sie sich einen dritten Weg eröfnete, der von keinem Schiffer war besuchet worden. **Cornelis Schouten** und **Jacob le Maire** waren die Urheber von dieser Unternehmung; und die Compagnie, die ihre Erfahrenheit und Kühnheit kannte, verlies sich, was die Ausführung anbetraf, auf dieselben.

Sie segelten den 14. Junius 1615 mit zwey Schiffen, wovon das ansehnlichste, die **Eintracht** genannt, nur drey hundert und sechzig Ton-

Tonnen führte, und das andere nur eine blose Jacht war, aus den Texel ab. Das Schifsvolk bestand aus fünf und sechzig Mann. Die schiften den zwanzigsten October unter der Linie weg, und im December entdeckten sie, unter der Höhe des sechs und funfzigsten Grads der Breite, zwischen zwey unbekannten Ländern, die Meerenge, die sie suchten. Das eine, gegen Osten gelegen, und das nur eine Insel ist, wurde das **Land der Staaten** genennet; das andere, das an dem feste Lande von Amerika anhängt, wovon es die mittägliche Spitze macht, empfing den Namen **Mauritius Nassau**. Der Canal zwischen ihm wurde die **Meerenge des le Maire** genannt. Sie ist acht Meilen lang und sieben Meilen breit, und vereiniget, wie die magellanische Meerenge die beyden grösten Meere der bekannten Welt.

Als die Holländer diese Durchfahrt glücklich zurück geleget hatten, befanden sie sich den 29. December an der Spitze eines sehr spitzigen Vorgebürges, das an dem mittäglichen Ende des Landes Moritz lag. Man nennte es das **Vorgebürge von Horn**. Zwey Inseln, die nur ein ungestalter Haufen von grauen und trockenen Felsen waren, zeigten sich diesem Vorgebürge gegen Süden, und bekamen den Namen Barneveld, der damals Gros-Pensionarius von Holland war.

Sobald man in die Südsee gekommen war, lief man nach Norden, und nach einer dreymo-

nat-

natlichen ungewissen Schiffahrt, wo man kein ander Land, als die Inseln des Juan Fernandez *), antraf, wurde das Schifsvolk den 10. und 14. April zwey niedrige Inseln gewahr, die noch von keinem Schiffer waren entdecket worden. Die erste wurde die Hundeinsel genennet, weil man darauf drey solche Thiere gewahr zu werden glaubte. Sie ist von geringer Wichtigkeit, und die Holländer fanden darauf kaum einige Kräuter und Regenwasser, das an eben dem Tage gefallen war. Ihre Lage ist unter dem zwölften Grad mittäglicher Breite, und die Steuermänner urtheilten, daß sie von der Küste von Peru weiter, als neun hundert Meilen wäre. Man entdeckte darinne einige Reihen grüner Bäume, womit sie umgeben war. Die andere Insel ist sehr lang, aber von mittelmäsiger Breite. Ihre Höhe ist funfzehn Grad funfzehn Minuten. Unsere Reisenden gaben ihr keinen Namen. Es zeigten sich einige nackende Indianer, die roth gemalt waren, und sich zum Schiffe naheten, so weit, daß man sie verstehen konnte, und die durch ihr Geschrey und ihre Zeichen die Holländer einzuladen schienen an der Insel auszusteigen. Aber auser daß es unmöglich war Anker zu werfen, weil man mit dem Senkbley keinen Grund fand, so setzte man auch in diese Insulaner, die sich auf dem Ufer versammelt hatten, ein gerechtes Mistrauen.

*) Unter dem 33. Grad 40. Minuten der mittäglichen Breite.

Des andern Tages als man nach Südwesten in eben der Breite fuhr, traf man drey andere Insuln an. Die erste wurde die Insel ohne Grund genannt, weil ihre Ufer so tief waren, daß man daselbst nicht Anker werfen konnte. Obgleich das Land inwendig unter Wasser stand, so entdeckte man doch auf der Küste einige Einwohner, welche gänzlich nackend waren. Als sich drey von diesen Insulanern in einen Kahn begeben hatten, kamen sie bis an das Schiff, und einer von ihnen hatte das Herz hineinzusteigen. Man wurde mit Erstaunen gewahr, daß seine erste Sorge war die Nägel aus den kleinen Fenstern einer Kammer zu ziehen und sie in seine Haare zu verstecken. Die andern beyden Indianer, welche um das Schiff herum fuhren, bemühten sich vergebens die grosen Nägel heraus zu reißen, an welchen sie aus allen Kräften zogen. Ihr Leib war von oben bis unten mit blauen Linien bemahlet, welche zusammen Schlangen, Drachen und andern ungeheuern Figuren gleichten. Man gab ihnen Wein in ihrem Kahn, und nachdem sie ihn getrunken hatten, fuhren sie davon, und nahmen die Flasche mit. Man schickte die Schaluppe mit vierzehn wohl bewafneten Leuten ans Land. Kaum aber waren sie an dem Ufer ausgestiegen, als sie von einem Haufen dieser Barbaren angegriffen wurden, welche ihnen ihre Waffen zu nehmen, und die Schaluppe ans Land zu ziehen suchten. Ein Musketenfeuer tödtete verschiedene und zerstreute die andern. Sie waren mit grosen Keulen und

lan-

langen Stöcken bewafnet, an deßen Enden Dörner zu seyn schienen. Sie hatten auch Schleudern, mit welchen sie ziemlich grose Steine warfen.

Die andere Insel bekam den Namen Waterland, oder Waßerland, weil sie an einigen Orten unter Waßer stand. Sie schien nicht bewohnt zu seyn; man fand aber darauf süßes Wasser und einige Kräuter, welche dem Schifsvolke sehr zu statten kamen, weil es seit langer Zeit mit dem Scorbut befallen war. Die dritte wurde die Fliegeninsel genennet, weil diejenigen, die sie untersuchten, von einer erstaunenden Menge solcher Ungeziefer angefallen wurden, welche sich auf ihre Gesichter und Hände setzten, und in einem Augenblicke die Schaluppe und die Ruder bedeckten. Sie quälten das Schifsvolk vier Tage hindurch grausam; ein frischer Wind aber, der sich erhub, verjagte sie auf einmal.

Man setzte seinen Weg fort, indem man nach Westen und Südwesten steuerte, und den dritten May befand man sich auf funfzehn hundert und zehn Meilen von der Küsten von Peru; eine unermeßliche Entfernung in einem so wenig bekannten Meere. Der Scorbut nahm unter dem Schifsvolk erstaunlich zu, und der Mangel am Wasser war überdieses so dringend, daß man genöthiget war Tücher aufzuspannen, um das Wasser, das vom Himmel fiel, aufzufangen. In dieser äuersten Noth war es ein Glück, daß man den zehenten zwey wichtige Inseln antraf, welche so nahe bey einander lagen, daß sie, wenn

man noch etwas entfernet war, nur ein Land auszumachen schienen. Ihre Lage ist unter dem sechzehnten Grad zehn Minuten. Man warf bey der ersten Anker, deren Boden so erhaben ist, daß es eigentlich nur ein hoher Berg ist. Sie war mit Cocosbäumen bedecket, welches die Holländer veranlassete ihr den Namen der Cocosinsel zu geben.

Kaum erschien das Schiff auf dieser Rhede, so wurde es von drey kleinen Barken des Landes und von 10 oder zwölf Kähnen, deren jeder drey oder vier Mann führte, umgeben. Diese Indianer, welche begierig waren mit den Holländern sich einzulassen, sprangen in das Wasser und kamen am Bord, indem sie durch einander schwammen, oder indem sie untertauchten. Ein jeder trug zwischen den Zähnen und in den Händen Wurzeln, Kräuter, Cocosnüsse und andere Früchte, die er für Nägel und gläserne Kugeln vertauschte. Sie stahlen aber kühn alles, was sie nehmen konnten, und flohen mit ihrem Raube davon. Sie waren nackend, von einer starken Leibesbeschaffenheit, von einer grosen und freyen Leibesgestalt. Als sich die Schaluppe des Schifs entfernet hatte, um um die Insel herum das Senkbley auszuwerfen, so griffen sie viele Wilde mit einer Menge Kähne an, in der Absicht sich ihrer zu bemächtigen. Sie waren mit grosen Stöcken, deren Spitze scharf war, bewafnet. Man schoß auf sie. Sie schienen über den Knall und über das Feuer wenig erschrocken; als sie

aber

aber einen von ihren Cameraden zu ihren Füssen ohne Bewegung fallen sahen, zogen sie sich über Hals und Kopf zurück. Des andern Tages kamen sie dem ohngeachtet wieder und brachten dem Schiffe Früchte, Krüge mit süssen Wasser und einige Schweine. Einer von diesem Indianern gab dem Schiffshauptmanne ein wildes Schwein umsonst, und gab durch seine Zeichen zu verstehen, daß es ein Geschenk sey, welches von Könige käme. Bald erschien dieser Prinz selbst in einer Pirogue, die von fünf und zwanzig Kähnen begleitet wurde. Er war nackend wie die andern Insulaner: die Ehrerbiethung aber, die man ihm erzeigte, machte, daß man ihn leicht unterschied. Der Name seiner Würde war **Latou**, den diese Wilden verschiedene mal wiederholten. Er näherte sich dem Schiffe; er wollte aber nicht in dasselbe steigen, ungeachtet der Einladungen, die ihm Schouten machte. Er schien mit dem Lermen der Trompeten und Trommeln, die die Holländer spielten, sehr zufrieden, und bezeugte seine Freude durch Geschrey und lächerliche Verdrehungen, die alle seine Leute nachahmten.

Man landete den dreyzehnten an der andern Insel an, die man die **Verrätherinsel** nennte, wegen der Treulosigkeit ihrer Einwohner, welche das holländische Schiff mit einer Menge Kähne und kleiner Schiffe mit Seegeln anfielen. Es waren ungefähr tausend Indianer auf dieser Flotte, unter denen man einen Menschen unterschied,

schied, welcher die weiße Farbe der Europäer hatte. Eins von ihren Schiffen nahte sich dem Schiffe mit Ungestüm und scheiderte durch den Stos. Zu gleicher Zeit liesen die andern einen Hagel von Steinen regnen, den man durch Losbrennung des kleinen Gewehrs und einiger Stücke vertreiben muste. Die Barbaren, die durch diese Lage in Schrecken geriethen, nahmen die Flucht, nachdem sie viel Leute verlohren hatten. Den 14ten wurde man eine andere Insel gewahr, die man die Insel der Hofnung nennte.

Diese Entdeckungen erfüllten die Wünsche unserer Reisenden nicht, welche seit ihrem Auslaufen aus der Meerenge mehr als zwey tausend Meilen, zurückgeleget hatten, ohne daß sie das südliche feste Land, das sie suchten, finden konnten. In den Umständen aber, in welchen sich das Schifsvolk befand, war es nicht möglich in dem Südmeere weiter zu segeln. Schouten stellte dem Rathe vor, daß es, mit den wenigen Lebensmitteln, die man hätte, unvorsichtig seyn würde eine ungewisse Fahrt länger fort zu setzen; daß man schon nur allzuweit nach Süden zu gefahren wäre; daß man sich, wenn man diesem Laufe folgte, vielleicht in die Unmöglichkeit setzen könnte wieder zurück zu kehren, und daß seine Meynung wäre, daß man nach Norden segelte, um zu suchen die Moluckischen Inseln zu erreichen. Auf diese Vorstellungen nahm man einen andern Weg, und man bekam den 21ten ungefähr unter dem 15ten Grad der Höhe zwey Inseln

seln zu Gesichte, die man Hoornsinseln nannte, nach dem Namen der Stadt, wo Schouten und le Maire ihr Schiff ausgerüstet hatten. Die Holländer näherten sich der ersten, und warfen in einer Bay Anker, der sie den Namen der Eintracht gaben, welches der Name ihres Schifs war.

Man hatte anfangs mit den Einwohnern einige Händel; die Geiseln aber, die man von beyden Seiten gab, stellten das Vertrauen wieder her. Die Wilden fuhren in ihren Kähnen haufenweis zu, und vertauschten verschiedene Sachen für Nägel, Messer und gläserne Kugeln. Die meisten waren so gros, als die grösten Holländer, und es gab verschiedene unter ihnen von einer Riesengrösse. Sie sind wohlgestalt, stark, leicht im Laufen, vortrefliche Schwimmer. Ihre Haut ist braungelb. Sie tragen für ihre Haare, die sie künstlich aufkräuseln, und in verschiedene Zöpfe flechten, eine grose Sorge. Alle waren nackend, Manns- und Weibspersonen, bis auf ein Blat, welches ihnen die Schaamglieder bedeckte. Die Weiber waren häßlich, übelgestalt und übermäsig geil.

Diese Völker führen ein ruhiges und einförmiges Leben, das von aller Art der Sorge befreyet, aber fast thierisch ist. Sie bauen das Land nicht an; sie kennen keine Art von Arbeit. Sie leben von den Früchten und Wurzeln, die in ihren Feldern wachsen, von den Thieren, die sie in den Wäldern finden, und von den Fischen,

die

die das Meer zwischen den Felsen und in dem ausgehölten Ufer zurück läst. Ihr Trank wird von Wurzeln gemacht, deren Saft sie ausdrucken, indem sie sie anfangs kauen, und hernach in einem grosen hölzernen Gefäse kneten, das sie voll Wasser giesen. Sie essen Schweinfleisch ganz blutig, indem sie sich begnügen das Thier auszunehmen und die Borsten abzusengen, ohne es zu waschen. Sie thun glühende Steine in den Leib, um es zu kochen, nachdem sie es mit Kräutern gefüllt haben. Die Holländer waren bey einem Gastmale zugegen, welches der König der ersten Insel dem Könige der andern gab, und bey welchem vierzehn solche Thiere sehr begierig gegessen wurden. Der Trank, den man dabey trunk, wurde in ihrer Gegenwart gemacht mit der eckelhaften Zubereitung, wovon ich geredet habe. So wie man die Kräuter brachte, kaueten sie diese Barbaren, nahmen sie hernach aus ihrem Munde, und warfen sie in eine Kuffe, wo sie dieselben kneteten indem sie Wasser darauf gossen. Die beyden Könige, ihre Weiber, ihre Kinder, tranken mit Vergnügen davon. Man both auch den Holländern davon an, die gar nicht in Versuchung geriethen davon zu trinken.

Einige von den vornehmsten Wilden begaben sich mit ihren Weibern am Bord des Schifs. Sie hatten Cocosblätter am Halse, welches hier ein Ehrenzeichen ist, und in den Händen einen grünen Ast mit einem weißen Bande. Schouten empfing sie in seiner Kammer. Als sie ihn gewahr

gewahr wurden, neigten sie sich fast bis auf die Erde, mit zusammengelegten Händen und mit darauf gelegtem Gesichte. Unter verschiedenen Gegenständen, die die Bewunderung dieser Barbaren erregten, sahen sie mit besonderem Erstaunen eine Uhr, eine Klingel, einen Spiegel und Pistolen. Le Maire und ein anderer Holländer, mit Nahmen Aris, besuchten den König der Insel. Kaum waren sie ans Ufer ausgestiegen, so fanden sie einen Menschen daselbst, der sich vor ihnen niederwarf, indem er eine Hand in der andern hatte und das Gesicht auf die Erde legte. Es war der König selbst, der sie nach einer grossen Menge Beugungen in seinen Pallast führte. Der König der andern Insel war bey ihrer Aufnahme gegenwärtig. Die beyden Prinzen setzten sich mit den Holländern auf Matten. Ein Herr, den sie für die zweyte Person des Königreichs hielten trat in den Saal, indem er von der Seite ging und die Augen auf diese Fremden richtete. Als er nahe bey ihnen war, sprang er mit Leichtigkeit hinter ihre Matte. indem er mit Ernsthaftigkeit einige Worte aussprach, machte hernach einen grossen Sprung, und fiel mit kreutzweisen Füssen sitzend nieder. Er sagte hernach eine Art einer Rede her, worauf man eine Mahlzeit auftrug. Die beyden Könige schenkten den Abgeordneten des Schifs ihre Kronen, und setzten sie ihnen selbst auf den Kopf. Sie bestanden aus langen und schmalen Federn von verschiedenen Farben, die in einem Cirkel zusammen gesetzet waren.

Unter verschiedenen andern besondern Gebräuchen, bemerkten die Holländer, daß die Ministers, die den Rath des Prinzen ausmachten, einen Vogel bey sich hatten, der auf einem kleinen Stock sas. Die Häuser der Insel sind von Pfälern gebauet, die mit Aesten durchflochten sind. Ihre Gestalt ist rund, und sie gehen oben spitzig zu. Sie haben fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß in Umkreise, und zehn oder zwölf Fuß in der Höhe. Es ist kein anderer Eingang in dieselben, als eine kleine Oefnung, wodurch man nicht kommen kann, wenn man sich nicht bis auf die Erde bücket. Dürres Gras, welches diesen Barbaren zur Streu dienet, Angeln, Angelschnüre, hölzerne Keulen, sind die einzigen Gegenstände, die man darinne antrift.

Die Indianer dieses Landes schienen dem Diebstal so ergeben, als die Einwohner der andern Inseln. Mann konte nicht merken, ob sie eine Religion hatten. Der Knall des Schiesgewehrs, besonders der Artillerie, verursachte ihnen ein auserordentliches Schrecken. Ihr Land bringt eine rothe Erde hervor, woraus die Weiber eine Art von Schminke machen, womit sie sich den Kopf und das Gesichte bestreichen.

Die Holländer hielten sich bis zu Ende des Mays in dieser Bay auf, wo sie alle Arten von Erfrischungen fanden. Sie besuchten die andere Insel nicht. Im Junius entdeckten sie, indem sie nach Nordwesten steuerten, unter dem vierten und fünften Grad mittäglicher Breite einen kleinen Archipe-

lagus, der aus etliche zwanzig Inseln bestand, wovon die vornehmste den Nahmen des heiligen Johannes erhielt, weil man sie an diesem Festtage erblickte. Man fand Wilde darauf, welche anfangs die Holländer ergriffen, die aber vorsichtiger wurden, als man eine von ihren Piroguen im Grund geschossen hatte. Sie stechen sich Löcher durch die Ohren, die Naselöcher, und die Nase, und hangen Ringe in diese Oefnungen. Ihre Arme sind mit Ringen von Perlmutter, von dem Gelenke des Ellbogens, bis an die Faust, versehen. Sie haben einen langen Bart, aber ohne Knebelbart. Sie bedecken sich die Schaamglieder mit einem Baumblat, welches mit einem Gürtel von Baumrinde feste gemacht wird. Ihre Gestalt ist groß und sie scheinen stark. Sie tragen auf dem Kopfe zwey oder drey Mützen von Baumrinde, die verschiedentlich gemahlt und eine in die andere durch eine Schnur geheftet sind. Sie haben sehr schwarze Zähne, braune, kurze und krause Haare. Als sie an das Schif kamen, sangen sie zusammen ziemlich angenehm. Ihre Waffen sind Wurfspiese, Schleudern, hölzerne Keulen und Säbel. Man versichert, daß sie sich in ihren besondern Händeln niemals derselben bedienen. Sie haben aber den Gebrauch sich mit den Füssen und Fäusten zu schlagen, und sich einander, wie die Hunde, zu beissen.

Der Archipelagus, den man entdecket hatte, schien die folgenden Tage grösser, und zeigte eine Menge Inseln nacheinander, die sich bis unter den

zweyten Grad der Linie erstreckten. Den fünften Julius entdeckte man gegen Norden verschiedene Berge, und an eben demselben Tage zeigte sich gegen Westen ein grosses Land, von welchem man das Ende nicht sahe. Seine Lage und Grösse machten, daß man glaubte, es wäre das neue Guinea. Man fuhr an seinen Küsten hin, bis zum 31ten, und man befand sich alsdann unter der Linie, nachdem man beynahe dreyhundert Meilen längst an diesem grossen Lande zurückgeleget hatte, indem man fast beständig nach Nordwesten fuhr. Man landete an den festen Lande nicht an; allein man besuchte auf diesem langen Wege die Inseln **Moa, Insou, Arimon**, und einige andere. Eine von derselben, die unter der Linie lag, und und durch ihre Grösse merkwürdig ist, bekam den Nahmen des **Schouten**, des Schifshauptmanns. Man kam hernach zu Anfange des Augusts an dem orientalischen Ende von Gilolo, und von da in den moluckischen Inseln an, und von da begab man sich gegen die Mitte des Septembers nach Java.

Dies sind die wichtigsten Umstände von dieser sonderbaren Reise, auf welcher die Holländer in funfzehen Monaten um die Erde herum fuhren, nnd durch einen, bis dahin unbekannten, Weg nach Indien kamen. Man merket an, daß sie unter Wegens um einen Tag zu kurz kamen, und daß sie bey ihrer Ankunft zu Java glaubten Montag zu haben, da die Holländer dieses Landes Dienstag hatten. Diese Unternehmung verewigte

den

den Nahmen des le Maire, allein sie richtete sein und seiner Handlungsgefährten Glück zu Grunde. Sein Schiff wurde von den Aufsehern der holländischen Faktorey von Jacatra unter dem Vorwande, daß es für die Rechnung der Compagnie nicht beladen wäre, eingezogen. Dieser grosse Mann starb einige Monate darnach aus Verdruß über dieses Unglück. Es gab damals Personen, die unbillig genug waren alle seine Entdeckungen für leere Einbildungen auszugeben, und die Wahrheit der berühmten Fahrt, die er gefunden hatte, in Zweifel zu ziehen. Die Zeit hat aber die Wichtigkeit und Gründlichkeit seiner Anmerkungen gezeiget, und die Hochachtung der Nachkommen hat ihn wegen dieser Verläumdungen wohl gerochen.

Geschichte der Persier.

Erstes Hauptstück.

Vorläufige Erklärung von dem Ursprunge der Persier. Alte verschiedene Linien der Könige dieses Volks.

Wir haben uns bey dem Anfange dieser neuen Arbeit vorgenommen, von dem Ursprunge der Persier, von den zahlreichen Linien der Könige dieses Volks und von den verschiedenen Veränderungen, welche seine Monarchie, seit ihrer ersten Errichtung, erschüttert haben, einen genauen Begrif zu geben. Auf diese wichtigen Gegenstände werden sich alle unsere historischen Erzählungen einschränken.

Elam und Chus, Enkel des Noah, werden für die ersten Voreltern der persischen Nation gehalten. Elam ließ sich in dem eigentlich sogenannten Persien nieder, und dieser Landestheil wurde damals

das Land Elams genennet. Unter diesem Nahmen wird es fast allezeit in den heiligen Büchern beschrieben. Die Elamiten, seine Nachkommen, machten ein zahlreiches Volk aus, dessen Macht in ganz Asien furchtbar war. Chus bevölkerte Susiana, und gab ihr den Nahmen Chusestan, welchen sie noch heut zu Tage unter den Morgenländern führet.

Die Schrift berichtet uns, was die ersten persischen königlichen Linien betrift, nichts besonders. Herodotus und andere griechische Geschichtschreiber fangen nicht viel höher, als von dem grossen Cyrus, an, und man findet allein in den Schriften der Morgenländer, einiges Licht von den Zeiten, die vor seiner Regierung hergegangen sind.

§. 1.

Linie der Pischdadier.

Die erste Linie, von welcher die persischen Jahrbücher Meldung thun, ist der **Pischdadier** ihre. Sie begreift neun Prinzen, deren Regierungen eine Zeit von zweyhundert und neun und funfzig Jahren ausmachen. **Keyomaras**, ihr Stifter, wurde zum Könige von **Azerbijana**, oder von Medien, durch einstimmige Wahl des Volks ernennet, welches, weil es der Frechheit der republicanischen Regierung überdrüßig war, sich entschloß die höchste Gewalt einem weisen und tugendhaften Bürger anzuvertrauen. * Er bes-

* Mirkond, Sharistain, Herbelot, in der allgemei-

nen

ferte die Sitten seiner Unterthanen und lehrte sie in Gesellschaft leben, und Häuser bauen, um sich wider die rauhe Luft zu schützen. Er errichtete Flecken und Städte. Er legte Gerichte, und Leinewand, und Seydenmanufacturen, an. Einige benachbarte Völker, welche das Glück erfuhren, welches die Meder genossen, unterwarfen sich freywillig seinen Gesetzen. Sein Reich vergrösserte sich damals ansehnlich, und erstreckte sich bis an das caspische Meer. Keyomaras hatte einen Sohn, mit Nahmen Nazec, welcher mehr Vergnügen an den Annehmlichkeiten der Einsamkeit, als an der Pracht eines Thrones fand, und sich deswegen an einen wüsten Ort begab, um sich daselbst gänzlich der Weltweisheit zu widmen. Er wurde daselbst von Räubern aus Trabestan umgebracht. Seine Gemahlin kam einige Monate darnach mit einem Sohne nieder, welcher Siameck genennet wurde. Keyomaras erzog ihn mit Sorgfalt, und trat ihm hernach, mit Einwilligung seiner Unterthanen, die Krone ab.

Kaum war Siameck auf dem Throne, so bekriegte er ein benachbartes Volk, welches in Azerbijane einen Einfall gethan hatte. Er wurde in einer Schlacht getödtet, und verließ, wie sein Vater, seine Gemahlin mit einem Sohne schwanger. Keyomaras übernahm wieder die Regierung des Reichs, und herrschte noch dreyßig Jahr. Man

ist

nen Geschichte, aus den Englischen übersetzt, Theil IV. Buch I. Cap. XI. Abschnitt. V. Tarish, oder Series Reg. Persiae autore Schikardo in prooemio.

ist von der Zeit, da er gelebet hat nicht unterrichtet. Einige Schriftsteller unterscheiden ihn nicht von Adam. Andere geben ihm den Aram, den Sohn Sems, zum Vater. Es sind einige, welche sagen, daß er tausend Jahre gelebet und fünfhundert und sechzig Jahre den Thron besessen habe.

Houschenk, ein Sohn des Siameck, welcher nach dem Tode seines Vaters zur Welt kam, erhielt in seinem dreyßigsten Jahre die Krone, und regierte funfzig Jahre. Sein Eyfer für die Gerechtigkeit brachte ihn den Zunahmen Pischdad, oder gerechter Richter, zuwege, woher der Nahme der Pischdadier kommt, welchen man allen Prinzen von dieser Linie beygelegt hat. Er theilte sein Reich in verschiedene Provinzen, über welche er Statthalters setzte. Man schreibt ihm die Erfindung der meisten Werkzeuge zum Ackerbau zu. Man glaubt auch, daß er seine Unterthanen den Gebrauch des Peltzwerks, und die Kunst die Ländereyen zu wässern, indem man das Wasser in Graben leitete, lehrte. Er unterschied sich eben so sehr durch seinen Muth, als durch seine weitläuftige Einsicht. Er erhielt nicht nur viele Siege über seine Nachbarn; sondern er überwand auch, wie man vorgiebt, Riesen und Ungeheuer. Er blieb im Kriege, wo er von einem herunterfallenden Felsen erschlagen wurde.

Tahmurash, ein Sohn oder Enkel des Houschenk, erwarb sich durch seine Thaten im Kriege und durch seine Regierung einen grossen Ruhm.

Die Siege, welche er über seine Feinde erhielt, erwarben ihm den Zunahmen **Diubend**, welches so viel heist, als **derjenige, welcher den Teufel bezwingt.** Er starb an der Pest nach einer Regierung von dreyßig Jahren.

Die Krone kam hernach auf **Giemschied**, einen Vetter des **Tahmurash**, und nach anderer Meynnng, seinen Sohn, oder Enkel. Er machte die Persier vollends gesitteter, indem er sie in drey Classen theilte, wovon eine aus Soldaten die andere aus Ackerleuten, und die dritte aus Handwerksleuten bestand. Er ordnete die Kleidung eines jeden Standes. Er errichtete öffentliche Kornböden, wo man in guten Jahren eine gewisse Menge von Getreyde zurücklegte, welches man in Mißjahren dem Volke austheilte. Man versichert, daß der Gebrauch des Weins unter seiner Regierung in Persien gemein worden ist. Man hatte sich desselben bisher nur, als einer Artzney, bedienet, und hatte nur sehr wenig davon zu sich genommen. Eine Dame aus dem Serail, welche von einem sehr heftigen Kopfschmerz überfallen wurde, den die Aerzte nicht lindern konnten, nahm ihre Zuflucht zur Kraft dieses Getränkes, welches sie vollkommen gesund machte. Mehr brauchte man nicht dieses Getränke hochzuachten, welches in kurzen das Vergnügen der Nation wurde. Man setzet auch unter die Regierung dieses Prinzen die alte Verbesserung des persischen Calenders, und die Einsetzung des **Nauruz**, eines prächtigen Festes, von welchem ich an seinem Orte reden werde. Die Musik und

Astronomie fingen zu der Zeit an in Persien bekannt zu werden. Giemschied zog alle gelehrte und kluge Leute des Orients an seinen Hof. Er baute in Persidis die prächtige Stadt Estechar welche hernach Schiraz genennet wurde. Seine Glückseligkeit verblendete ihn gegen das Ende seiner Regierung. Er wolte für einen Gott gehalten werden, und schickte sein Bildniß im ganzen Reiche herum mit dem Befehle es anzubeten. Dieser Hochmuth brachte die Grossen auf, welche einen Aufstand wider ihn erregten. Zoack, das Haupt der Aufrühret, überwand ihn in einer Schlacht, ließ ihn entzwey sägen, und bemächtigte sich des Throns.

Dieser unrechtmäßige Besitzer des Throns verheerte das Königreich, und überschwemmte es mit Blute, indem er alle diejenigen ohne Barmherzigkeit aufopferte, welcher seiner Macht verdächtig schienen. Man erzählet von ihm Grausamkeiten, wofür man erzittert. Er bekam zwey unheilbare Geschwüre, welche er, wie man sagt, mit Menschenblut auswusch, und sie mit dem Fette von frisch umgebrachten Menschen schmierete.

Giemschid hatte einen Sohn hinterlassen, welcher **Feridoun** hieß, und nur drey Jahr alt war, den seine Mutter heimlich aufziehen ließ, und der hernach, durch Hülfe des Kao, der nur ein schlechter Schmidt war, zum Throne gelangte. Dieser tapfere Perser, dessen Söhne auf Befehl des Zoack waren umgebracht worden bewegte seine Landsleute wider ihn zum Aufstande, und nach-

dem

dem er ein Schurzfell in der Luft wehen ließ, versammelte er unter dieser Art von Fahne ein unzählbares Volck. Die Krone wurde ihm angeboten; er schlug sie aber aus, um sie den Feridoun aufzusetzen. Man zog gegen den Tyrannen, welcher, nachdem ihn seine Soldaten verlassen hatten, gefangen genommen, und in die Gebürge von Damavend geführet wurde, wo man ihn in eine Höhle einsperrete.

Auf diese Art erlangte der Sohn des Giemschid die Erbschaft seiner Voreltern glücklich wieder. Seine Regierung war lange und ruhmvoll. Als er zu einem sehr hohen Alter gelanget war, beschloß er die Regierung niederzulegen. Er hatte drey Söhne, **Salm**, **Tur** und **Jrag**. Die beyden ersten waren von der Tochter des Zoack gebohren, welche er geheyrathet hatte, nachdem der Tyranne verjagt war. Sie waren stolz und grausam, wie ihr Großvater. Jrag, der ein Sohn von einer andern Mutter war, hatte eine vortrefliche Gemüthsart. Feridoun theilte sein Königreich unter diese drey Prinzen. Er gab dem Jrag Mesopotamien, Aßyrien und das eigentlich sogenannte Persien; ein Strich Landes, welches damals den Nahmen Jrag*, oder **Jran**, bekam, den es nachher behalten hat **. Salm erhielt einige abendländische Provinzen zu seinem Antheil, und Tur die Länder gegen Nordwesten, welche jen-

* Einige sprechen Jrack.

** Hyde, Herbelot in der allgemeinen Geschichte, wie oben.

jenseit des Oxus lagen, denen er den Nahmen Tur-Kestan gab. Man nennte sie auch Turon und Touran *.

Salm und Tur, welche über den Antheil des Irag eifersichtig waren, führten einen grausamen Krieg wider ihn, und brachten ihn in einer Zusammenkunft, warum er sie gebeten hatte, niederträchtiger Weise um. Sein Sohn **Manougeher** rächte seinen Tod, indem er seine beyden Vatersbrüder in einer Schlacht tödtete. Feridoun trat ihm die Krone ab, und starb kurze Zeit nach seiner Abdankung, in einem solchen Ruhme der Weisheit, daß ihn die Morgenländer für den Salomon von Persien halten. Man hat verschiedene von seinen lehrreichen Aussprüchen gesammelt, von denen der merkwürdigste derjenige ist, welchen er einmal zu seinem Nachfolger sagte: **Mein Sohn, betrachte alle Tage deiner Regierung als Blätter eines grossen Buches, und gieb wohl Achtung, daß du auf jedes Blatt nichts schreibest, als was du willst, daß die Nachwelt lesen soll.**

Manougeher vergaß diesen weisen Rath niemals, und beschäftigte sich Zeit seines Lebens, welches sehr lang war, mit weiter nichts, als mit demjenigen, was zur Glückseeligkeit seines Volks etwas beytragen konnte. Er setzte nicht nur in allen

* Dieses ist das Transoyiana unserer europäischen Schriftsteller, das Marvara Jnahr der Araber, und dasjenige, was die Türken heut zu Tage das Land der Usbecken nennen.

allen Provinzen geschickte und redliche obrigkeitliche Personen ein, sondern er wollte auch, daß jeder ansehnliche Flecken seinen besondern Richter haben sollte. Um der natürlichen Trockenheit Persiens abzuhelfen, ließ er aus dem Tiger und Euphrat viele Canäle ziehen, welche die Felder, die in der Nähe dieser Flüsse lagen, fruchtbar machten. Er untersuchte alles gründlich, was die Erbauung des Getreydes, und die Wissenschaft der Kräuter, anlangte, damit er im Stande wäre seine Unterthanen in diesen wichtigen Arbeiten zu belehren. Er verbannte von seinem Hofe die übermäßige Pracht und zog allein die Tugend vor, welche er belohnte. Er sagte in einer zahlreichen Versammlung der Edlen diese schönen Worte. **GOtt hat mich nur deswegen zum Könige gemacht, damit ich im Stande seyn möchte, seine Ehre zu vermehren, indem ich meine Unterthanen glücklich mache: wenn ich so undankbar wäre und meine Pflichten verabsäumte, so würde ich verdienen, daß ich jetzt mein Königreich verlöhre, und hernach mein Verbrechen durch einige Strafen büßte.** Seine Regierung, ob sie gleich ruhmvoll war, war deswegen doch nicht ohne Widerwärtigkeiten. Afrasiab, König von Turkestan, that einen Einfall in Persien, um den Tod des Tur, seines Großvaters, zu rächen. Er überwand den Manougeher in einer Schlacht, und nöthigte ihn sich in eine Festung zu werfen, wo er ihn belagerte. Da sich aber die Belagerung in die Länge verzog, so schrit-

schritte man zu einem Vergleiche, dessen Bedingungen diese waren, daß künftighin der Gihon * die Grenzen beyder Reiche bestimmen sollte.

Alle morgenländische Geschichtschreiber versichern, daß Monougehor Persien hundert und zwanzig Jahr lang regierte. Er hinterließ den Thron seinem Sohne Nodar, dessen Regierung gleich anfangs durch Familienuneinigkeiten beunruhiget wurde, und hernach durch einen auswärtigen Krieg. Afrasiab kam zum andernmale in Persien an der Spitze von viermal hundert tausend Mann. Nodar, welcher sich für schwach hielt gegen einen so mächtigen Feind im Felde zu erscheinen, verschanzte sich in einem vortheilhaften Lager. Afrasiab griff ihn in diesem Posten an, erhielt einen vollkommenen Sieg über ihn, bemächtigte sich seines Pallasts und seiner Schätze, und ließ ihm den Kopf abschlagen. Persien war alsdann dem Könige von Turkestan unterworfen. Dieser Prinz aber begegnete seinen neuen Unterthanen so hart, daß ihnen seine Herrschaft unerträglich fiel. Zalzer, ein tapferer Perser, dessen Vater unter den beyden letzten Regierungen Premierminister gewesen war, warf sich zum Anführer der Misvergnügten auf, und machte dem Afrasiab so viel Händel, daß er ihn zwang alle seine Eroberungen fahren zu lassen, und den Weg wieder nach Turkestan zu nehmen. Es wäre ihm, nach diesem wichtigen Dienste, leicht gewesen sich des persischen Scepters zu bemächtigen; er übergab ihn aber grosmüthig

* Der Oxus.

müthig in die Hände des Zab, des rechtmäßigen Erben des Nodar; indem er, sagt Mirkond, die gründlichere Ehre seine Schuldigkeit zu thun, und einem unterdrückten Prinzen das Guth seiner Vorfahren wiederzugeben, dem eiteln Glanz einer unrechtmäßigen Besitzung vorzog.

Als Zab in einem hohen Alter zum Throne gelanget war, glaubte er, daß er seines Brudersohn, den Gherchasb, zum Reichsgehülfen annehmen müste. Die Geschichte schildert ihn als einen freygebigen, geistreichen, und arbeitsamen Prinzen, der aber die Tafel sehr liebte. Er erfand Leckerbischen und Getränke, die seinen Vorgängern unbekannt gewesen waren. Die Türken wagten unter seiner Regierung einen dritten Einfall in Persien. Zab lieferte ihnen unbedachtsamer Weise eine Schlacht, die er verlohr, und in welcher er blieb. Dieses war, nach dem Mirkond der letzte König von dem Geschlechte der Pischdadier. Andere geben vor, daß Gherchasp noch viele Jahre nach ihn regierte. Schickard glaubt, daß der Zab der Morgenländer der Sardanapalus der Griechen sey *.

§. 2.

Geschlecht der Kaianiten.

Nach dem Tode des Zab machten sich die Türken Meister von Persien. Zalzer aber befreyete sein Vaterland bald von ihrer Herrschaft. Er setzte den Kai-Kobad auf den Thron, welcher der

* Tarich bey dem Schickard in prooemio.

der erste Prinz von der Familie der Kaianiten war, welche die andere persische Linie ausmachen.

Kai-Kobad nahm sein Hoflager zu **Spahaun**, (Ispahan) einer Stadt, die mitten in Persien liegt, und trat Zalzers Sohne, dem **Rustan**, die Provinz Zablistan ab, welche alsdenn den Namen **Rustandar** bekam. Einen Theil von seinen Einkünften wendete er darzu an, daß er in dem Reiche grose Wege anlegen lies. Seine Soldaten waren mit dieser Arbeit beschäftiget. Alle vier tausend Schritte lies er gewiße Merkmale setzen, um die Weite anzuzeigen, welche man Pherseng bey den Persern nennte, bey den Griechen aber **Parasangen** heißen. Das ist das merkwürdigste, was er während seiner Regierung gethan hat, welche, nach einigen Schriftstellern, hundert, und nach andern, hundert und zwanzig Jahr dauerte. Gegen das Ende seines Lebens wurde er blind.

Kaikaus, sein Sohn, oder Enkel, folgte ihm. Als dieser Prinz Turkestan mit Krieg überzog, wurde er von den Feinden gefangen, welche ihn in eine Festung steckten, aus welcher er durch die Tapferkeit des Rustan befreyet wurde. Seine Waffen waren in Syrien, und in klein Asien, wo sich seine Macht alle unterwarf, glücklicher. Er zog hernach wider **Zalzogar**, den König von Arabien, und bemächtigte sich anfangs des größten Theils des Königreichs **Yemen**. Die Liebe aber, welche er zur **Saudabah**, der Tochter

dieses Königes bekam, welche er, wider den Rath seiner weisesten Minister, heyrathete, machte, daß er die Sorge seiner Eroberungen fortzusetzen verabsäumte. Er lies sich so gar von dem Zalzogar überrumpeln, welcher ihn, mit den meisten grosen Herren seines Hofes, zum Gefangenen machte. Nachdem Rustan mit der ganzen Macht, die er aufbringen konnte, darzu gekommen war, so liesen die Araber den Kaikaus frey, welcher von seiner Seite versprach, ihnen alle Plätze, die er ihnen abgenommen hatte, wieder zu geben. Kaum war er nach Persien zurück, so entbrannte Saudabah in strafbarer Liebe gegen seinen Sohn, den er von einer andern Gemahlin hatte. Dieser junge Prinz, mit Namen Siavek, lehnte die Liebkosungen, die sie sich ihm zu machen unterstand, mit Abscheu ab, und die Königin um sich wegen seiner Weigerung an ihm zu rächen, klagte ihn an, daß er ihrer Ehre nachgestellet hätte. Er rechtfertigte sich wegen dieser Anklage durch die Feuerprobe, und als seine Unschuld bekannt wurde, kehrte Kaikaus seinen Zorn gegen die Saudabah, welche er zu einem grausamen Tode verurtheilte. Siavek aber hielt um Gnade für sie an, und erhielt sie. Das war nicht die einzige Verfolgung, welche ihm diese böse Stiefmutter erregte. Als ihn Kaikaus wider die Türken geschickt hatte, welche einen neuen Einfall in Persien gethan hatten, machte sie, daß man ihm das Commando von der Armee nahm. Der Verdruß, welchen Siavek darüber hatte, bewegte ihn, daß er bey dem Könige von

Tur-

Turkestan Zuflucht suchte, welcher ihn mit offenen Armen empfing, und ihm seine Tochter zur Ehe gab. Die grose Gunst aber, zu welcher er gelangte, zog ihm die Feindschaft des Königs Bruder, des Garsiavesch, zu, welcher ihn umbringen lies. Er hinterlies einen Sohn, Kais Khosru genannt, den seine Mutter heimlich aufziehen lies, und einige Jahre hernach nach Persien führte.

Kaikaus regierete, nach dem Vorgeben der morgenländischen Schriftsteller, hundert und funfzig Jahre, und trat die Krone dem Kais Khosru ab, welchen man für den Cyrus der Griechen hält. Der neue Monarch machte den Anfang seiner Regierung durch viele Handlungen der Gerechtigkeit berühmt. Er schafte die Misbräuche ab, welche sich in den Gerichten eingeschlichen hatten, und setzte die Richter ab, die wegen übler Verwaltung ihres Amts angeklaget wurden. Er war leutseelig, lies jederman vor sich, war mitleidig gegen die Armen, und bemühte sich Mittel zu ihrer Erhaltung zu finden. Als er genöthiget war seinen Unterthanen, zu Bestreitung der Kriegsunkosten, welche er gegen die Türken *) führen muste, eine ausserordentliche Abgabe aufzulegen, lies er sich eine genaue Rechnung von allen den Summen abstatten, welche in den Schatz gebracht wurden, und

*) So fing man damals an, die Einwohner von Turkestan zu nennen, welche einige Schriftsteller für die Voreltern der heutigen Türken halten,

da er im Stande war sie zu erstatten, gab er jeder Familie dasjenige wieder, was sie ihn hatte bringen müßen. Alle Geschichtschreiber kommen darinne überein, daß sie seine Weisheit und seine Ehrfurcht gegen die Religion rühmen. Es sind so gar einige, die ihn für einen Propheten halten. Der Himmel belohnte seine Tugenden durch den Seegen, den er auf seine Regierung ausgoß. Die Türken, unversöhnliche Feinde der Perser, wurden gänzlich gedemüthiget. Ihr König wurde gefangen, und auf Befehl des Kai-Khosru getödet, welcher sich seiner Staaten bemächtigte. Auf diese Art wurde Turkestan mit Persien wieder vereiniget, wovon es ungefehr vor fünf hundert Jahren war getrennet worden. Kai-Khosru führte seine Armeen selten an, und die persischen Geschichtschreiber halten sich bey seinen persönlichen Kriegsthaten nicht sehr auf: welches von dem Begriffe, den uns Herodotus und Xenophon von dem Cyrus machen, weit abgehet. Man findet doch in einigen Zeitbüchern, daß er einen Drachen, welcher in den Gebürgen, die das Land der Parther von dem eigentlich so genannten Persien trennen, große Verwüstungen anrichtete, mit eigner Hand tödete. Er legte die Regierung nieder, nachdem er sie sechzig Jahr geführet hatte, und begab sich in die Wüsten, welche an Azerbijam stoßen. Als er den Hof verlies, lies er in ein Zimmer des Pallasts diese vortreflichen Worte schreiben, damit sie allen seinen Nachfolgern zur Lehre dienen möchten. Die Hoheit, welche uns von den

gemei-

gemeinen Menschen unterscheidet, darf uns keine allzu hohe Meinung von uns selber beybringen. In der That sind wir nicht sicherer unsere Krone zu erhalten, als der Unterthan gewiß ist sein Vermögen zu behalten. Die Krone, welche heute meine Stirne zieret, ist von vielen Monarchen getragen worden, und wenn ich nicht mehr seyn werde, wird sie auf das Haupt meiner Nachfolger kommen. O ihr Könige! gründet eurern Hochmuth nicht auf eine solche ungewiße und vergängliche Sache. Man merket an, daß unter seiner Regierung Locman, der berühmte Verfaßer der lehrreichen Fabeln, die er in persischer Sprache geschrieben hat, gelebet habe.

Lohrasp bestieg nach dem Kai-Khosru den Thron. Die Eroberung von Syrien und Palästina, und die Zerstörung von der berühmten Stadt Jerusalem waren die vornehmsten Begebenheiten seiner Regierung. Er legte den Scepter in einem sehr hohen Alter nieder, und begab sich nach Balk, wo er sich als Priester einkleidete, und dreyßig Jahr nach seiner Abdankung, von den Türken getödet wurde.

Gushtasp, sein Sohn, welchen man mit dem Hystaspes der Griechen für eine Person hält, folgte ihm. Er war ein stolzer und hochmüthiger Prinz, aber tapfer, thätig, unternehmend, und zu außerordentlichen Begebenheiten gebohren

ren *). In seiner Jugend erregte er einen Aufstand wider seinen Vater, in der Absicht ihm die Krone zu rauben. Da aber das Glück seinem Ehrgeitze nicht beystand, begab er sich nach Turkestan, oder, wie andere versichern, an den Hof eines griechischen Prinzen, wo er einige Zeit unbekannt lebte. Sein gutes Ansehen erwarb ihm die Gunst der Königlichen Prinzeßin, welche ihm, in Gegenwart des ganzen Volks, einen goldenen Apfel, oder eine Pommeranze, zuwarf, und ihm durch diese Gunstbezeugung zu erkennen gab, daß sie ihn heyrathen wollte. Der Monarch hatte zwey andere Prinzeßinnen, um welche zwey Prinzen eines benachbarten Königes anhielten, denen er sie mit der Bedingung versprach, daß sie zwey aufrührische Prinzen, oder, wie einige Zeitbücher es erzählen, zwey erschreckliche Ungeheuer, welche seine Staaten verwüsteten, bestreiten sollten. Die beyden Liebhaber, welche ihrer Tapferkeit nicht viel zutrauten, wendeten sich an den Gushtasp, welcher die Unternehmung glücklich ausführte, und ihnen die Ehre davon lies. Der König erfuhr aber bald hernach die Wahrheit, und bekam eine solche Hochachtung für den Fremden, daß er ihn zu seinen Premiersminister machte. Gushtasp bediente seiner Gunst um sich wegen der üblen Begegnungen zu rächen, die man ihm in Persien angethan haben sollte. Er überredete den König dem Lohrasp den Krieg anzukündigen, um sich von dem jährlichen

*) Lebtarik; Tarikh Montekeb. Geschichte des Khondemir ꝛc. in der allgemeinen Geschichte, wie oben.

lichen Tribut zu befreyen, den er ihm bezahlen muste. Lohrasp, welcher über die Kühnheit seines Lehnmannes erstaunte, zweifelte nicht, daß ihn Gushtasp zu diesem Entschluße gebracht hätte. Hierauf nahm er sich vor, um das Blut seines Volks zu schonen, den Scepter diesem ehrgeitzigen Sohne zu übergeben, welchen er nach Persien zurück rufte und ihn mit eigner Hand krönte.

Gushtasp errichtete sein Hoflager zu Estechar, welches er mit vielen Gebäuden auszierte; die alten Streitigkeiten zwischen den Völkern von Touran und Iran erwachten unter seiner Regierung wieder. Es scheint, daß sich die Türken von dem persischen Joch befreyet gehabt hatten, weil sie damals einen König hatten, den die Geschichte Argiasp nennet. Gustasp fiel in die Staaten dieses Prinzen, überwand ihn in einer Schlacht, tödete seinen Sohn, und bemächtigte sich der Hauptstadt Touran, welche er plündern lies. Einige Zeit hernach aber rächte sich Argiasp wegen dieser Beleidigungen, indem er einen plötzlichen Einfall in Korasan that. Er überrumpelte die Stadt Balk und plünderte sie: er lies darinnen siebenzig Priester umbringen, ohne ihr Oberhaupt Zerdusht (Zoroaster), noch des Königs Vater, zu schonen, welcher, wie gesagt worden ist, ein Magus worden war; und nachdem er das heilige Feuer ausgelöscht hatte, zerstörete er alle Tempel, welche Zerdusht in der Stadt erbauet hatte. Isphendiar, ein Sohn des Gushtasp, hemmte den Lauf dieser

Verwüstungen, und zwang die Türken sich über Hals und Kopf in ihr Land zu begeben. Einige morgenländische Zeitbücherschreiber, welche sich Mirkond die Mühe hätte ersparen können auszuschreiben, legen diesem Prinzen viele romanenhafte Thaten bey, welche von den fabelhaften Thaten des Herkules entlehnt zu seyn scheinen. Sie sagen, sein Vater hätte ihn in diese gefährliche Unternehmungen verwickelt, damit er ihm das Versprechen, welches er ihm gethan hätte, zu seinem Besten die Regierung niederzulegen, nicht halten dürfte. Endlich laßen sie ihn in einem besondern Kampfe von den alten Rustan, der damals fünf bis sechs hundert Jahr alt seyn muste, umbringen. Jsphendiar hinterlies einen Sohn, **Bahaman** mit Namen, welchem Gushtasp mehr Gerechtigkeit wiederfahren lies, weil er ihm endlich eine Krone abtrat, auf welche er seinen Vater hatte so lange warten laßen.

Bahaman, ein Enkel und Nachfolger des Gushtasp, hatte zwey andere Namen; den Namen **Ardschir**, welchen er von einem geheimnisvollen Geschenke bekam, welches seiner Mutter gemacht wurde *), und den Namen **Dirazdest**, welches einer mit einer langen Hand bedeutet; weil seine rechte Hand länger, als die linke

*) Es bestand in einem Gefäße mit Milch und in einer kleinen Blume. Ard bedeutet im Persischen eine Blume, und Schir Milch. Jspbendiar und seine Gemahlin machten aus diesem beyden Worten den Namen ihres Sohnes.

linke war. Dieser ist ohne Widerspruch der Artaxerxes mit der langen Hand der Griechen. Wenn die persischen Geschichtschreiber nicht eine allzu schmeichelhafte Abschilderung von ihm gemacht haben, so muß man ihn, als den besten Prinzen, der in Persien regieret hat, betrachten. Nichts ist merkwürdiger, als was er bey seiner Gelangung zum Reiche sagte *); Ich habe den Thron nicht aus Ehrgeitz, sondern aus Begierde euch gutes zu thun, angenommen. Wenn ihr an mir einige Fehler wißet, welche zum Schaden des Staats ausschlagen können, so bitte ich euch mir frey Nachricht davon zu geben, und wenn sie so beschaffen seyn sollten, daß sie mich des Scepters unwürdig machen, so laße ich es mir gefallen abgesetzt zu werden, indem der Königstitel nur denjenigen zukommt, die ihre Unterthanen glücklich machen können. Seine erste Sorge war, daß er die Tempel und die öffentlichen Gebäude zu Balk wieder aufbaute, und allen Unordnungen, die durch die Kriege entstanden waren, abhalf. Er rächte auch den Tod seines Vaters, welcher in Jablistan war umgebracht worden, und nachdem er die Prinzen dieser Gegend ausgerottet hatte, vereinigte er sie mit seinen Reiche. Er bezeugte eine grose Neigung gegen das jüdische Volk, welches Ursache ist, daß einige Schriftsteller gesagt haben, seine Mutter sey eine Jüdin

*) Mirkond in der allgemeinen Geschichte, wie oben. Herbelot unter dem Artickel Babaman, eben daselbst.

gewesen; er starb nach einer Regierung, die eben so lange gedauert hatte, als sie rühmlich war, und an seine Statt kam Homai zur Regierung, welche er geheyrathet hatte, ob sie gleich seine Tochter war *), und die er mit einen Sohne schwanger hinterlies, mit welchem sie fünf Monate hernach nieder kam.

Homai, welche andere Rhamani nennen, ist die erste Frau, welche in Persien regieret hat. Sie unterschied sich besonders durch ihre Pracht. Man schreibt ihr die Aufbauung einer Stadt zu, welche Semrin, oder Semirach, hieß, und die Aufführung verschiedener Pyramiden sowohl, als des berühmten Pallasts von Persepolis, deßen Ruinen noch heut zu Tage zu sehen sind. Nachdem sie zwey und dreyßig Jahre regieret hatte, trat sie die Krone dem Darab ab, welcher derjenige Sohn war, der nach dem Tode seines Vaters gebohren wurde, und von welchem wir geredet haben.

Darab war ein Prinz von einer wunderbaren Schönheit. Als seine Mutter die Sterndeuter über sein Schicksal befragte, eröfneten sie ihr, daß er über sein Vaterland und über sich selbst, groses Unglück bringen würde, und riethen ihr ihn umzubringen. Homai, um die Erfüllung dieser Prophezeyung abzuwenden, lies ihren Sohn in einem Kästchen, das als eine Wiege gemacht

*) Diese Blutschande, welche unter der vorhergehenden Regierung von dem Zorraster gut geheißen war, fing an in ganz Persien allgemein zu werden.

gemacht war, auf den Orus setzen, und überliess es dem Strome. Die Wiege wurde durch die Wellen an einen Ort getrieben, wo ein armer Färber Leinwand wusch. Weil er von der Schönheit des Kindes und seinen reichen Kleidungen, welche mit kostbaren Steinen bedecket waren, gerühret wurde, brachte er es seiner Frau, welche ihn mit eben der Sorgfalt erzog, als wenn es ihr eigner Sohn gewesen wäre. Man gab ihm den Namen Darab, von seiner Wiege und dem Elemente, das ihn hergeführet hatte *). Als er erwachsen war, hinterbrachten ihm diese armen Leute, was sie von seinem Stande wusten, und gaben ihm die kostbaren Steine, welche sie in seiner Wiege gefunden hatten. Da er eine starke Neigung zu den Waffen bey sich verspürete, reisete er nach klein Asien, welches die Perser mit Krieg überzogen hatten. Er unterschied sich daselbst durch seine Thaten, und als man aus dem Feldzuge zurück kam, stellte man ihn der Königin vor, welche, nach einigen Untersuchungen, ihn für ihren Sohn erkannte, und ihn hernach zu ihrem Nachfolger erklärte. Alle persische Geschichtschreiber kommen hierinne überein, daß er, als ein Sohn des Ardschir, zum Throne gelangte. Was man aber eben jetzt gesagt hat, kann, wegen seiner rechtmäßigen Geburth, einigen Zweifel hinterlaßen, und Schikard **) hält mit ziemlichen Grunde dafür, daß es der Dari-

*) Dar bedeutet im Persischen ein Kästchen von Holz und Ab Wasser.

**) Tarich, seu series regum Persiae, autore Schikardo.

Darius Nothus der Griechen sey. Er liebte die Gerechtigkeit, beschützte die Künste, war leutselig, geistreich und von Natur beredt. Er erhielt grose Siege über den Fihkous (Philipp) König von Macedonien, welcher damals ein Lehnsmann des Königes von Persien wurde, und ihm seine Tochter zur Ehe gab. Als aber Darab eine Nacht bey ihr geschlafen hatte, stand sie ihm so schlecht an, daß er sie ihrem Vater zurück schickte. Man giebt vor, daß er sie mit einem Prinzen schwanger lies, welcher hernach dem Fihkous unter dem Namen Ascander (Alexander) folgete. Darab richtete in ganz Persien Läufer auf, welche täglich von den äußersten Grenzen des Königreichs abgingen, um ihn von allen demjenigen, was vorging, zu benachrichtigen. Er bauete in Persidis zwey schöne Städte, wovon er eine Darabger, oder Berg von Darab, und die andere Khourch, nennte. Er starb, von seinen Unterthanen sehr bedauert, nach einer Regierung von vier Jahr, wie Mirkond vorgiebt, oder von zwölf oder vierzehn Jahren, wie andere sagen.

Darab der andere folgte Darab dem ersten, und kam sehr jung zur Krone. Sein Hochmuth und seine Grausamkeit machten ihn bey seinen Unterthanen so verhaßt, daß sie sich heimlich mit Ascander, dem Könige von Macedonien, den sie, als einen Sohn Darab des ersten, ansahen, in ein Verständnis einliesen. Der macedonische Prinz rückte mit erfahrnen Truppen ins Feld,

wel-

welche nicht sowohl wegen ihrer Menge, als ihrer Tapferkeit wegen, furchtbar waren. Nachdem er durch Armenien gegangen war, rückte er in Azerbijane ein, wo er einen General des Darab schlug. Er drang hernach in die Provinz Ghilan, und von da in Persidis, ein, wo ihn sein Feind mit einer unzählbaren Armee erwartete. Es wurde eine blutige Schlacht geliefert, welche sehr unglücklich für den Darab ausschlug. Seine Schätze, seine Weiber und Töchter fielen in die Hände des Ueberwinders. Als sich einige Zeit hernach der König von Persien mit neuer Macht ihm entgegen stellte, wurde er nochmals geschlagen, und von seinen eignen Unterthanen auf der Flucht umgebracht. Er war der letzte Prinz von der Linie der Kajaniten. Mirkond giebt ihm eine Regierung von vierzehn Jahren.

§. 3.

Eben diese Linie, nach den griechischen Geschichtschreibern.

Die Griechen kennen nur diese andere Linie *). Ihre längsten Verzeichniße zählen zehn Könige von Medien, und fünf Könige von Persien vor Cyrus dem Grosen. Die Könige von Medien sind **Arbaces, Mandauces, Sosarmus, Artycas, Arbacinos, Artäus, Artynes, Antibarnes, Astibares, Apandas**, den andere Astyas-

*) Allgemeine Geschichte Buch I. Cap. X. Abschnitt

Astyages nennen, welcher der mütterliche Grosvater des Cyrus, und der letzte König von diesem Geschlechte war *). Die Könige von Persien sind Perses, welcher dem Volke dieses Landes seinen Namen gab. Achemene, welcher, wie man sagt, von einem Adler ernähret wurde; Darius, Cyrus und Cambyses, der Vater des Cyrus des Grosen.

Die Geschichte der medischen Könige begreift eine Zeit von ungefehr dreyhundert und funfzig Jahren. Die Geschichte der persischen Könige hingegen hat keine gewiße Zeit. Beyde haben, vor der Regierung des Cyrus, des Stifters der medisch-persischen Monarchie, ich will nicht sagen, nichts gewißes, sondern auch sogar nichts wahrscheinliches.

Man weis, was Herodotus von der Geburt dieses Prinzen, von dem grausamen Befehl des Astyages ihn umzubringen, und auf welche Art er von dem Schäfer Mitradates, welcher ihn heimlich erziehen lies, gerettet wurde, erzählet; eine Begebenheit, welche im Grunde ziemlich mit denjenigen überein kommt, was wir von Darab dem ersten beygebracht haben. Cyrus rächte sich hernach, nach eben diesem Schriftsteller, an seinem Grosvater, indem er Medien mit Krieg überzog. Er überwand ihn in zwey Schlachten, wovon die letzte ihn zum Herren von seiner Person und seinen Staaten machte.

Xeno-

*) Eben daselbst Cap. XI. Abschnitt IV.

Xenophon thut von den vorgeblichen Gefahren seiner Kindheit, von seiner geheimen Auferziehung, und von seinen Schlachten mit dem Astyages, keine Meldung. Er versichert, daß Cyrus die ersten zwölf Jahre seines Lebens in Persien unter der Aufsicht seiner Eltern zubrachte; daß ihn seine Mutter Mandane im zwölften Jahre nach Medien, an den Hof des Astyages, seines Grosvaters, welcher ihn beständig zärtlich liebte, führte; daß, nach dem Tode Astyages, Cyaxares, ein Bruder der Mandane, welcher ihm nachfolgte, dem Cyrus eben diese Liebkosungen erwies, und ihn in vielen Feldzügen mit Nutzen gebrauchte; daß endlich Cyrus, welcher auch seinen Vater Cambyses verlohren hatte, nach dem Tode des Cyaxares, die Regierung beyder Reiche übernahm, welche das Recht seiner Geburt glücklich in seiner Person vereinigte.

Dieses sind, wie man sieht, sehr entgegen gesetzte Erzählungen. Alle griechische Geschichtschreiber kommen in einem Stücke überein; nehmslich daß sie den Cyrus zum grösten Eroberer machen, von welchem jemals in der Geschichte geredet wird. Er unterwarf sich, wie sie sagen, die Armenier, Babylonier, die Völker Egyptens, Syriens und Arabiens; die Lydier, die Griechen, die Thracier ꝛc. Er nahm Babylon ein, und machte dem berühmten Reiche, deßen Hauptstadt sie war, ein Ende. Dasjenige, welches er von verschiedenen mächtigen Monarchien stiftete, hatte gegen Morgen keine andere Grenzen, als

den

den Indus, gegen Mitternacht das caspische Meer und den Pontus Euxinus, gegen Abend das egeische Meer, und gegen Mittag Ethiopien und den persischen Meerbusen. Sein Tod, welchen die englischen Geschichtschreiber in das Jahr 529. vor Christi Geburt setzen, wird auf verschiedene Art erzählet. Einige sagen, daß er in Scythien in einer Schlacht geblieben sey; andere, daß er darinne gefangen gemacht wurde, und daß ihn **Tomiris**, die Königin der Massageten, kreutzigen lies. Xenophon läßt ihn ruhig auf seinem Bette sterben.

Seine Nachfolger, nach dem einstimmigen Zeugniße der griechischen Geschichtschreiber, waren 1. **Cambyses**; 2. **Smerdis, der Magus**; 3. **Darius Hystaspes**; 4. Xerxes; 5. **Artaxerxes mit der langen Hand**; 6. Xerxes, der andere dieses Namens; 7. **Sogdian**; 8. **Darius Nothus**; 9. **Artaxerxes Mnemon**; 10. Ochus; 11. Arses; 12. **Darius Codomannus**, unter deßen Regierung das persische Reich auf die Macedonier kam. Alle diese Namen, welche von denjenigen, die man in den morgenländischen Verzeichnißen findet, sind ohne Zweifel von den Griechen verstümmelt worden, wie es in allen Ländern mit den fremden Namen zu gehen pfleget. Wenn man aber auf dasjenige, was die abendländischen Schriftsteller von eben diesen Prinzen erzählen, einen Blick wirft, wird man andere, viel wunderlichere, Abweichungen gewahr werden. Dieses kann man nicht anders

zeigen, als durch eine kurze Erzählung der vornehmsten Begebenheiten jeder Regierung.

Cambyses war, nach den griechischen Geschichtschreibern, ein Sohn des Cyrus, welchem er nachfolgte. Er überzog die Egyptier mit Krieg. Er nahm Pelusa, Thebes und Memphis ein; ließ den grösten Theil der Edlen und den königlichen Prinzen umbringen, und entledigte sich bald hernach des Monarchen selbst, indem er ihm Ochsenblut zu trinken gab. Nachdem er diesen Krieg geendiget hatte, beschloß er die Eroberung von Ethiopien und dem Lande der Ammonier vorzunehmen. Er schickte wider die letztern funfzigtausend Mann, welche in der Wüsten, nach einem Marsche von einigen Tagen, unter Sandbergen vergraben wurden, welche ein heftiger Mittagswind über sie zusammen führte. Die Armee, die er in Person gegen die Ethiopier führte, hatte ein fast eben so trauriges Schicksal. Ehe sie den fünften Theil des Weges zurück gelegt hatte, fehlte es ihr an Proviant, und sie war genöthiget von Gras, Wurzeln und Baumblätter zu leben. Als der Mangel fortdauerte, tödete man die Lastthiere, und man ward endlich zu der abscheulichen Nothwendigkeit gebracht sich einander selber zu essen, indem allemal derjenige, der nach dem Loose der zehnte wurde, seinen Cameraden zur Nahrung dienen muste. Endlich ward der König gezwungen diese wunderliche Unternehmung aufzugeben, in welcher er den grösten Theil seiner Armee verlohr. Als er nach Egypten zurück gekommen war, verbrannte er alle Tempel

der Stadt Thebes, und tödete zu Memphis, aus einer wilden Raserey, den Gott Apis, das ist, den geheiligten Ochsen, den die Egyptier anbeten.

Eine Zusammenverschwörung, welche von den Magen angesponnen wurde, war die Strafe, mit welcher der Himmel so viele Gewaltthätigkeiten bestrafte. Sie setzten einen Menschen aus ihren Mitteln, welcher dem Smerdis, dem Bruder des Cambyses sehr gleichte, auf den Thron, und gaben ihn für den Sohn des Cyrus aus. Cambyses war zu Ecbatana, in Syrien, als er diesen Aufstand erfuhr. Er setzte sich mit seiner Armee den Augenblick im Marsch, um sich den Absichten des unrechtmäßigen Besitzers zu widersetzen. Als er aber zu Pferde stieg, ging sein Säbel aus der Scheide, und machte ihm eine tiefe Wunde, wovon er starb, nachdem er sieben Jahr und fünf Monate regieret hatte.

Der falsche Smerdis, welcher durch List der Magen auf den Thron gesetzt worden war, erhielt sich sieben Monate darauf, und wurde hernach von den Grossen umgebracht, welche den **Darius**, den Sohn des Hystaspes, an seine Stelle setzten. Der neue Monarch theilte sein Reich in zwanzig Theile, und setzte über ein jedes einen Statthalter, welcher die Abgaben einnehmen muste. Die Perser aber befreyte er von allen Auflagen. Er erlaubte den Juden die Arbeit von ihrem neuen Tempel zu Jerusalem, fortzusetzen, welche unter der Regierung des Cyrus angefangen, und unter seinen beyden Nachfolgern

durch List der Samaritaner unterbrochen worden war. Als die Babylonier einen Aufstand erreget hatten, belagerte er sie mit aller seiner Macht, und nahm sie, nach einer Belagerung von zwanzig Monaten ein. Nachdem er Babylon zum Gehorsam gebracht hatte, marschirte er gegen die Scythen mit einer Armee von siebenmal hundert tausend Mann. Diese Unternehmung aber war so unglücklich, daß er beynahe darinne mit seinen Truppen umgekommen wäre. Der ganze Vortheil, den er davon hatte, war, daß er Thracien unter das Joch brachte. Um eben diese Zeit unterwarf sich der König von Macedonien, Aminras, ihm Tribut zu bezahlen. Er wendete hernach seine Waffen gegen Indien, wo er viele Provinzen eroberte, die an Persien stossen. Unterdessen da er sich im Oriente diesen Zuwachs erwarb, sahe er sich bedrohet verschiedene abendländische Provinzen zu verlieren. Aristagoras, Prinz von Miletus, hatte sich mit den Völkern von Jonien und Attica verbunden, und bewegte sie einen Einfall in Lydien zu thun, wo sie die Stadt Sardes verbrannten. Diese Sache, woran die Athenienser vielen Antheil hatten, war der traurige Saame der Kriege, welche hundert Jahre hindurch Griechenland und Persien verheerten, und endlich den Umsturz dieses letztern Reiches verursachten. Die Alliirten, ungeachtet eines ziemlich grossen Stosses, den sie bey Ephesus bekamen, segelten nach dem Hellespont, unterwarfen sich Byzanz und verschiedene andere Städte, und bewegten die Carier und Cyprier,

daß sie sich mit ihnen vereinigten. Sie schlugen eine phenicische Flotte, welche in See gelaufen war, um sich ihrem glücklichen Fortgange zu widersetzen; bald hernach aber verlohren sie in der Insel Cypern eine Schlacht, in welcher Aristagoras getödtet wurde. Dieses Unglück zerstörte alle Absichten der Verbindung, und die meisten Provinzen, welche sich empöret hatten, unterwarfen sich wieder. **Oranes** und **Artaphernes**, die Generale des Darius drangen in Jonien und Etolien, welches sie verwüsteten, nachdem sie sich der vornehmsten Städte bemächtiget hatten. Miletus, der Mittelpunkt der jonischen Verbindung, wurde geplündert. Hernach war Darius darauf bedacht sich an den Athenienſern zu rächen. Er schickte zwey mächtige Armeen nach einander gegen sie, eine unter Anführung des **Mardonius**, welche, nachdem sie in Thracien von den **Bryges** war überwunden worden, genöthiget ward wieder zurück zu kehren; die andere, welche **Datis** und **Artaphernes** anführte, und aus fünf mal hundert tausend Mann bestand, welche sich in der Ebene von Marathon von einer Handvoll Athenienſer schlagen lieſſen. Weil er von dem Widerstande dieſes Volkes aufgebracht war, entschloß er selber nach Griechenland zu ziehen an der Spitze von einer dritten Armee, unter welche er alle Unterthanen nehmen wollte, welche die Waffen tragen könnten. Der Tod entriß ihn aber, mitten unter diesen Zubereitungen, in dem sechs und dreyßigsten Jahre seiner Regierung.

Einige Monate vor seinem Hintritte hatte er den Xerxes zu seinem Nachfolger ernennet. Er war sein ältester Sohn, den er von Atosse, der Tochter des Cyrus, hatte. Xerxes, welcher, nach dem Beyspiele seiner Vorfahren, seine Regierung durch eine grosse Unternehmung berühmt machen wollte, zog wider die Egyptier, die einen Aufstand erreget hatten, und hatte keine Mühe dieses Volk, welches der Sclaverey gewohnt war, wieder zu seiner Schuldigkeit zu bringen. Er beschloß Griechenland zu erobern, und den Schimpf der Niederlage des Mardonius durch Vertilgung der Athenienser auszulöschen. Er setzte aus Asien nach Europa, an der Spitze von zwey bis drey Millionen Menschen, über. Nachdem er durch Thracien, Macedonien und Thessalien marschiret war, kam er bey dem engen Passe Thermopylä an, welcher in den Bergen ist, die Thessalien von Griechenland scheiden. An diesem Orte hielten vier tausend Griechen, welche von dem Leonidas commandiret wurden, zwey Tage hinter einander, die ganze Macht der persischen Armee auf, und musten endlich der Menge unterliegen. Xerxes drang durch diesen Paß in Attica, ging auf die Stadt Athen los, welche ihre Einwohner verlassen hatten, und verbrannte sie. An dem Tage des Streits bey Thermopilä kam die vereinigte Flotte der Griechen mit der Persischen zu einem Haupttreffen, welches bey Artimisium, dem eubeischen Vorgebürge geliefert wurde, und nichts entschied. Einige Zeit aber hernach, als sich beyde Flotten in der Meerenge von Sala-

mine begegneten, wurde daselbst ein Treffen geliefert, worinne Themistocles, der nicht vierhundert Schiffe hatte, den Sieg über den Xerxes, der mehr als zweytausend Schiffe hatte, erhielt. Der Sieg, welchen Pausanias und Aristides hernach bey Platäa gewannen, richtete die Perser vollends zu Grunde, welche den Weg zurück nach dem Hellespont nahmen, und sich hernach nicht mehr in Griechenland zeigen durften.

Als Xerxes nach Asien zurück gekommen war, entsagte er gänzlich dem Kriege, und überließ sich nur der Schwelgerey. Weil er von seinen Weibern regieret ward, wurde er das Spiel ihrer Leidenschaften, welche seinen Hof mit List, Abscheu und Mordthaten erfüllten. Diese Aufführung machte daß er die Hochachtung und Liebe seines Volks verlohr, und erweckte ihm in seinem eignen Königreiche gefährliche Feinde, welche sich wider sein Leben verschworen. **Artaban**, das Haupt der Verschworenen, brachte ihn in seinem Bette um, und beschloß seine drey Söhne aus dem Wege zu räumen. Er ließ erstlich den **Darius** umbringen, und krönte den Artaxerxes, welcher diesen Mord befohlen hatte. Als aber der neue Monarche von dem Vorhaben seines Ministers unterrichtet war, tödete er ihn mit eigner Hand.

Dieser Prinz, den die Griechen den Zunahmen **Macrochir**, oder **mit der langen Hand**, gegeben haben, regierte mit vielen Ruhm und Ansehen in Persien. Er wurde für den schönsten Mann zu seiner Zeit gehalten. Die engli-

schen

schen Geschichtschreiber glauben, daß er der Ahasverus der heiligen Schrift, und der Gemahl der Esther, sey. Er befleißigte sich die Gesetze, Künste und den Handel blühend zu machen, und den Unordnungen, welche die ehrgeitzige Gemüthsart seiner Vorfahren in dem Staate verursachet hatte, abzuhelfen. In dieser Absicht bemühte er sich um die Freundschaft der Athenienser, oder endigte wenigstens mit ihnen einen traurigen Krieg, welcher seit funfzig Jahren Persien an Leuten und Gelde erschöpfte. Er wollte an dem peloponesischen Kriege keinen Antheil nehmen. Er liebte die Juden, und erwies ihnen mehr Gnade, als je ein anderer König von Persien. Er starb im ein und vierzigsten Jahre seiner Regierung, und ließ, unter verschiedenen andern Kindern, drey Söhne, den **Xerxes**, den **Sogdian** und **Ochus**, welche nach einander zur Krone kamen.

Der erste war aus einer rechtmäßigen Ehe erzeuget, und die andern hatten Beyschläferinnen zu Müttern. Xerxes, der zweyte dieses Nahmens, regierte nur fünf und vierzig Tage, und wurde von seinem Bruder Sogdian umgebracht, welcher sich des Throns bemächtigte. Kurze Zeit aber hernach stieß Ochus, welcher hernach **Darius Nothus** genennet wurde, den Sogdian vom Throne, und ließ ihn in Asche ersticken. Er verdammte seinen Bruder **Arsites**, und einige Landvögte, welche sich empöret hatten, zu eben der Strafe. Er regierte neunzehn Jahre mitten unter den Unruhen, welche die Egyptier, Araber

und Meder erregten, mit welchen er beständig Krieg führte.

Sein Sohn Arsaces folgte ihm. Als er den Thron bestieg, nahm er den Nahmen Artaxerxes an, und bekam hernach den Nahmen Mnemon, wegen seines erstaunenden Gedächtnisses. Er war ein Sohn der Parisatis, der Tochter des Artaxerxes, der Gemahlin und Schwester des Darius Nothus; einer Frau, die wegen ihres Verstandes und ihrer Schönheit berühmt war. Sie hatte es unter der vorhergehenden Regierung dahin gebracht, daß die Statthalterschaft von klein Asien dem Cyrus, ihrem jüngsten Sohne, der damals nicht über funfzehn oder sechzehn Jahr alt war, gegeben wurde, und es fehlte wenig, so hätte ihn Darius, aus Gefälligkeit für sie, zu seinen Nachfolger erkläret. Als Cyrus erfuhr, daß Artaxerxes wäre gekrönet worden, wurde er so eifersüchtig darüber, daß er beschloß, alle Kräfte anzuwenden ihn von Throne zu jagen. Dieser grosse Streit wurde in den Ebenen von Cunaxa in Babylonien ausgemacht, wo beyde Brüder eine blutige Schlacht lieferten, in welcher Cyrus blieb. Die griechischen Städte von klein Asien, welche die Parthey dieses Prinzen angenommen hatten, waren dem Zorne des Artaxerxes ausgesetzt. Sie ruften die Lacedemonier zur Hülfe, welche verschiedene Armeen nach einander nach Asien schickten. Agesilaus, König von Sparta, machte in Phrygien grosse Eroberungen, schlug in Lydien den General Tissaphernes, drang bis in Paphlagonien, und hatte vor bis mitten in Per-

sten zu marschiren, als ihn die Ephoren zur Vertheidigung seines eignen Vaterlandes zurück ruften, welches von verschiedenen Staaten Griechenlandes angegriffen wurde. Dieser Streich war die Frucht der List des Artaxerxes, welcher die Städte Theben, Argos und Corinth mit dreyßigtausend **Dariquen** * bestach; welches dem Agesilaus Gelegenheit gab auf eine artige Art zu sagen, es hätten ihn dreyßig tausend Bogenschützen aus Asien gejaget. Das Seetreffen welches einige Zeit hernach in dem Angesicht von **Cicidus** geliefert wurde, und worinnen die Lacedemonier, welche von dem Pisander, dem Bruder des Agesilaus, angeführet wurden, funfzig Schiffe verlohren, richtete ihr Ansehen in klein Asien gänzlich zu Grunde. Ihre Sachen gingen in Europa auch nicht viel besser nach der Vereinigung der griechischen Städte, und die Niederlagen von **Brüctra** und **Mantinea**, versetzten ihrer Macht den letzten Streich. Conon, der Athenienser, welcher die persische Flotte in der Schlacht bey Cindus commandirte, hatte die ganze Ehre dieses Sieges. Xerxes baute zur Vergeltung dieses Sieges die Stadt Athen, die sein Ur-Großvater zerstöret hatte, wieder auf. Der Friede von Antalcide erfolgte, und brachte alle griechische Pflanzstädte in Asien in die persische Sklaverey. Artaxerxes unterwarf sich endlich die Insel Cypern, deren Städte Evagoras nach und nach erobert hatte, und brachte diesen Prinz bis auf den einzigen Besitz von Salamine, eines kleinen

* Die Dariquen, eine persische Münze stellen auf der einen Seite einen Bogenschützen vor.

Staats, den er von seinen Voreltern erhalten hatte, herunter. Die Unternehmung in Egypten wohin er zweymal hundert tausend Perser, welche von den Pharnabazes commandiret wurden, nebst zwanzigtausend Griechen unter Anführung des Iphicrates, schickte, war sehr unglücklich, weil der erstere General des andern Rathe nicht folgen wollte. Die letzten Jahre seiner Regierung wurden durch Familienhändel, welche seine eignen Kinder erregten, beunruhiget; indem ein jeder von diesen Prinzen sich bearbeitete sich Creaturen zu machen, um sich einen Weg zum Throne zu eröfnen. Artaxerxes glaubte diesen Streit dadurch zu schlichten, daß er den **Darius**, seinen ältesten Sohn von der Atosse, seiner rechtmäßigen Gemahlin zu seinem Nachfolger erklärte, welchem er erlaubte den königlichen Titel zu führen und die Thiare zu tragen. Darius aber, welchem die Zeit bis er allein zur Regierung kam, zu lange währte, verschwor sich wider das Leben seines Vaters, und zog funfzig von seinen Brüdern in diese Zusammenverschwörung. Nachdem sie entdecket wurde, ward dieser unnatürliche Sohn nebst allen seinen Mitschuldigen getödtet, Drey andere Prinzen kamen darauf in Ansehen; **Ariaspes** und **Ochus**, Söhne der Königin Atosse; und **Arsame**, der von einer Beyschläferin erzeuget war, dessen grosse Eigenschaften aber, nebst der Liebe seines Vaters, ihn zum Throne zu rufen schienen. Ochus fand ein Mittel den Ariaspes und Arsame umbringen zu lassen, welches dem Artaxerxes, der damals vier und neunzig Jahre

alt

alt war, einen so lebhaften Schmerz verursachte, daß er diesen Verlust nicht lange überlebte. Er war ein großmüthiger, gerechter, wohlthätiger, und überhaupt im ganzen Reiche, welches er mit vielen Ruhme sechs und vierzig Jahre hindurch regieret hat, geliebter und verehrter Prinz.

Ochus regierte die Perser mit einem eisernen Scepter, und war der grausamste und schlimste von allen seinen Prinzen. Damit er verhindern möchte, daß ihm seine Brüder und andere Anverwandten nicht eben so begegneten, wie er dem Ariaspes und Arsame begegnet war, ließ er sie alle umbringen. Er beging die Grausamkeit seine Schwester Ocha, deren Tochter geheyrathet hatte, lebendig begraben und an einem Tage hundert Prinzen von seinem Hause umbringen zu lassen. Die Empörungen, welche seine tyrannische Regierung in Phenicien, in der Insel Cypern, in Egypten und verschiedenen andern Provinzen des Reichs erregten, gaben ihm in den ersten Jahren seines Reichs nicht einen Augenblick Ruhe. Er marschirte in Person wider die Phenicier, plünderte Sidon, ihre Hauptstadt, und bekam die andern Städte durch Vergleich. Er stillte mit eben dem Glücke die Unruhen in Cypern. Als er von da nach Egypten übergegangen war, eroberte er dieses schöne Königreich gänzlich, schleifte alle festen Plätze, beraubte die Tempel der vornehmsten Städte, nahm ihre Archive weg, und ließ den Gott Apis, oder den heiligen Ochsen, den die Egyptier unter diesem Nahmen anbeten, tödten. Nach dieser Verrichtung kehrte er nach Babylon zurück,

rück, wo er sich allen Ausschweifungen der Schwelgerey und Weichlichkeit ergab, und die vornehmste Besorgung der Geschäfte dem Verschnittenen Bagoas überließ, welcher ihn im ein und zwanzigsten Jahre seiner Regierung umbrachte.

Bagoas setzte den Arses des Ochus jüngsten Sohn auf den Thron, und ließ alle seine Brüder umbringen, nicht sowohl um die Krone auf seinem Haupte zu befestigen, als damit er mit mehrerem Ansehen unter seinem Nahmen regieren könnte. Als er aber merkte, daß er nicht Willens war sich regieren zu lassen, so vergab er ihn mit Gifte, und ließ den **Darius** mit dem Zunahmen **Codomannus** krönen.

Dieser Prinz stammte von dem Darius Nothus ab, seine Familie aber war damals so weit entfernt von dem Throne, daß einige Geschichtschreiber behaupten wollen, er sey nicht von königlichem Blute. Unter der Regierung des Ochus verwaltete er ein sehr niedriges Amt, welches darinne bestand, daß er die Befehle des Königs zu den Landvoigten in den Provinzen trug. Hernach wurde er zum Statthalter von Armenien gemacht. Er war der letzte Prinz aus dem Hause der Hystaspes. Seine Unglücksfälle sind so bekannt, daß ich nicht nöthig habe mich bey seiner Regierung aufzuhalten.

Wenn man dieses Verzeichniß der Griechen mit dem Verzeichnisse der Morgenländer zusammen hält, wird man über die wunderbaren Abwei-

weichungen, welche darinne vorkommen, sowohl was die Zahl der Prinzen, die Ordnung und Dauer ihrer Regierung, als auch die historischen Erzählungen anbetrift, erstaunen *. Dieser Unterschied ist so groß, daß wenn man das Zeugniß der einen annimmt, es scheinet, daß man das Zeugniß der andern verwerfen müsse, weil es fast nicht möglich ist so entgegen gesetzte Zeugnisse zusammen zu vereinigen. Da die Perser in ihrer eigenen Geschichte glaubwürdiger sind, würden sie ohne Zweifel den Vorzug verdienen, wenn es nicht erwiesen wäre, daß ihre Jahrbücher eine Menge Irrthümer in sich fassen. Ausser verschiedenen Erzählungen, die sichtbar fabelhaft sind, ist ihre Zeitrechnung nicht weniger, als richtig, und was sie von der übermäßigen Länge einiger Regierungen erzählen, ist von aller Wahrscheinlichkeit entblösset. Die Schriftsteller, welche ich angeführet habe, überreden sich, daß die persische Geschichte ursprünglich von diesen Fehlern befreyet gewesen, und nach der Eroberung von den mahometanischen Schriftstellern verfälscht worden sey, welche, um sich nach dem eiteln Geschmacke der heutigen Morgenländer zu richten eine Menge Mährchen eingeschaltet haben. Wenn diese Fehler nicht erlauben, daß man alle ihre Erzählungen ohne Einschränkung annehmen kann, so sind sie doch auch nicht hinreichend ihr Zeugniß gänzlich zu verwerfen. Diese Vermischung von Irrthümern und Ungewisheit ist der persischen Geschich-

* Allgemeine Weltgeschichte. Eben daselbst. Cap. XI.

schichte nicht besonders eigen; und da es wenig Jahrbücher giebt, die gänzlich davon befreyet sind, so muß man allerdings einige Nachsicht gegen diejenigen haben, von denen wir reden.

Das merkwürdigste, was die morgenländischen Zeugnisse darbieten, ist die ununterbrochene Reihe alter Könige, deren Ursprung an die benachbarten Zeiten der Sündfluth zu stossen scheinet. Sie erfüllen einen grossen leeren Raum, den die griechischen Schriftsteller in der persischen Geschichte lassen. Der älteste heilige Verfasser* berichtet uns, daß Persien, welchem er beständig den Nahmen Elam giebt, zu Zeiten Abrahams, das ist um das Jahr 350 der Sündfluth ausserordentlich bevölkert war. Es hatte damals einen König Chederlaomer genannt, welcher mit diesem Patriarchen einige Streitigkeiten hatte. Es ist wahrscheinlich, daß dieser nicht der erste Prinz von Persien war, weil Moses, in dem Jahrhunderte, wovon ich rede, uns die Perser schon als ein mächtiges Volk, welches sich verschiedene Gegenden von Asien unterwürfig gemacht hatte, abmahlet. Ohne von den Zeiten zu reden, die vor Chederlaomer hergegangen sind, wird man einen Raum von 1400 Jahren zwischen seiner Regierung und der Regierung des Cyrus finden, dessen Geburth der Pater Petav in das Jahr 1760 nach der Sündfluth, setzet **. Die griechischen Geschichtschreiber, welche nur dreyhundert Jahre über den grossen Cyrus hinauf gehen,

* Im 1. Buch Mos. XIV. 2. Buch Mos. II.
** Ration. Temporum Lib. I. & II.

hen, können diesen leeren Raum nicht ausfüllen. Sie berichten uns nicht nur nichts was die ersten Jahre der griechischen Monarchie anbetrift; sondern auch alles, was sie von den Vorgängern des Cyrus und von dem Cyrus selbst erzählen, hat nicht den geringsten Grad der Gewisheit. Hieraus fliesen zwey Sachen, welche wichtig sind, daß man sie bemerket; eine, daß die Griechen von dem Ursprunge der Perser wenig unterrichtet gewesen; die andere, daß ihr Stillschweigen, über die erste königliche Linie wider ihre Würklichkeit nicht zum Beweis angeführet werden kann.

Also in Ermangelung der griechischen Verzeichnisse, glaube ich, daß es erlaubt ist sich an die morgenländischen zu halten. Ob uns gleich diese letztern nur von Geschichtschreibern aus dem mittlern Alter hinterlassen sind, so überzeugen mich doch viele Ursachen, daß sie nach glaubwürdigen Monumenten verfertiget worden sind. Man weiß aus dem Zeugnisse der heiligen Schriftsteller, daß die Perser die alte Gewohnheit hatten, dasjenige, was in ihrem Reiche merkwürdiges vorging, in öffentliche Verzeichnisse zu bringen. Bey Vorlesung dieser Jahrbücher erfuhr Ahasverus, den Dienst den Mardocheus dem Staate geleistet hatte.

Die Mahometaner, welche seit eilf Jahrhunderten das persische Reich an sich gerissen haben, haben durch einen falschen Eifer einen Theil dieser Denkmäler zerstören können; man hat aber viele davon gerettet, und die Anhänger der Religion der Magen haben den Zend, oder die Bibel des Zoroastres, und andere Bücher, in ihrer ganz-

ganzen Reinigkeit erhalten. Kurz, ungeachtet der Märchen, welche in den Jahrbüchern der Morgenländer sind, kann man dennoch viele historische Wahrheiten daraus ziehen, und man mag ein Urtheil davon fällen, was man für eins will, ist es doch allemal natürlicher sie anzunehmen, als einen leeren Raum von zwölf oder dreyzehnhundert Jahren in der persischen Historie zu lassen. Ihr Nutzen erstreckt sich nicht nur auf die vierzehn Jahrhunderte, welche vor der Eroberung des Cyrus vorhergegangen sind, sondern auch auf die Regierung dieses Prinzen, und auf die Regierungen des Cambyses und des Smerdis, seiner beyden ersten Nachfolger. Xenophon hat nur einen schönen Roman von dem Cyrus geschrieben, und die Geschichte des Herodotus ist noch weniger treu. Es scheinet daß die Griechen nur erst gegen die Regierung des Hystaspes von den persischen Sachen unterrichtet gewesen sind. Alsdenn, da ihre Geschichte mit der Persischen verbunden zu seyn anfängt, verdienen sie einigen Glauben. Ich würde mich sogar vorzüglich an ihre Nachrichten halten, was die Sachen anlangt, die Macedonien, Griechenland und klein Asien betreffen, weil die morgenländischen Geschichtschreiber gemeiniglich diese Begebenheiten nur mit einer grossen Unordnung erzählen. Auf diese Art würde ich also den Streit schlichten, nicht indem ich widersprechende Erzählungen zu vereinigen suchen würde, sondern indem ich dasjenige annähme, was sie beyderseis für sich besonders wahrscheinliches haben.

Zu diesen erstern Erklärungen wollen wir einige besondere Umstände von den andern Linien fügen, welche den Thron bis zum Einfall der Araber besessen haben, welche der erste merkwürdige Zeitpunkt in der neuern persischen Geschichte ist.

§. 4.

Linie der Seleuciden, oder macedonischen Prinzen.

Als Alexander in der Blüte seines Alters in Asien gestorben war, so glaubten seine Generale, daß sie die Eroberungen, von denen er nicht Zeit gehabt hatte etwas zu veranstalten, unter sich theilen könnten. Seleucus, Stadthalter von Babylon, errichtete diese Stadthalterschaft zu einem Königreiche, und vermehrte es durch seine Eroberungen so sehr, daß er Herr von den meisten asiatischen Provinzen des alten persischen Reichs war *). Er nahm den Titel eines Königes von Babylon und Medien an, und verlegte seine Residenz nach Antiochia, einer Stadt, die er hatte bauen laßen. Seine Siege brachten ihm den Zunahmen Nicator zu Wege. Bey ihm fängt sich die Zeitrechnung der Seleuciden an, ein berühmter Zeitpunkt, deßen sich die Syrier, Araber, Juden und andere Völker verschiedene Jahrhunderte hindurch bedienet haben, und deßen erstes Jahr in das Jahr 312

*) Allgemeine Weltgesch. Buch. II. Cap. II. Abschn. IX. Theil VI.

vor Christi Geburth fällt. Dieser Prinz machte sich durch Anlegung vieler Städte, als Antiochien in Syrien, Seleucien, Apameen, Laodiceen, ꝛc. berühmt. Er wurde von dem Ptolemeus Ceraunus, welcher hernach König von Macedonien ward, nach einer Regierung von zwey und dreyßig Jahren umgebracht.

Seine Nachfolger, welche nach ihm Seleuciden genennet wurden, regierten in folgender Ordnung.

Antiochus Sorer, das heißt, der Erretter, 19. Jahre.

Antiochus mit dem Zunahmen Theos, oder Gott, 15. Jahre. Er wurde von seiner Gemahlin Laodice, nach einer Regierung, die sowohl von auswärtigen Kriege, als von innerlichen Unruhen erschüttert ward, mit Gifte vergeben. Diesem Prinzen eignete Berose, der Babylonier, seine berühmte Geschichte zu, wovon wir nur noch einige abgebrochene Stücke haben.

Seleucus Callinicus, oder der Siegende. Er war dieses Zunahmens sehr unwürdig, weil er fast allemal von seinen Feinden war geschlagen worden, besonders von den Parthern, welche ihn in einer Schlacht gefangen nahmen, und bey welchen er in den zwanzigsten Jahre seiner Regierung starb.

Seleucus Ceraunus, das heißt, der Donner, ein Prinz, der sowohl am Geiste, als am Leibe schwach war, und der nichts gethan hat, das mit diesem Zunahmen übereinkommt.

kommt. Dieses Urtheil fällen die Geschichtschreiber von ihm, die ich angeführet habe. Er wurde nach einer Regierung von drey Jahren mit Gifte vergeben.

Antiochus der Grose. Er regierte das Reich mit eben so viel Ruhm, als Ansehen, sechs und dreysig Jahre hindurch, indem er die meisten Provinzen, die seinen Vorfahren waren abgenommen worden, wieder eroberte. Unter diesem Prinzen fingen sich die Kriege der Römer mit den Persern, bey Gelegenheit seiner Unternehmung auf klein Asien, und des Schutzes, den er dem Annibal verstattete, an. Er unterstützte die Juden öffentlich, und gab ihnen in Phrygien und Lydien wichtige Gegenden. Daher haben sie sich hernach in so viele andere Länder Asiens zerstreuet.

Seleucus Philoparor. Er starb von Gifte, nach einer unberühmten Regierung von eilf Jahren.

Antiochus Epiphanes, das ist, der berühmte. Dieser ist der Antiochus der heiligen Schrift, welcher den Tempel zu Jerusalem entheiligte, und die Juden so grausam verfolgte. Er regierte eilf Jahr und einige Monate.

Antiochus Euparor, welcher nach zwey Jahren vom Throne gestosen und umgebracht wurde von

Demetrius Sorer. Dieser regierte zwölf Jahr, und wurde gleichfalls abgesetzt von

Alexander Bala, einem jungen Menschen von niedriger Geburth, den man für den Sohn des Antiochus Epiphanes ausgab. Dieser Betrüger wurde nach einer Regierung von sechs Jahren erstochen.

Demetrius Nicator, ein Sohn des Demetrius Soter. Seine übele Aufführung bewegte seine Unterthanen wieder ihn zum Aufruhr, welche 1) den Antiochus Theos, den zweyten dieses Namens, der nur zwey Jahr regierte, und von einem seiner Generale Tryphon umgebracht wurde, an seine Stelle setzten. 2) Den Tryphon, der nur zwey Jahr des unrechtmäsigen Besitzes genoß. 3) Den Antiochus Sideres, oder den Jäger, einen Sohn des Demetrius Soter, welcher, nach einer Regierung von neun Jahren in dem Lande der Parther getödet wurde. Nach dem Tode des Antiochus Sidetes stieg Demetrius wieder auf den Thron, und wurde hernach zum andern male von einem Betrüger herunter gestürzet, der Alexander Zebina hieß, und sich für einen Sohn des Alexander Bala ausgab, ob er gleich sein Leben nur einem Tröd-ler von Alexandrien schuldig war. Demetrius überlebte dieses letzte Unglück nur wenig Monate, und wurde zu Tyrus, wohin er seine Zuflucht genommen hatte, umgebracht.

Alexander Zebina wurde, nach einer Regierung von vier oder fünf Jahren, von dem Antiochus, einem Sohne des Demetrius Nicator, welcher

cher das Scepter seiner Voreltern wieder erlangte, vom Throne gestosen.

Dieser Antiochus, mit dem Zunamen Grypus, wegen seiner Habichtsnase, war ein Sohn der berühmten Cleopatra, der Gemahlin von drey, und der Mutter von vier Königen von Syrien. Sie war die Strafe ihres Vaterlandes und ihres Hauses. Sie war Ursache an dem Tode zweyer von ihren Gemahlen. Sie tödete den Seleucus, ihren ältesten Sohn, den sie von dem Demetrius Nicator hatte, mit eigner Hand, weil er den Königstitel, ohne sie um Rath zu fragen, angenommen hatte. Dem Schutze, oder vielmehr der ehrgeitzigen Staatsklugheit dieser bösen Mutter, war Antiochus, der Bruder des Seleucus, den Thron schuldig. Er herrschte ruhig so lange er sich regieren lies. Als er aber selber das Ruder nehmen wollte, beschloß sie ihn umzubringen. Eines Tages, als er von einer heftigen Bewegung sehr erhitzt nach Hause kam, reichte sie ihm eine vergiftete Schale. Grypus, der von ihrem Vorhaben benachrichtiget war, bath sie, sie möchte diesen Trank selber trinken, und als sie es abschlug, gab er ihr seinen Argwohn zu erkennen. Cleopatra, welche in ihrem eignen Netze gefangen war, trank den Gift hinter, welcher alsbald seine Wirkung that.

Einige Zeit hernach, war Grypus genöthiget das Reich mit dem Antiochus Cyzicenus, einem Sohne der Cleopatra und des Antiochus Sidetes, zu theilen, welchem er Cele-Syrien und

Phenicien überlies. Auf einer andern Seite befreyte Hircan, ein Prinz der Juden, seine Nation von der Knechtschaft der Syrier, und errichtete einen unabhängigen Staat, der aus Judea, Galilea und dem Gebiethe von Samarien bestand. Tyrus, Sidon, Ptolemais, Gaza und andere Städte warfen das Joch ab. Grypus wurde mitten unter diesen Unruhen umgebracht, nachdem er, nach dem Eusebius, sechs und zwanzig Jahr, und nach dem Geschichtschreiber Josephus, neun und zwanzig Jahr regieret hatte.

Antiochus, mit dem Zunahmen Cyzicenus, weil er zu Cyzicum, einer Stadt von Mysien, erzogen ward, bemächtigte sich Antiochiens nach dem Tode des Antiochus Grypus, und machte sich gefast das übrige Syrien einzunehmen. Seleucus aber, der älteste Sohn des Grypus, ging ihm an der Spitze einer mächtigen Armee entgegen, überwand ihn, und nahm ihm in dem achtzehnden Jahre seiner Regierung das Leben.

Seleucus wurde alsdenn Besitzer des ganzen syrischen Reichs. Er genoß aber die höchste Gewalt nicht lange. Nach einer Regierung von sieben Monaten wurde er von dem Antiochus Eusebes, einem Sohne des Antiochus von Cyzicum, vom Throne gestosen, und nach Mopsueste, einer Stadt von Cilicien, zu fliehen gezwungen, wo er sich umbrachte.

Antiochus Eusebes, das heist, der Fromme, sas nur ein Jahr auf dem Throne. Drey Prin-

gen strebten damals, einer nach dem andern, nach dem Reiche, und führten den Königstitel:

Philippus,
Demetrius Eucheres,

und Antiochus Dyonius, alles Söhne des Antiochus Grypus. Die Syrier aber, welche diese Streitigkeiten überdrüßig waren, beschloßen alle diese Prinzen vom Throne auszuschliesen, und bothen die Krone dem Tigranes, dem Könige von Armenien, an.

Tigranes regierte sein neu Königreich vierzehn Jahre hindurch, vermittelst eines Viceköniges, mit Namen Magadates, dem er eine starke Armee gab, ruhig. Als er aber genöthig war ihn mit seinen Truppen zurück zu rufen, um sich den Römern zu widersetzen, welche einen Einfall in Armenien gethan hatten, so bediente sich Antiochus Asiaticus, ein Sohn des Antiochus Eusebes, dieser Umstände, um sich verschiedener Provinzen von Syrien zu bemächtigen, die ihn als König erkannten. Dieser Antiochus regierte nur vier Jahre. Nachdem Pompejus den Tigranes überwunden hatte, machte er sich von den Ländern, die ihm in Syrien übrig blieben waren, Meister, und zwang den Antiochus, diejenigen fahren zu laßen, die er erobert hatte. Auf diese Art wurde dieses schöne Königreich zu einer römischen Provinz gemacht, und die Monarchie der Seleuciden erlosch, nachdem sie, nach dem Eusebius, 251. Jahre, und nach dem Appian, 270. Jahre gestanden hatte.

§. 5.

Linie der Arsaciden, oder parthischen Prinzen.

Nach dem Tode Alexanders wurde Parthien, ein ehemaliges Stücke von Persien, dem Seleucus Nicator, dem Stifter der Linie, von der wir eben geredet haben, zu Theile *). Antiochus Theos, ein Enkel des Seleucus, verlohr diese schöne Provinz, aus welcher Arsaces, ein parthischer Prinz, der, nach einiger Meinung aus der königlichen Familie des Achemenes war, ein besonderes Königreich errichtete, welches sich ganz Asien fürchterlich machte, und der römischen Macht in Asien die Wage hielte. Arsaces stiftete es im Jahr 300 vor Christi Geburth, vereinigte Hircanien, nebst andern Provinzen, damit, und brachte es auf seine Nachkommen, welche in der Geschichte unter dem Namen der Arsaciden bekannt sind. Er blieb in Cappadocien in einer Schlacht. Die Morgenländer nennen ihn Arschak, und ohne Zweifel war das sein rechter Name. Die andern Prinzen aus diesem Hause sind:

Arsaces, der zweyte dieses Namens, ein Sohn des vorhergehenden. Er eroberte Medien von dem Antiochus Theos und war hernach genöthiget es wieder abzutreten. Er versicherte sich aber durch einen Vergleich den Besitz von Parthien und Hircanien.

Phrias

*) Eben daselbst. Cap. XII. Theil VII.

Phriapatius oder Pampanius, welchen die Morgenländer Schah-bur, oder Schah-por, nennen. Er war ein Sohn des Arsaces 11.

Phraates, der erste dieses Namens, ein Sohn des Phriapatius. Er bezwang die Marden, ein kriegerisches Volk, welches bis damals nur von Alexander dem Grosen war überwunden worden.

Mithridates, oder Mirdates, ein Bruder des Phraates. Niemals ist das parthische Reich mächtiger, noch gröser gewesen, als unter diesem Monarchen, welcher sich Bactriana, Babylonien, Mesopotamien, das eigentlich so genannte Persien, Medien und einen Theil von Indien unterwarf. Er sammelte mit Fleis die merkwürdigsten Gesetze jedes Landes, und machte daraus ein vortrefliches Gesetzbuch, welches er in seinem Reiche einführte. Dieser Prinz regierte 37. Jahre.

Phraates II. ein Sohn des Mithridates. Er verlohr die meisten Provinzen, die sein Vater erobert hatte, und blieb in einer Schlacht wider die Scythen.

Artaban, oder Artavan I. ein Vaters Bruder des Phraates II. und Sohn des Phriapatius. Er blieb gleichfalls in einer Schlacht wider die Scythen, kurze Zeit nach seiner Gelangung zum Throne.

Pacorus I. ein Sohn des Artaban. Er bemühte sich um die Freundschaft des Sylla und

Lucullus, und schloß durch ihre Hülfe ein genaues Bündnis mit den Römern.

Phraates III. Er erneuerte mit dem Pompejus das, von seinem Vorgänger geschloßene, Bündnis, und wurde kurze Zeit darauf von seinen eignen Söhnen getödet, wovon einer Mithridates und der andere Orodes hieß.

Orodes, der älteste Sohn des Phraates III. Ob er gleich ein getreuer Bundsgenoße der Römer war, wie seine Vorfahren, so schickte dennoch die Republic unter Anführung des Crassus eine starke Armee gegen ihn, ohne daß sie von diesem Einfalle einigen Vorwand angaben. Orodes, der ein kriegerischer Prinz war, machte sich zu einer tapfern Vertheidigung gefast. Als der tapfere Surena, einer von seinen Generalen erfahren hatte, daß die römische Armee in ein sandigtes und unfruchtbares Land eingerücket wäre, fiel er sie mit Wuth an, schlug sie verschiedene male, und vernichtete sie gänzlich. Der Kern des römischen Adels kam in diesem unglücklichen Kriege so wohl, als der General und der junge Crassus, sein Sohn, um. Diese Niederlage, welche den Römern so empfindlich, als die Schlappe bey Cannä war, wurde vierzehn Jahre hernach von dem Ventidius, des Marcus Antonius General, welcher den Parthern drey blutige Schlachten lieferte, in deren letztern Pacorus, der Sohn des Orodes, blieb, völlig gerochen.

Phraates, der vierte dieses Namens, ein Sohn des Orodes. Er brachte seinen Vater

um,

um, der ihn zum Throngehülfen angenommen hatte, und tödete alle seine Brüder, dreyßig an der Zahl. Marcus Antonius drang in Person bis in das Herz seiner Staaten, und wäre beynahe, wie Crassus, in diesem Zuge, der dem römischen Reiche viele schöne Provinzen und mehr, als sechzig tausend Mann kostete, umgekommen. Als sich Phraates bey seinen Unterthanen verhaßt gemacht hatte, erwählten sie einen grosen Herren des Landes, mit Namen Tiridates, zum Könige, welcher sich aber nicht auf den Throne erhalten konnte, und erstlich nach Syrien, hernach aber nach Rom flohe, wo er verschiedene Versuche wagte, sich wieder auf den Thron zu schwingen. Vermuthlich ging Augustus, welcher sich eben als Kayser hatte ausrufen laßen, auf sein Anhalten, nach Syrien, in der Absicht die Parther anzugreifen. Phraates, welcher sich auf seine Unterthanen nicht verlaßen konnte, um sich in einen auswärtigen Krieg einzulaßen, bath um Frieden, und erhielt ihn unter den Bedingungen, die ihm der Kayser vorschrieb. Er überlieferte ihm viere von seinen Söhnen zu Geiseln, und gab die Gefangenen und Fahnen zurück, welche dem Crassus und Marcus Antonius waren abgenommen worden. Kurze Zeit nach diesem Frieden, wurde er von einer seiner Gemahlinnen, Thormuse mit Namen, durch Gift umgebracht.

Phraatices, ein Sohn des Pacorus, eines Sohns des Phraates. Die Grosen des Königreichs

reichs brachten ihn an einem Gastmale um, und schickten eine Gesandschaft an den Augustus, mit Bitte ihnen einen von den vier Prinzen, welche, als Geiseln, zu Rom zurück behalten wurden, zum Könige zu geben.

Vonones I. ein Sohn des Phraates. Dieser war der König, welchen Augustus den Parthern gab, die seiner bald überdrüßig wurden, und sich dem Könige von Medien, der aus dem Hause der Arsaciden war, unterwarfen.

Arraban, der zweyte dieses Namens, König von Medien. Er erfuhr, wie seine Vorgänger, die Unbeständigkeit der Parther, welche ihn verschiedene male verjagten und wieder zurück ruften. Seine Tugend triumphirte aber endlich über ihren Leichtsinn, und er starb allgemein bedauert, nach einer Regierung von dreyßig Jahren.

Bardanes, ein Sohn des Artaban. Er wurde von den Parthern getödet, welche seinen Bruder **Gotarzes** auf den Thron setzten.

Gotarzes hatte einen fürchterlichen Nebenbuhler an dem **Meherdates**, einem Enkel des Phraates IV. welcher, durch Beystand des Kayfers Claudius, von den Grosen zum Könige erwählet wurde. Es war zwischen diesen beyden Prinzen ein langer Krieg, welcher sich durch die Niederlage des Meherdates endigte.

Vonones II. Er war von dem Geblüte der Arsaciden, und stammte vermuthlich von dem

Vonones I. ab. Seine Regierung war kurz, und hat nichts merkwürdiges.

Vologeses I. ein Sohn des Gotarzes, nach dem Josephus, und des Vonones, nach dem Tacitus. Er bezwang das Königreich Armenien, und gab es seinem Bruder Tiridates, dem es die Römer bald hernach wieder abnahmen. Er machte den Pacorus, seinen andern Bruder, zum Könige von Medien. Um sich an den Römern zu rächen, welche den Tiridates verjagt hatten, kündigte er ihnen den Krieg an, und zwang sie ihn wieder einzusetzen. Diese Dinge gingen unter der Regierung des Nero vor. Er erneuerte mit den Vespasian die alten Tractate, welcher seine Abgesanden mit vielen Liebkosungen überhäufte. Gegen das Ende seiner Regierung fing er an eine Stadt zu bauen, die er nach seinem Namen Vologesocerte nannte, allein er starb, ehe sie fertig war.

Artaban III. ein Sohn des Vologeses. Er veruneinigte sich mit den Vespasian, und nahm die Parthey des falschen Nero. Er starb nach einer sehr kurzen Regierung, zu einer Zeit, da er sich vornahm Armenien mit Krieg zu überziehen.

Pacorus, der zweyte dieses Namens, ein Sohn des Artaban. Die Morgenländer nennen ihn Bakour. Man berichtet uns von seiner Regierung nichts besonders, welche doch sehr lang war.

Cosroes, oder Cosdroes, ein Bruder des Pacorus. Er jagte den Exadares, welchen

der

der Kayser Trajanus auf den Thron gesetzet hatte, aus Armenien, und zog sich dadurch einen verdrüßlichen Krieg zu, welcher ihm den Verlust seiner Staaten kostete. Als Trajanus über den Euphrat gegangen war, nahm er Babylonien, Chaldea, Assyrien, Parthien ein, legte den Parthern einen Tribut auf, und lies ihnen zum Könige, oder vielmehr zum Statthalter, einen Prinzen aus dem Hause der Arsaciden, Parthanaspates genannt, welcher den Römern gänzlich ergeben war. Die Parther befreyeten sich von dieser Knechtschaft nach dem Tode des Trajans, und verjagten den Parthanaspates, um sich ihrem alten Herren, dem Cosroes, wieder zu unterwerfen, welcher viele Jahre nach seiner Wiedereinsetzung regierte.

Vologeses II. ein Sohn des Cosroes. Ein Einfall den er in Armenien that, wo er die Legionen, die der Kayser Verus daselbst unterhielt, niederhieb, zündete den Krieg mit den Römern wieder an, welche die Parther zum andern male bezähmten, und den Vologeses zwangen, sich für einen Vasallen des Reichs zu erkennen.

Vologeses III. ein Bruder des vorhergehenden. Als dieser Prinz dem Niger gegen den Kayser Severus beygestanden hatte, lud er den Zorn dieses Prinzen auf sich, der ihn in Ctesiphon, der Hauptstadt des parthischen Reichs, belagerte. Diese Stadt wurde mit Sturm erobert; und die Schätze des Königs kamen in die Gewalt des Ueberwinders, mit seinen Weibern

und

und Kindern. Kaum aber war Severus wieder über den Euphrat zurück gegangen, so setzte sich Vologeses in den Besitz aller Plätze, welche ihm die Feinde abgenommen hatten.

Artaban IV. ein Bruder des Vologeses III. Er wurde von dem Kayser Caracalla unanständiger Weise betrogen, welcher, als er seine Tochter zur Gemahlin begehrte, und sich Ctesiphon, unter dem Vorwande die Vermählung daselbst zu begehen, genähert hatte, plötzlich den parthischen König anfiel, der ihm mit dem Kern des Adels entgegen gegangen war, und tödete die meisten von seinen Leuten, oder machte sie zu Gefangenen. Artaban, um sich wegen einer so schändlichen Untreue zu rächen, ging auf den Caracalla los, welcher unterdeßen von seinen Soldaten umgebracht worden war. Macrinus, der ihm folgte, lies sich mit den Parthern in eine blutige Schlacht ein, welche zwey Tage dauerte, und in welcher von beyden Seiten viertzig tausend Mann blieben. Den dritten Tag machte sich Artaban fertig den Streit wieder anzufangen, als ihn Macrinus um Friede bath, indem er sich erboth den Parthern die Gefangenen wieder zu geben, die der Caracalla gemacht hatte, und außer dem die Kriegsunkosten zu bezahlen. Der Vergleich wurde unter diesen Bedingungen geschloßen, welche alsbald erfüllet wurden. Kurze Zeit darauf wurde Artaban in einen viel verdrüßlichern Krieg verwickelt, welcher von den Persern erreget wurde, die, nachdem sie

seit

seit vier hundert Jahren den Parthern unterwürfig gewesen waren, unternahmen das Joch abzuschütteln. Artaban marschirte, auf die erste Nachricht von diesem Aufstande, gegen die Feinde, lieferte ihnen eine blutige Schlacht, die er verlohr, und wurde von den Ueberwindern getödet. Die Parther wurden alsdenn den Persern unterthan, und ihr blühendes Reich, welches 480 Jahr gestanden hatte, wurde gänzlich zernichtet. Wir wollen in dem folgenden Artikel den Urheber dieser grosen Veränderung, welche in das 226 Jahr der christlichen Zeitrechnung fällt, bekannt machen.

§. 6.

Linie der Sassaniden.

Wir kommen nun auf das mittlere Alter des persischen Reichs, und diese neue Zeit, welche wir durchgehen werden, wird uns bald zu seiner neuern Geschichte führen. Ardschir, den die Griechen Artaxares und Artaxerxes nennen, war der Stifter der Linie der Sassaniden und der Wiederhersteller der persischen Monarchie. Sein Vater hies Sasan, oder Sassan, und war nur, nach dem Agathias, eine schlechte Privatperson, welcher, nachdem er mit der Frau eines Schusters, mit Namen Pabec verbothenen Umgang gepflogen hatte, diesen Sohn von ihr erzeugte *). Die Morgenländer legen ihm eine ehrlichere und viel höhere Geburth bey. Eini-

*) Allgemeine Weltgesch. wie oben, Cap. XIII.

Einige leiten ihn von Bahaman, dem sechsten Könige der Linie der Kajaniten, her, welcher einen Sohn, mit Namen Sassan hatte, von welchem sie vorgeben, daß Ardschir und die andern Sassaniden ihren Ursprung haben. Andere sagen, sein Grosvater sey ein persischer Prinz gewesen; sein Vater habe die Tochter eines Stadthalters, mit Namen Babec geheyrathet, und Ardschir sey aus dieser Ehe gebohren worden. Er erlangte unter seinen Landsleuten ein solches Ansehen, daß er ihnen den Muth einflösete, das parthische Joch abzuwerfen. Er befreyete Persien, eroberte Parthien, schlug die Römer zu verschiedenen malen, denen er ankündigte, daß er, als ein Nachfolger des Cyrus, ein unstreitiges Recht auf Syrien und klein Asien hätte, und daß er verlangte, man sollte ihm alle diese Provinzen, welche man seinen Vorfahren unrechtmäßiger Weise abgenommen hätte, wiedergeben. Er nahm, wie die alten Könige von Persien, den Titel eines grosen Königes, oder den Titel Scha-in-Schah, an, welcher König der Könige bedeutet. Er gab der persischen Monarchie einen Theil ihres ehemaligen Glanzes wieder, indem er alle die besondern Fürstenthümer, welche die Seleuciden und Arsaciden gelaßen hatten, zusammen vereinigte. Er verbannte die Vielgötterey, welche die Macedonier in dem Reiche eingeführet hatten, und richtete die Religion der Magen in ihrer ganzen Reinigkeit wieder auf. Er bauete verschiedene Städte, gab vortrefliche Gesetze, legte Gerichte zur Handhabung der Ge-

rechtigkeit, und Schulen zum Unterrichte des Volkes, an. Er mäßigte den allzu öftern Gebrauch der Lebensstrafen, indem er gewohnt war zu sagen, daß es unnütze sey das Schwerd zu gebrauchen, wenn eine gelindere Strafe eben die Würkung hervorbrächte. Er verfertigte ein vortrefliches Buch, Adab Alaish betitelt, oder Mittel glücklich zu leben, worinne er allen Ständen, von dem Monarchen an, bis auf den schlechten Handwerksmann, Verhaltungsregeln vorschrieb. Dieses Werk aber wurde erst lange nach seinem Tode, unter der Regierung des Nouschirvan, welcher jede Familie nöthigte eine Abschrift davon zu haben, bekannt gemacht. Ardschir regierte Persien vierzehn oder funfzehn Jahre, und starb gegen das Jahr 240. der Christlichen Zeitrechnung. Seine Nachfolger waren:

Schabour oder Schah-pour I. welchen die Griechen Sapor nennen. Er war ein Sohn des Ardschir, und bestieg den Thron in seiner ersten Jugend. Er war ein unruhiger, ehrgeiziger, ruhmbegieriger, im Glücke aufgeblasener und grausamer Prinz. Als er in einer Schlacht den Kayser Valerianus mit der Blüte des römischen Adels zu Gefangenen gemacht hatte, verfuhr er mit der äuserst unanständigen Art gegen sie. Man versichert, daß er auf seinen Märschen die Gefangenen in die holen Wege werfen lies, damit die Wagen der Armee darüber fahren könnten. Er trat den Kayser selbst vielmals

mit

mit Füßen, indem er sich seines Leibes, als eines Fussschemmels bedieute, wenn er zu Pferde steigen wollte. Man füget hinzu, daß, nachdem er ihn lange Jahre in der Gefangenschaft gehalten hatte, er ihn endlich hätte lebendig schinden laßen. Das ist die Beschreibung, die uns die griechischen und lateinischen Geschichtschreiber von dem Sapor machen. Sein Andenken wird mit diesen Grausamkeiten in den morgenländischen Jahrbüchern nicht beschimpfet. Sie schildern ihn als einen prächtigen Prinzen, der ein Freund der guten Ordnung und der Gerechtigkeit gewesen ist, der sich bemühet hat, die Künste und die Handlung in allen Provinzen seines Reiches empor zu bringen, welche er oft selbst besuchte, um sich von ihrem Zustande, und von demjenigen, was er zum Besten seines Volks thun könnte, zu unterrichten. Er bauete verschiedene Städte, unter welchen die bekannteste Nischapour *) in Korasan, ist. Ungeachtet dieser Eigenschaften, die ihn seinem Volke so werth machen sollten, fügen eben die Geschichtschreiber **) bey, daß er in seinem Lager, in einer ungestümen Nacht, von einigen seiner vornehmsten Landvoigten, welche hernach sein Zelt in den Brand steckten, umgebracht worden sey: welches zu der Rede, welche sich ausbreitete, daß er vom Donner erschlagen worden sey, Gelegenheit gegeben hat. Die gemeinste Meinung ist,

*) Rose des Schahpour. Ni bedeutet im Persischen eine Rose.

**) Mirkond, in der Allgem. Weltgesch. wie oben.

daß er 31. Jahre regieret habe. Unter diesem Prinzen fing der Erzketzer **Manes**, der Urheber der berühmten Lehre von den zwey Wesen und verschiedener andern besondern Meinungen, an, seine Lehrsätze in Persien auszubreiten. Sapor, wenn man dem Cedrenus glaubt, lies ihn lebendig schinden, weil ihm die Chur seines Sohnes, welche er unternommen hatte, fehlschlug.

Hormisdas I. ein Sohn des Sapor. Er regierte nur ein Jahr und etliche Monate. Die persischen Schriftsteller nennen ihn **Hormodz**, oder **Hormouz**, und machen von seiner Freygebigkeit grose Lobeserhebungen. Als ihm einer von seinen Landvoigten, welcher in einer benachbarten Provinz von Indien commandirte, zu wißen that, daß sich eine Gelegenheit zeigte verschiedene schöne Diamante um einen guten Preis zu kaufen, antwortete ihm Hormisdas, daß er diesen Vortheil nicht haben möchte und fügte diese schönen Worte bey: **Wenn ich ein Kaufmann werde, wer wird den König machen?**

Varanes I. oder **Vararanes**, nach den Griechen. Er wurde nach einer Regierung von drey Jahren und einigen Monaten, in einem Aufruhr, den er zu stillen sich bemühte, ermordet. Er war ein Sohn des Hormisdas, und sein rechter Name ist **Baharam**.

Varanes II. ein Sohn des vorhergehenden, welchen er aber nur an Kindes statt angenommen hatte, nach einigen Schriftstellern. Er regierte siebenzehn Jahre, und führte die gantze

Zeit

Zeit hindurch mit den Römern Krieg, welche in diesen traurigen Feldzügen drey-Kayser *) verlohren. Einige Geschichtschreiber versichern, daß sich Varanes in den ersten Jahren seiner Regierung durch seinen Stolz und seine grausame Gemüthsart so verhast machte, daß die Grosen sich vornahmen, ihn abzusetzen oder zu töden, wenn er sich nicht änderte. Man trug den Magen auf ihn deswegen ernstlich zuzureden. Varanes wurde von ihren Vermahnungen so gerührt, daß er sich beßerte, und einer der besten Könige wurde, welchen die Perser je gehabt haben.

Varanes III. ein Sohn des Varanes II. Man berichtet uns von diesem Prinzen nichts besonders, welcher nach den Griechen, vier Monate, und nach den Morgenländern, dreyzehn Jahre regierte. Sein Name ist in einigen Verzeichnißen ausgelaßen.

Narses, den die Perser **Narsi** nennen, ein Bruder des Varanes III. Er führte mit den Römern einen sehr heftigen Krieg, lieferte ihnen viele Schlachten mit verschiedenem Glücke, und wurde auf die letzte so in die Enge getrieben, daß er ihnen fünf Provinzen abtreten muste. Dieser Verlust verursachte ihm eine tiefe Traurigkeit, welche ihn in dem achten Jahre seiner Regierung, nach dem Agathias und andern Schriftstellern, und in dem neunten, nach denen Geschichtschreibern, welche von Herbelot angeführet werden, ins Grab legte.

*) Probus, Carus, Numerianus.

Hormisdas oder Hormouz II. ein Sohn des Narses. Er sas sieben Jahre lang auf dem Throne, nach einiger Meinung, nach anderer aber, neun Jahre. Er war ein friedliebender König, welcher die Gerechtigkeit liebte, die Handlung beschützte, und sich nur mit dem Glücke seiner Unterthanen beschäftigte. Damit er der Tyranney der Grosen, welche ihre Gewalt zur Unterdrückung des Volks misbrauchten, Einhalt thun möchte, legte er Richterstühle an, vor welchen der geringste Bürger den grösten Herren des Reichs verklagen konnte. Er bauete verschiedene Städte, wovon die ansehnlichste Hormouz an dem persischen Meerbusen war. Ihre Einwohner aber, um sich wider die beständige Streifereyen ihrer Nachbaren in Sicherheit zu setzen, begaben sich hernach in eine Insel dieses Meerbusens, welche dem Orte, wo sie erst waren, gerade gegen über liegt, und bauten eine Stadt darauf, die sie gleichfalls Hormouz nannten. Diese ist das Ormus der Portugiesen.

Sapor, oder Schah-pour II. mit dem Zunamen Dhoulactaf, ein Sohn des Hormouz, welcher nach seinem Tode gebohren wurde. Er regierte einiger masen vor seiner Geburth. Als seine Mutter bey dem Tode des Hormouz sich schwanger befand, befragten die Grosen die Magen wegen des Geschlechtes des Kindes, welches sie in ihrem Schose trug. Die Magen antworteten, es wäre ein Prinz, und alsbald wurde er als vermuthlicher Thronerb erkannt. Persien hat

keinen grösern, noch glücklichern Monarchen, wenigstens unter der Linie der Sassaniden, gehabt. Er fing seine Regierung mit einem Feldzuge wieder die Araber an, welche in seiner Minderjährigkeit einige persische Provinzen, unter Anführung ihres Königes Thair, geplündert und verwüstet hatten. Er belagerte diesen Prinz in seiner Hauptstadt, die er einnahm, und lies ihn mit allen denjenigen, die bey ihm waren, über die Klinge springen, indem er sagte, daß, wenn ein König das Räuberhandwerk triebe, es erlaubt sey mit ihm, als mit Leuten von diesem Handwerke, zu verfahren. Damit er die Araber ausser Stand setzen möchte, ihre Streifereyen wieder anzufangen, lies er allen denjenigen, welche im Stande waren die Waffen zu tragen, die Schultern entzwey schlagen, und bey dieser Gelegenheit gab man ihm den Zunahmen Dhoulactaf, welches ein Mann mit Schultern bedeutet. Seine Kriege mit den Römern machten ihn noch mehr berühmt. Er unterstand sich nicht unter der Regierung des Constantius sie öffentlich anzugreifen, und begnügte sich die Barbaren zu bewegen, daß sie in das Gebiethe des Reichs streiften. Nach dem Tode dieses Prinzen aber, bediente er sich ihrer Schwäche, verheerte die Provinzen, die sie zwischen dem Tiger und Euphrat besasen, und bemächtigte sich der festesten Plätze von Mesopotamien. Der Kayser Constantius bemühte sich vergebens sich seinen Eroberungen zu widersetzen, und starb in einem Feldzuge, den er in diese Gegenden that. Julianus, der Nach-

folger des Constantius, blieb einige Zeit hernach mit dem grösten Theil seiner Armee in eben dem Feldzuge. Jovianus, welcher die übrige Armee zurückführte, erhielt nicht anders Friede, als indem er einen schimpflichen Vergleich unterzeichnete, durch welchen er den Persern die fünf Provinzen, die der Kayser Galerius dem Baranes III. abgenommen hatte, wieder abtrat. Sapor wendete hernach seine Waffen gegen die Indier und Tartern, und entriß ihnen viele Länder, welche sein Reich ansehnlich vergröserten. Dieses sind seine merkwürdigsten Kriegsthaten. Man eignet ihm die Anlegung von Casbin und einiger andern Städte zu. Er bezeugte jederzeit zu Erhaltung der Mannszucht, zur Vermehrung der Handlung, und zur Beobachtung der bürgerlichen und Kirchengesetze seines Landes, vielen Eifer. Ob er gleich von einem christlichen Verschnittenen, Uztazade mit Namen, war erzogen worden, bezeigte er doch gegen das Christenthum einen ungemeinen Abscheu, und verfolgte diejenigen, die es bekannten, grausam, so gar, daß er den Uztazade selbst mit eigner Hand tödete, nachdem er sich vergebens bemühet hatte ihn zur Abschwörung des Evangelii zu bewegen. Die englische Geschichtschreiber scheinen diese Strenge theils den heftigen Rathschlägen der Magen, und theils dem unbescheidenen Eifer einiger christlichen Priester, zuzuschreiben. Dieses Fehlers ungeachtet kann man ihn den Ruhm, daß er der weiseste, der tapferste und geschickteste Monarch seiner Zeit gewesen sey, nicht absprechen.

chen. Er fing an gegen das Ende der Regierung des Constantins bekannt zu werden, und starb zu Anfange der Regierung des Gratians, um das Jahr 380. der christlichen Zeitrechnung. Seine Regierung, welche so lange dauerte, als sein Leben, begreift eine Zeit von 70 oder 72 Jahren, nach anderer Meinung.

Ardschir II. Ein Prinz von königlichem Geblüte. Einige Schriftsteller versichern, daß er anfangs Persien, als Vormund des Sapors III. regierte, und daß ihn die Grosen vermochten den Königstitel anzunehmen. Er regierte vier Jahre, nach dem Agathias, und nach dem Khondemir, zwölf Jahre.

Sapor III. ein Sohn des Sapor Dhoulactaf, der zur Zeit des Theodosius des Grosen lebte, mit welchem er, so lange er regierte, welches nur fünf Jahr und einige Monate war, in Friede lebte.

Varanes IV. ein Sohn des Sapor III. welcher in einem Aufruhr, nachdem er zwölf Jahr regieret hatte, umgebracht wurde. Man merket an, daß damals die Schwelgerey sich in Persien auszubreiten, und ihre ehemalige Macht wieder zu erlangen anfing.

Jezdezerd, ein Sohn des Varanes. Die Griechen nennen ihn Isdigertes und Isdegerdes. Er lebte mit dem Kayser im Orient, Arcadius, in so guten Verständniße, daß ihm dieser Prinz durch sein Testament die Vormund-

schaft des Theodosius II. seines Sohnes, anvertraute. Diese Verbindungen mit den Römern, nebst dem öffentlichen Schutze, den er den Christenthum gab, um dem Maruthas, dem Bischoffe von Mesopotamien zu gefallen, machte ihn seinen Unterthanen sehr verhast, welche ihm den Zunahmen Al Arhim, das ist, des Bösen, gaben. Die Magen, welche über die Gewalt, die der heilige Bischoff über den Jezdezerd bekam, eifersüchtig wurden, bedienten sich einer gottlosen List. Zu der Zeit, als der König in dem Tempel sein Gebeth verrichtete, sagte ein Mensch, den sie unter die Erde versteckt hatten, mit einer schrecklichen Stimme zu ihm: Undankbarer und gottloser Prinz, ich werde dich von dem Throne stürzen, woferne du nicht diesen ruchlosen Christen, der dich auf eine elende Art verführet hat, verbannest. Ihre Betrügerey wurde entdecket, und der Monarch rächte sich deswegen, indem er allemal den zehnten von ihnen umbringen lies. Man versichert, daß Maruthas die Genesung des Sohnes des Jezdezerd von GOtt erhielte, welches den Fortgang des Christenthums noch mehr vermehrte. Dieser Prinz regierte ein und zwanzig Jahre mit denjenigen Unruhen, welche von einer Regierung, die die Vorurtheile und alten Gewohnheiten einer Nation zu vertreiben sucht, unzertrennlich sind. Die persischen Geschichtschreiber schildern ihn als einen grausamen und geitzigen Prinzen, welcher weder die Güther, noch das Leben seiner Unterthanen schonte. Sie fügen hinzu, daß er

das

das Unglück hatte, alle seine Kinder, bis auf einen einzigen, sterben zu sehen, und daß er von einem Pferde todtgeschlagen worden sey.

Varanes V. ein Sohn des Jezdezerd. Er wurde in Chaldea erzogen, bey einem arabischen Prinzen, mit Namen Nooman, und als er noch in dieser Provinz war, da sein Vater starb, so sezten die Grosen, welche dem Hause des verstorbenen Königes nicht sonderlich ergeben waren, einen grosen Herren, Kersa genannt, auf den Thron. Auf diese Nachricht eilte Varanes mit einer Armee nach Persien, und that seine Rechte so wohl dar, daß er die Krone ohne Blutvergiesen wieder erlangte, und daß sein Nebenbuhler der erste war, welcher ihm huldigte. Damit er sich seinen Unterthanen angenehm machen möchte, indem er ihren Lastern schmeichelte, lies er aus Indien zwölf tausend Tänzer kommen, welche, nach dem Khondemir, die Voreltern derjenigen sind, welche heut zu Tage eben dieses Handwerk in Persien treiben. Er hatte grose Streitigkeiten mit dem Könige von Turkestan, welcher ihm anfangs den grösten Theil seiner Staaten entriß, und sich hernach in seinem Lager überfallen lies, wo ihn Varanes mit eigner Hand tödtete, und seine ganze Armee niederhieb. Er hielt auch gegen den Theodosius II. einen langen Krieg aus, welcher mit gleichem Glücke geführet wurde. Er griff mit mehrerm Glücke die Araber an, denen er das Königreich Yemen abnahm. Er starb von einem Falle mit dem Pferde in dem drey und zwanzigsten Jahre seiner

Regie-

Regierung, nach dem Mirkond und Khondemir, und nach dem Agathias und andern griechischen Schriftstellern, in dem zwanzigsten. Die persischen Geschichtschreiber nennen ihn Baharam, und geben ihm den Zunahmen Ghour, oder Jur, welches einen wilden Esel bedeutet, weil er die Jagd dieser Thiere heftig liebte. Er schien anfangs dem Christenthume ziemlich geneigt. Allein die Unbedachtsamkeit des Bischoffes Abdas, welcher einen Tempel des Landes abbrennen lies, und ihn hernach nicht wieder aufbauen wollte, ob ihn gleich Varanes mit Gelindigkeit deswegen bath, erbitterte das Gemüth dieses Monarchen dergestalt, daß er die Gläubigen der Gewalt der Magen übergab, welche ein abscheuliches Metzeln unter ihnen anfingen, und alle christliche Kirchen niederrißen.

Jezdegerd II. ein Sohn des Varanes V. mit dem Zunamen Sipabdors, oder Soldatenfreund, weil er den Kriegsleuten sehr gewogen war. Eine von seinen liebsten Beschäftigungen war Gerichte zu halten, und die Klagen des Volks über die Plackereyen der Grosen anzuhören. Die morgenländischen Geschichtschreiber reden von einem Einfalle, den er ins römische Gebiethe gethan hat, deßen Kayser er zwang den Rückstand des Tributs zu bezahlen, der ihm von seinen Vorfahren war aufgeleget worden. Die Griechen beobachten hierüber ein tiefes Stillschweigen. Sie nennen ihn Varanes VI. und einige geben ihm eine Regierung von siebenzehn, andere von achtzehn Jahren.

Phe-

Pherouz oder Pervis, welchen die Griechen Peroses nennen. Er war der älteste Sohn des Jezdegerd, welcher ihm, damit er ihn vom Throne entfernen möchte, die Statthalterschaft von Sigistan und Makran gab, und ihn zwang sich in diesen Provinzen aufzuhalten, inzwischen daß er seinen andern Sohn Horncouz, dem er seine Nachfolge bestimmet hatte, an seinem Hofe behielt. Pherouz aber kam, nach dem Tode seines Vaters, mit einer Armee, und forderte seine Rechte wieder, nahm den Hormouz, welcher den Titel eines Königs angenommen hatte, gefangen, und lies ihm den Kopf abschlagen. Er war die Krone den Euthaliten schuldig, einem Volke, welches auf der Grenze seiner Statthalterschaft wohnhaft war, wovon er ihnen für diesen Dienst einen ansehnlichen Theil versprach. Diese Euthaliten, Tartern oder Scythen ihrem Ursprunge nach, waren von der Zunft der Hunnen, deren Name bald hernach so fürchterlich wurde. Sie bewohnten ein groses Land, welches Persien gegen Nordosten, nahe an Indien, lag. Die Griechen unterschieden sie von den andern Hunnen durch den Namen der **euthalitischen Hunnen**, oder der **weißen Hunnen**. Pherouz beging hernachmals die Unvorsichtigkeit sich mit diesen gefährlichen Nachbaren zu überwerfen, welche zwey Hauptschlachten über ihn gewannen, in deren letztern er blieb. Einige geben ihm eine Regierung von zwanzig Jahren, andere von acht und zwanzig Jahren, und

noch

noch andere von dreyßig Jahren. Persien wurde alsdenn den Hunnen zinsbar.

Balasch, ein Sohn oder Bruder des Pherouz, der von den Griechen Valens genennet wird. Seine Regierung, welche sehr kurz war, hat nichts merkwürdiges.

Kobad oder Covades, ein Sohn des Pherouz. Er war ein muthiger Prinz, geschickt im Kriege, hochmüthig und stolz gegen seine Unterthanen so wohl, als gegen die Fremden, und so eifersüchtig auf sein Ansehen, als auf die Ehre des persischen Namens. Er befreyete Persien von dem Tribut, den die Euthaliten ihm auferleget hatten, und vertrieb diesen Barbaren die Lust Streifereyen in sein Land zu thun. Dieses erste Glück flößete ihm einen solchen Hochmuth ein, daß er kein Gesetz mehr verehrte. Er nahm dem Adel die Vorrechte, welche sie unter seinen Vorgängern genoßen hatten. Er riß ihre Güther an sich, verführte ihre Weiber und Töchter, und trieb, wie man sagt, die Ausschweifung so weit, daß er einen Befehl heraus gab, welcher den Mannspersonen erlaubte, ohne Unterschied alle Weiber zu gebrauchen. Die persischen Grosen, welche seiner Tyranney überdrüßig waren, setzten ihn ab, und steckten ihn in ein Gefängnis. Nach einigen Schriftstellern, wurde Giamasp, sein Bruder, mit der Würde eines Regenten, an seine Stelle gesetzet. Nach andern, erwählten die Grosen den Zambade, den Vatersbruder, oder den Bruder, des abgesetzten

Prin-

Prinzen zum Könige. Als sich aber einige Zeit hernach Kobad aus seinem Gefängniße gerettet hatte, erschien er an der Spitze einer Armee, welche ihm die euthalitischen Hunnen gaben, und setzte sich wieder in den Besitz des Thrones. Nach seiner Wiedergelangung zum Throne führte er fast beständig mit den Euthaliten, oder mit den Römern, Krieg. Er entriß dem Kayser Anastasius den grösten Theil Armeniens, und schlug seine Generale, den Ariobindus und Hypatius zu verschiedenen malen. Ein Einfall aber, den die Hunnen von Norden thaten, machte, daß er diese Eroberung verlohr, und nöthigte ihn einen Stillstand von sieben Jahren anzunehmen, der ihm von den Römern angebothen wurde. Er ging diesen neuen Feinden entgegen, welche er aus Persien jagte, und in ihrem eignen Lande angriff, wo er eine grose Stadt, Tzudader genannt, in welcher er unermeßliche Reichthümer fand, mit Sturm einnahm. Als Justinus dem Anastasius gefolget war, schlug ihm Kobad vor, er sollte den Khosru, seinen jüngsten Prinzen, dem er die Thronfolge bestimmt hatte, an Kindes statt annehmen. Dieser Vorschlag aber gefiel dem constantinopolitanischen Hofe nicht. Kobad, der sich für verachtet hielt, hob allen Umgang mit den Römern auf, und nahm sich vor diese Beleidigung zu ahnden. Als Justinianus, welcher nach dem Justinus den Thron bestieg, sich vornahm Mindane eine Grenzstadt gegen Persien, zu befestigen, wurden die Arbeiter, ob sie gleich von römischen Trouppen unterstützt wur-

den,

den, von der persischen Garnison von Nisibe angefallen, welche sie gefangen machte und alle ihre Werke schleifte. Belisarius wurde dieser wegen mit einer starken Armee nach Persien geschickt. Er schlug anfangs die persische Truppen, welche von Perose angeführet wurden, und zu gleicher Zeit erhielt Dorotheus ein anderer römischer General, in Armenien zwey merkwürdige Siege über den persischen General Mermeroes. Belisarius wurde wieder geschlagen, und die neuen Befehlshaber, welche ihm folgten, waren nicht im Stande den neuen Armeen, die Kobad auf die Beine brachte, zu widerstehen, und hielten sich für glücklich einen Stillstand zu erhalten, welcher einige Zeit hernach in einen Frieden verwandelt wurde. Da dieses vorging starb Kobad nach einer Regierung von ungefähr 43. Jahren.

Chosroes oder Chosrou, mit dem Zunahmen Nouschirwan, das heist, der Grose *). Es ist kein Prinz, deßen Andenken in den Schriften der Geschichtschreiber, der Weltweisen, und der morgenländischen Dichter, berühmter ist. Er besas, sagt Khondemir, alle Eigenschaften, welche einen Privatmann liebenswürdig, und einen Prinz ehrwürdig machen können. Seine Tapferkeit, nebst einer tiefen Erkenntnis in der Kriegskunst, machte, daß er fast in allen Kriegen, die er wider die Römer, Türken, euthalitischen Huns

*) Dieses persische Wort bedeutet im eigentlichen Verstande eine Seele, die in Honig eingemacht ist.

Hunnen, Araber, Indier, die Einwohner von Colchide und andere kriegerische Völker, zu führen hatte, glücklich war. Er erweiterte die Grenzen seines Reichs, gegen Mitternacht zu, bis an die Ufer des Jaxartes, gegen Osten, bis in die Nähe des Indus, gegen Mittag und Abend, bis an den persischen und arabischen Meerbusen. Seine Freygebigkeit hatte keine andern Grenzen, als die gerechte Furcht seine Unterthanen zu drükken. Eines Tags, als er den Grossen des Reichs ein Gastmal ausrichtete, nahm einer von seinen Bedienten, dem er seine Bedienung genommen hatte, von dem Schenktische eine goldene Schüssel und ging damit fort. Niemand, als Nouschirvan, wurde diesen Diebstahl gewahr. Als die Tafeln abgetragen wurden, machte derjenige, welcher die Aufsicht über das goldene Geschirre hatte, als er sahe, daß ihm eine Schüssel fehlte, einen grossen Lermen. Der König aber sagte zu ihm: **Beruhige dich, und höre auf vergebene Nachforschungen zu machen; denn derjenige, der die Schüssel genommen hat, wird sie nicht wiedergeben, und ich, der ich sie habe nehmen sehen, werde gewiß nicht den Dieb entdecken.** Einige Zeit darauf erschien eben dieser Bediente mit einem neuen Kleide bey Hofe. Als ihn der König erkannt hatte, ließ er ihn näher kommen, und sagte ihm ins Ohr: **Hat dir meine Schüssel diesen schönen Rock gegeben?** Ja, gnädigster Herr, antwortete der Bediente; indem er aber hernach seine ganz zerrissenen Beinkleider zeigte, sagte er:

Sie sehen, daß sie die Sache nur halb gethan hat. Der König war mit diesem Einfalle so wohl zufrieden, daß er ihm seine Gnade wieder gab. Dieser Prinz war sehr bemüht die Künste empor zu bringen. Er errichtete in dieser Absicht academische Gesellschaften, und war ordentlich bey ihren Berathschlagungen zugegen. Er verstand die Mechanick so gut, als die geschicktesten Künstler. Er zierte **Madain**, oder das ehemalige **Ctesiphon**, mit schönen Gebäuden, und besonders mit einem prächtigen Pallaste, welcher für ein Wunder des Orients ist gehalten worden. Er befestigte vollends den berühmten Paß von **Derbent**, oder der **caspischen Thore**, indem er eine Mauer von einem Berge zu dem andern führen ließ; ein Werk, welches vom Alexander dem Grossen angefangen, von einigen seiner Nachfolger fortgesetzet worden war, und welches Chosrou zu vollenden die Ehre hatte. Eine der schönsten Sachen, die man von ihm erzählet, ist die Antwort, die er einem Menschen gab, welcher, als er ihm den Tod eines Prinzen hinterbrachte, mit dem er Krieg führte, mit Entzückung ausrufte: **GOtt ist gerecht! GOtt ist gerecht! der unversöhnliche Feind ihres Reichs ist nunmehr tod.** Das wolle GOtt nicht, sagte Nouschirvan, daß ich mich über den Tod meines Feindes erfreuen sollte. Es würde lächerlich seyn, wenn ein sterblicher bey dem Anblick eines Beyspiels der Sterblichkeit sich erfreuen wollte. Seine Regierung zeiget uns eine Kette von Kriegen, wovon die kürtzeste Erzählung uns

allzu

allzu weit abführen würde. Er hatte beständig eine merkliche Gewalt über den Justinianus und über den schwachen Justinus seinen Nachfolger. Sein letzter Feldzug aber wider die Römer, unter dem Tiberius, war sehr unglücklich, und verdunkelte ein wenig den Glanz seiner ersten Triumphe. Er verlohr eine blutige Schlacht, welche seine Armee gänzlich zu Grunde richtete, und ihn zwang jenseit des Euphrats zu fliehen. Er starb kurze Zeit darauf in einem Alter von achtzig Jahren, wovon er vierzig Jahre regieret hatte. Die griechischen Geschichtschreiber schildern ihn als einen ehrgeitzigen, grausamen, eingebildeten Prinzen, der glücklicher, als weise, wenig philosophisch und des Ruhms der Weisheit den er sich unter seinen Unterthanen erworben hatte, gänzlich unwürdig war. In dieser Beschreibung ist viel Partheylichkeit.

Hormisdas, oder Hormouz II, ein Sohn des Chosroes, mit dem Zunahmen **Tagedar**, oder **der die Thiare trägt**, weil er sie beständig, aus einem lächerlichen Hochmuthe, auf dem Kopfe hatte, da sie seine Vorfahren nur an Ceremonientag trugen. Seine Unterthanen setzten ihn in dem vierzehnten Jahre seiner Regierung ab, und nahmen ihm das Gesichte, indem sie ihn mit einem glühenden Eisen blendeten. Einige Zeit hernach wurde er stranguliret.

Chosroes, oder Chosrou II, ein Sohn des Hormisdas, mit dem Zunahmen **Pervis**, oder **Apervis, das heist, der Siegende.** Er hatte

zu Anfange seiner Regierung viel Unglück auszustehen. **Baharam Tchonbin**, ein persischer Prinz, welcher an den Unruhen der vorgehenden Regierung viel Antheil gehabt hatte, bemächtigte sich, mit Einwilligung der Perser, der königlichen Macht, doch ohne daß er sich unterstand den Titel eines Königes anzunehmen. Als sich Chosrou mit eben dem Schicksale bedrohet sahe, das sein Vater gehabt hatte, flohe er zu den Römern. Der Kayser **Mauritius** gab ihm eine Armee, mit welcher er Baharam verjagte, und sich wieder in den Besitz des Thrones setzte. Als Mauritius von dem Phocas war umgebracht worden, rückte Chosrou mit gewafneter Hand in das römische Gebiethe, unter dem Vorwande den Tod seines Wohlthäters zu rächen, und machte innerhalb vierzehn Jahren, sowohl über den **Phocas**, als über seinen Nachfolger **Heraclius**, so grosse Eroberungen, daß das römische Reich in Asien mit seinem Umsturze bedrohet wurde. Auf dieses Glück aber folgte das erniedrigenste Unglück. Heraclius verheerte Armenien, Albanien, und Syrien, ging über den Tiger und Euphrat, schlug fünf oder sechs Armeen, die man ihm entgegen stellte, bis auf das Haupt, drang in das Herz von Persien, und eroberte in drey Feldzügen alles wieder, was die Römer in den vorhergehenden Kriegen verlohren hatten. Zum grösten Unglück wurde Chosroes in seinem Alter von seinen Unterthanen verrathen, welche mit seinem Sohne Siroes ein Verständniß hatten, sich seiner Person bemächtigten, ihn in dem neun und dreyßigsten Jahre

seiner Regierung absetzten, und in ein Gefängniß steckten, wo er mit drey Ketten beladen, eine an den Füssen, die andere an den Armen und die dritte an dem Halse, fünf Tage hintereinander den Beschimpfungen des Volkes ausgesetzet, und endlich umgebracht wurde.

Dieses war das Schicksal eines der berühmtesten Monarchen der Linie der Sassaniden, welcher in den glücklichen Tagen seiner Regierung sich von Mesopotamien, Syrien, Cappadocien, Palestina, einen Theil von Phenicien, von Ober- und Niederegypten, Arabien, den Inseln klein Asiens, Galatien, Paphlagonien, und von Chalcedonia selbst, einer Stadt, welche Constantinopel im Angesicht lage, Meister sahe, welches wichtige Länder waren, welche er mit der Krone seiner Voreltern vereinigte. Er heyrathete eine Christin, welche die Griechen **Marie**, oder **Irene**, und die Morgenländer **Schirin**, nennen; eine Frau von gemeiner Geburth, nach den ersten, und eine Tochter des Kayfers Mauritius, nach den andern. Er erhob sie zu der Würde einer Königin, und liebte sie äuserst, aber ohne daß er von ihr wieder geliebet werden konnte. Ein Mensch ohne Geburth, mit Nahmen **Fehrad**, war der unwürdige Nebenbuhler, den sie ihm vorzog. Die Gefälligkeit, die er für sie hatte, war Schuld, daß er einige Jahre hindurch sich gegen die Christen mit Gütigkeit aufführte; hernach aber verfuhr er so grausam mit ihnen, daß er in einer einzigen Gelegenheit neunzig tausend an die Juden

kaufte, welche die Grausamkeit begingen und sie umbrachten. Alle Geschichtschreiber kommen darinne überein, daß sie ihm einen schändlichen Geitz vorwerfen. Er raubte den Völkern, die er sich unterwarf, ihr Vermögen, plünderte die Tempel der Städte, die in seine Gewalt fielen, und führte so gar die Baumaterialien davon weg. Er drückte seine eignen Unterthanen so sehr, daß er endlich der einzige Besitzer aller Güther in Persien war. Die unermeßlichen Schätze, welche er durch diese Auflagen sammelte, wurden in hundert unterirrdische Gewölbe, welche unter seinem Pallaste gebauet waren, gebracht. Man versichert, daß einer von diesen Kellern sein Gefängniß wurde.

Siroes, welchen die Morgenländer Schiroeiech nennen, der älteste Sohn des Chosrou Pervis. Er hatte an der Absetzung seines Vaters vielen Antheil, und auf seinen Befehl wurde er umgebracht. Er befahl auch, daß man seine Brüder und Brudersöhne tödten sollte. Dieses Ungeheuer regierte nur ein Jahr. Man versichert, daß ihn seine Gewissensbisse in eine abscheuliche Schwermuth versenkten, welche sein Leben verkürzten. Einige christliche Schriftsteller haben die Niederträchtigkeit begangen und ihn mit Lobeserhebungen überhäuft, weil er dem Christenthume günstig zu seyn schien. Dieses hier ist eine besondere Begebenheit. Der Caliphe Montaser, welcher, wie Siroes, nur durch einen Vatermord den Thron bestieg, heftete, als er eines Tages

einige Tapeten, die man ihm brachte, besichtigte, seine Blicke auf ein Stück, welches einen jungen Menschen zu Pferde mit einer Krone auf dem Kopfe, und mit persischen Buchstaben, die um die Figur herum geschrieben waren, vorstellte. Er ließ einen Dolmetscher kommen, und befahl ihm sie zu erklären. Der Dolmetscher erstaunte, veränderte die Farbe, und sagte, nachdem er ein wenig gestockt hatte, zu dem Caliphen, daß es ein persisches Liedchen wäre, welches seine Aufmerksamkeit nicht verdiente. Die Verwirrung dieses Menschen, erregte die Neubegierde des Prinzen, welcher ihm bey Lebensstrafe befahl, die Umschrift zu übersetzen, welche er mit diesen Worten erklärte: **Ich bin Siroes, ein Sohn des Kosroes, der seinen Vater getödtet hat, um seine Krone zu haben, die ich nur sechs Monate getragen habe.** Der Caliphe wurde von diesen Worten, welche ihm sein Verbrechen wieder vor Augen stellten, so sehr gerühret, daß er in eine Krankheit verfiel und einige Tage darnach starb.

Ardschir III, den die Griechen Adeser nennen, ein Sohn des Siroes. Er war nur sieben Jahr alt, als er den Thron bestieg, und besaß ihn nur sieben oder acht Monate, da er von dem Sarbazas, dem General der persischen Truppen, welcher sich der Krone bemächtigte, umgebracht wurde.

Sarbazas, der in dem ersten oder andern Jahre seines unrechtmäßigen Besitzers getödtet wurde.

Tourau Dokt, eine Tochter des Kosrou Pervis, welche, in Ermangelung der männlichen Erben in gerader Linie, zur Königin erwählet wurde. Sie wurde nach sechzehn Monaten mit Gifte vergeben.

Kosrou III, ein sassanidischer Prinz, der nach fünf Tagen abgesetzt wurde.

Azurnio Dockt, eine Schwester der Touran Dockt, welche in dem sechsten Monate ihrer Regierung umgebracht wurde.

Pherokzad, ein Enkel des Kosrou Pervis, welcher dem Metzeln, das Siroes unter seinen Brüdern und Brüdersöhnen anfing, entgangen war, wurde von den Grossen des Reichs auf den Thron gesetzet und einen Monat hernach von einem Sklaven des Pallastes mit Gifte vergeben.

Jezdegerd III, ein anderer Prinz von königlichen Geblüte, der sich währenden Unruhen verborgen hatte. Die gemeine Meynung ist, daß er ein Sohn des Scheheriar, eines Sohns des Khosrou Pervis, gewesen sey. Er war der letzte König von der Linie der Sassaniden, welche die Saracenen, gegen die Mitte des siebenden Jahrhundertes der christlichen Zeitrechnung, ausrotteten. Dieses Volk, welches kürzlich in Arabien den Grund zu einer mächtigen Monarchie geleget hatte, beschloß sich gegen Morgen zu auszubreiten und Persien anzufallen *. Der Caliphe Omar, Nachfolger des Mahomet, schickte anfangs einen Schwarm Araber, unter Anführung des Abu-Ober, welcher in einem Treffen bey Alchir, einer

* Schickard, Tarich, p. m. 182 und folgende.

einer Stadt in dem eigentlich sogenannten Persien, im Jahr der Hegire 13, und des Christenthums 634, geliefert wurde, mit seinen meisten Leuten blieb. Das Jahr darauf rückte Saed mit einer andern Armee in Persien ein, erhielt einen entscheidenden Sieg, welcher ihn zum Herrn von Mandain, der Haupstadt des Reichs, machte. Die Saracenen fanden daselbst unschätzbare Schätze, welche von Khosrou in den unterirdischen Gewölben, wovon ich geredet habe, waren gesammelt worden. Ebmaim rechnet diese Reichthümer auf dreytausend Millionen gemünzten Goldes, die goldenen und silbernen Gefäse, die kostbaren Meublen, und einen besondern Schatz, der bey Plünderung des Pallasts entdecket wurde, nicht mit darunter begriffen. Die Araber thaten verschiedene andere Feldzüge nach einander, und bemächtigten sich innerhalb zehn Jahren aller Provinzen Persiens, Kerman und Segestan ausgenommen, welche Jezdegerd bis an seinen Tod, der in das Jahr 652 der christlichen Zeitrechnung fiel, behauptete.

Dieser Prinz hinterließ einen Sohn Firouz und eine Tochter, welche Dara hies. Firouz behielt auf Zeitlebens ein kleines Fürstenthum. Er hatte eine Tochter, Mah-Afrid genannt, welche den Valid, den Sohn des Caliphen Abdalmaleck, heyrathete, dem sie einen Sohn gebahr, der Jezid hies, Caliphe wurde, und den Titel eines Sohns des Kosrou annahm. Dara heyrathete Bostenai, einen Prinzen der Juden, die

in Chaldea wohnten. Schickard rechnet auch einen gewissen Theophobus, der zu Constantinopel gebohren war, und ein gewisses Corps Truppen von seiner Nation commandirte, unter die Nachkommen des Jezdegerd. Er war ein Christ und mit dem kayserlichen Hause verwand. Theophilus ließ ihm den Kopf abschlagen, weil ihn die Soldaten, die unter seinem Befehl standen, in einem Aufruhr, zum Könige ausruften.

Die Morgenländer geben vor, daß der Entwurf Persien zu erobern schon von dem Mahomet selbst wäre gemacht worden, und daß er seinen Schülern einmal, um sie zu dieser Unternehmung aufzumuntern, durch einen Felsen, der sich durch ein Wunderwerk öfnete, alle Reichthümer zeigte, die in den Gewölben von Madain eingeschlossen waren. Die arabischen Generale theilten alle Länder, die sie erobert hatten, unter ihre Soldaten aus, und die Eingebohrnen von Persien fielen alsdenn in einen elenden und niedrigen Zustand, der wenig von der Sklaverey unterschieden war. Die mahometanische Religion fing sich zu gleicher Zeit an in dem Königreiche auszubreiten, und wurde durch die Vertreibung der Religion der Magen eingeführet.

Zweytes Hauptstück.

Zustand von Persien von dem Einfalle der Araber an, bis zur Errichtung der Monarchie der Sofi.

Die Caliphen, welche Herren von Persien worden waren, hatten keine Lust sich darinne aufzuhalten, und begnügten sich es durch Statthalter regieren zu lassen. Sie besasen diese schöne Eroberung zwey Jahrhunderte hindurch ziemlich ruhig. Nach dem Verlauf dieser Zeit aber entrissen verschiedene Prinzen, die ursprünglich aus der Tartarey waren, den Arabern viele Provinzen, woraus einige besondere Königreiche entstanden, welche wir in diesem Hauptstücke bekannt machen wollen. Diese Theilung bestand bis zur Regierung des Ismael Seefi, welcher in dem letzten Jahre des funfzehnden Jahrhundertes, die meisten ehemaligen Provinzen des persischen Reichs wieder vereinigte, und die heutige Linie der Prinzen, die wir Sophis nennen, errichtete. Ich werde in Erzählung dieser Reihe den Verzeichnissen des Herrn Deguignes * folgen, welcher in den morgenländischen Regierungen ein

so

* Des Herrn Deguignes allgemeine Geschichte der Hunnen ꝛc. Theil I. Buch V. VI und VII.

so grosses Licht angestecket hat. Die erste, welche vorkommt ist die Regierung der Thaerier, welche von Thaher, ihrem Stifter, so genannt werden. Alles, was man uns von diesem Prinzen berichtet, ist, daß er, als er im Jahr 820, nach der christlichen Zeitrechnung, unter dem Califat des Mamoun, das Joch abgeschüttelt hatte, in Korasan ein Fürstenthum errichtete, aus welchem Mahomet, sein vierter Nachfolger, im Jahre 872, von dem Yacoub, dem Könige von Segestan, vertrieben wurde, Also hat diese Regierung nur zwey und funfzig Jahre gedauret.

Yacoub war ein Sohn eines gewissen Lait, mit dem Zunahmen Soffar, das heist, Kupferschmied, vermuthlich von dem Nahmen seines Handwerks. Von ihm werden die Prinzen dieses Geschlechts Soffariden genennet. Er gelangte bey dem Darhan, dem Khan von Segestan, zu den höchsten Bedienungen, und nach dem Tode seines Wohlthäters bemächtigte er sich dieser Provinz. Er eroberte hernach Khorasan und Tabristan. Amrou, sein Bruder und Nachfolger, vereinigte mit diesen Ländern die Provinz Fars, oder das eigentlich sogenannte Persien. Gegen das Jahr 902 aber wurde Thaher, der Enkel des Amrou, von dem Ismail, dem Stifter der Linie der Samaniden, von seinen Staaten verjagt.

Die samanidischen Prinzen haben ihren Ursprung von Saman, einem Perser von Geburth, der anfangs Cameeltreiber war, hernach aber

sich zum Haupte einer Spitzbubenbande machte. Sein Sohn Asad, der sich in Korasan niederließ, hatte vier Kinder, deren jedes eine ansehnliche Statthalterschaft bekam. Dieses war die Zeit der Erhebung dieser Familie, welche, als sie hernach ihre niedrige Herkunft vergab, von den alten sassanidischen Königen abstammen wollte. **Ahmed**, ein Sohn des Asad, wird als der erste Prinz dieser Linie betrachtet; deren Anfang man ins Jahr 261 der Hegire, und ins Jahr 874 der christlichen Zeitrechnung, setzet. Erstlich regierte sie in Transoxiana und hernach in den andern Provinzen, die Ismail, ein Sohn des Ahmed, den Saffariden entriß. Sie bestand 125 Jahre, und endigte sich mit **Abdolmaleck**, dem zehnten Nachfolger des Ahmed, welchem **Mahmoud Gaznevide** Khorasan und Persien, und **Illikil-Khan**, König von Turkestan, Transoxiana, abnahm. Diese Veränderung geschah im Jahr 999.

Andere Prinzen, **Dilemiten** genannt, und Araber von Geburth, regierten das zehnte Jahrhundert hindurch in **Dilem**, **Ghilan**, **Dgiorgian**, und **Tabristan**, Provinzen, welche dem caspischen Meere gegen Abend und Mittage liegen. Ihre Monarchie, welche 927 entstand, wurde fast in ihrem ersten Anfange von den **Bouiden** geschwächet, und kam im Jahr 1012 in die Gewalt der Gazneviden.

Die **Bouiden**, Stifter eines viel mächtigern Reichs, hatten einen armen Fischer, **Bouiach**

genannt, welcher von Schaf-pour Dhoulacs taf, dem achten Könige des Geschlechts der Sassaniden, abstammen wollte, zum Anherrn. **Aboul Hassan**, ein Sohn des Bouiach, nachdem er in dem Königreiche Dilem Soldate gewesen war, erhielt das Commando über die Armeen, und bediente sich seiner Macht um den dilemitischen Prinzen einen Theil ihrer Staaten zu entreissen.

Ahmed, sein Bruder, eroberte Bagdad, und zu gleicher Zeit bemächtigte sich **Abou Aly**, ein anderer Sohn des Bouiach, des eigentlich sogenannten Persiens und der Provinzen **Ardgian** und **Kerman**. Diese drey Prinzen stifteten ein jeder ein besonderes Reich. Aboul Hassan hatte seinen Sitz zu Schiratz, Abou Aly zu Ispahan, und Ahmed zu Bagdad. Man setzt den Anfang ihrer Macht in das Jahr der Hegire 322 und des Christenthums 933.

Als Aboul Hassan, nachdem er 16 Jahr den Thron besessen hatte, ohne Erben in gerader Linie starb, folgte ihm **Adhadeddoulet**, ein Sohn des Abou Aly, und vereinigte hernach mit dieser Erbschaft die Staaten Persiens, die ihm sein Vater hinterließ. Als aber sein Ehrgeitz mit diesem reichen Antheile nicht zufrieden war, führte er wieder den **Azzeddoulet**, dem Nachfolger des Ahmet, einen grausamen Krieg, und nahm ihm sein Fürstenthum Bagdad. Adhaddoulet starb im Jahr 982, in dieser letzten Stadt, nach einer Regierung von ungefähr zwey und dreyßig Jahren. Er hatte zu seinen Nachfolgern:

Samsam-Eddoulet, seinen Sohn, welcher 985 abgesetzet wurde.

Scharf-Eddoulet, ein Bruder des Samsam, der nur zwey Jahr und einige Monate regierte.

Baha-Eddoulet, ein Bruder des Scharf, welcher 1012 in den 24sten Jahre seiner Regierung starb.

Sulthan-Eddoulet, ein Sohn des Baha, welcher 12 Jahr den Thron besaß.

Abou-Kalangiar, ein Sohn des Sulthan.

Scharf-Eddoulet, seines Vaters Bruder, führte einen schweren Krieg wider ihn, und zwang ihn, ihm Bagdad mit seinem Gebiethe abzutreten. Einige Zeit hernach aber setzte sich Kalangiar wieder in den Besitz dieses Staats. Er starb nach einer Regierung von 24 Jahren.

Maleck, ein Sohn des Kalangiar, welcher von Toghrulberg, dem Stifter der Seljouciden, 1055 abgesetzet wurde.

Die Gaznewiden, welche von Gazna, der Hauptstadt eines kleinen Staats, welchen sie auf den Grenzen von Khorsan besassen, also genennet werden, haben ihren Ursprung von einem türkischen Sklaven, Sebektegin genannt, welcher bey dem Alptegin, dem General über die Armeen des Nouh, eines Prinzen von der Familie der Samaniden, in Diensten war. Er erwarb sich die Gnade seines Herrn, welcher ihm, nach seinem Tode, sein ganzes Vermögen hinterließ. Er erhielt hernach das Commando über die Armeen und die Statthalterschaft von Gazna,

wo

wo er sich unabhängig machte. Er vergrösserte diesen kleinen Staat durch einige Eroberungen, die er in Indostan machte. Als Nouh im Jahr 994 einige Emirs zu paaren treiben wollte, rufte er ihn zu Hülfe. Die Emirs wurden gedemüthiget, und Nouh gab, zur Vergeltung dieses Dienstes, dem **Mahmoud**, Sohne des Sebecktegin, die Statthalterschaft von Khorasan. Dieser letzte starb 997. Man betrachtet ihn, als den Stifter dieser Linie, deren Anfang man in das Jahr 975 setzen kann. Als Mahmoud seinem Vater gefolget war, bediente er sich der Unruhen, welche Persien erschütterten, und bemächtigte sich Khorasan und der Provinz Fars, inzwischen daß die Türken die Provinz Bockhara angriffen, welches dem samanidischen Reiche vollends ein Ende machte. Der Herr Deguignes merket an, daß Mahmoud der erste persische König sey, welcher den Titel eines **Sultans** geführet hat. Die letzten samanidischen Könige geben sich den Titel **Maleck**. Mahmoud starb im Jahr 1030.

Die andern Prinzen aus diesem Hause sind,

Mohamed, ein Sohn des Mahmoud, welchen seine Unterthanen zu Anfange seines Reichs absetzten, um den Abousaid **Masoud**, seinen Bruder, auf den Thron zu heben. Dieser wurde 1041 abgesetzt und hernach umgebracht. Mohamed bestieg alsdenn den Thron wieder, von welchem er zum andern male 1042 gestosen wurde.

Moudoud, ein Sohn des Masoud, der 1048 starb.

Schannseddin-Abderraschid, ein Bruder des Masoud, welcher bis 1052 regierte.

Pharouthzad, ein Sohn des Masoud, starb 1059.

Malecк Ibrahim, ein Bruder des Pharouthzad, dessen Regierung einige bis 1099 hinaus setzen.

Golaleddin, ein Sohn des Ibrahim, starb 1115.

Arslan Schah, ein Sohn des Galaleddin, wurde 1118 umgebracht.

Bahram Schah, ein Bruder des Arslan. Er regierte sechs und dreyßig Jahr, und starb 1153.

Kohsron Schah, ein Sohn des Bahram, der im Jahr 1180 von den Ghouriden, welches indianische Prinzen waren, aus seinen Staaten vertrieben wurde.

Die Gazneviden haben Khorasan, das eigentlich sogenannte Persien, und einen Theil von Indostan, besessen. Die Seljouciden nahmen ihnen 1034, unter der Regierung des Abousaid Masoud, Khorasan ab; und hundert und funfzig Jahr darnach, unter der Regierung des Khosrou Schah, entriß ihnen Gaiatheddin, König der Ghouriden, Persien und ihre übrigen Länder in Indostan. Diese Linie erlosch alsdenn, nachdem sie etwas mehr, als zwey Jahrhunderte, gedauert hatte.

Die Seljouciden stammen von Seljouo, oder Seldjiouc einem der Heerführer in Turkestan. Als ihn das Ansehen, das er sich in diesem Lande,

erworben hatte, dem Hofe verdächtig gemacht hatte, verließ er sein Vaterland, nahm die mahometanische Religion an, und schlug seinen Sitz, Jaxarta gegen Norden, in einer Provinz, Dgiond genannt, auf, wo er auf das Gebiethe der Türken streifte. Seine Kinder hatten ihr Lager in den Gegenden von Bockhara, und wurden hernach in Khorasan aufgenommen, wohin sie Mahmoud, der Gaznevide, zu ziehen die Unbedachtsamkeit beging. Sie waren nicht lange da, ohne sich fürchterlich zu machen. Thoghrul-Beg, ein Enkel des Seljouc, erhielt über den Masoud, den Sohn des Mahmoud, einen grossen Sieg, der ihn im Jahr 1034 des Christenthums zum Herrn von dieser schönen Provinz machte. Man las in allen Moscheen daselbst den Khotta, oder das öffentliche Gebeth, in seinem Nahmen. Seine Macht erstreckte sich auch bis nach Persien, Azerbijane, Georgien und Armenien; und der Caliphe, dessen Tochter er heyrathete, setzte ihn endlich in den Besitz von Bagdad, woraus er die Bouiden verjagte. Die Prinzen seines Hauses haben alle Länder besessen, welche zwischen Syrien und Caschgar liegen. Sie errichteten ihren Sitz in Persien. Thoghrul bestieg 1037 den Thron, und starb 1063, in einem Alter von siebenzig Jahren. Diese Linie zählet sechzehn Monarchen, deren Regierungen eine Zeit von hundert und sechzig Jahren ausmachen. Sie fing 1152, durch die Uneinigkeit der Grossen, an, sich zu schwächen, und 1195 wurde sie von dem Sultan von Kharasme gänzlich ausgerottet. Die

Familie der Seljouciden, welche sich nach ihrer Erhebung in viele Aeste ausbreitete, hat Kerman, verschiedenen Provinzen von klein Asien *, den Städten Aleppo und Damascus, Könige gegeben.

Aus den Trümmern des Reichs der Seljouciden entstand ein neues Reich. Die Kharasmier waren die Stifter davon. Der erste Prinz dieser Linie, **Cothbeddin Mohammed** genannt, war ein Sohn eines türkischen Sklaven, der an dem Hofe der Seljouciden zu der Würde des Oberschenken gelangte. Cothbeddin bekam 1097 die Statthalterschaft von **Kharasme**, in Turkestan, und errichtete fast alsbald ein unabhängiges Fürstenthum daraus. Dieser kleine Staat wuchs in der Folge, und gelangte in weniger, als einem Jahrhunderte, zu einem solchen Grade der Macht, daß er einen Theil von Turkestan, oder Buckarey, Azerbijane, das eigentliche Persien, Kerman, und alle Länder, die zwischen dem caspischen Meere und Indostan liegen, begriff. Seine Monarchen nahmen den Titel der Sultane von Karasme an, und schlugen ihren Sitz in der Stadt dieses Nahmens auf. Sie haben hundert und vier und dreyßig Jahre hindurch in folgender Ordnung regieret.

Cothbeddin Mohammed, starb 1127. Er stiftete diese Linie dreyßig Jahre zuvor.

Athziz, ein Sohn des Cothbeddin, welcher neun und zwanzig Jahre regierte, und 1155 starb.

* Die Sultans von Jconium waren aus diesem Geschlechte; und von ihnen stammt die kayserliche Familie der heutigen Türken her.

Il Arslan, ein Sohn des Athziz, starb 1172.

Mahmoud, ein Sohn des Arslan, der 1192 abgesetzt wurde.

Alaeddin Touckſch, ein Bruder des Mahmoud, starb 1200.

Mehemed oder Mohammed, ein Sohn des Touckſch. Zingis Khan fiel seine Staaten an der Spitze von siebenmal hundert tausend Mogols an, schlug ihn zu Caracou in der Buckarey, nahm ihm Otrar, Bockhara und Samarcande, die vornehmsten Städte dieses Landes, ab, und zwang ihn in eine kleine Insel des caspischen Meeres zu fliehen, wo er 1220 sein Leben endigte.

Galaleddin, ein Sohn des Mehemed. Er muste endlich der Macht der Mogols unterliegen, nachdem er sie zu verschiedenen malen geschlagen hatte, und wurde gegen das Jahr 1230 in Kurdistan getödtet. Ich habe an einem andern Orte * die vornehmsten Begebenheiten dieses Krieges erzählet, wodurch Zingis-Khan den Besitz des grossen kharasmischen Reichs erlangte.

Die Ghouriden, welche in dem Lande Ghour, auf der Grenze von Indien wohnten, stifteten gegen die Mitte des zwölften Jahrhundertes eine andere mächtige Linie. Ihr erster Prinz war Mohammed, welcher von dem alten Geschlechte der Pischdadier abstammen wollte. Er begab sich heimlich nach Chatzna, wo er einige Zusammenrottirung wider den Bahram Schach, der ihn umbringen ließ, anfing.

Sein

* Im vierten Theile dieser Geschichte, Seite 26 und folgende.

Sein Bruder Souri folgte ihm in dem Fürstenthume Chour, und that auch einen Versuch auf Gatzna. Er war nicht glücklicher, als Mohammed. Die Gazneviden tödteten ihn in einer Schlacht, und zerstreueten seine Armee.

Alaeddin, ein Bruder des Souri, nahm endlich diese Stadt ein, und starb 1162, kurze Zeit nach dieser Eroberung. Er hatte seines Brudersohn **Gaiatheddin** zum Nachfolger, welcher die Gatzneviden gänzlich ausrottete, und alle seine Vorgänger an Macht übertraf. Sein Reich bestand aus dem Lande Chour und Gatzna, Khorasan, Zablistan und dem eigentlich sogenannten Indien. Er starb 1202 in dem vierzigsten Jahre seiner Regierung.

Schehabeddin, sein Bruder, folgte ihm und regierte nur drey Jahre.

Mahmoud, ein Sohn des Gaiatheddin, der sechste König dieser Linie. Als er einen flüchtigen Prinzen von Karasme in seine Staaten aufgenommen hatte, schickte Mohammed, der Sultan dieses Landes, eine grosse Armee in das Land Chour. Mahmoud, welcher in **Phirouzkouh**, der Hauptstadt seines Landes belagert wurde, ergab sich dem Ueberwinder, welcher ihn 1208 umbrachte. Die Macht der Ghouriden erlosch mit ihm. Ihre Staaten von Ghour und Khorasan kamen unter die Gewalt der Korasmier, und was sie in Indostan und Zablistan besassen, rissen verschiedene Emirs an sich. Ildiz bemächtigte sich des Fürstenthums Gatzna, woraus er 1215 von

dem Sultan von Karasme verjagt wurde. Er bemächtigte sich hernach des Königreichs Lahor, welches ihm von **Jletmisch**, dem Könige von Dehli, abgenommen wurde. **Nasireddin** setzte sich zu **Multan**, und wurde auch von dem Jletmisch vertrieben, welcher eine Linie stiftete, die ein wenig länger dauerte. **Alaeddin**, der siebente Nachfolger des Jletmisch, wurde 1398 von dem Tamerlan vom Throne gestosen. Dieses war das Schicksal der verschiedenen Königreiche, welche aus den Trümmern der Monarchie der Ghouriden entstanden waren.

Die Mogols, welche von dem berühmten Zingis in das persische Reich gebracht worden waren, errichteten zwey neue Linien, wovon die eine in dem eigentlich sogenannten Persien, und die andere in Turkestan, regierte. Ich habe ihre Prinzen in dem vierten Theile dieser Geschichte bekannt gemacht. Es ist genug, daß man hier anmerket, daß sie beyde, gegen die Mitte des zwölften Jahrhundertes, von dem Sohne des Zingis-Khan gestiftet wurden, Die erste hatte den **Tuli**, oder vielmehr den **Hulacou**, den Sohn des Tuli, zum Haupte, welcher 1259 zu regieren anfing, und mit Persien Chaldea, Syrien und Natolien vereinigte. Sie dauerte in ihrem Glanze bis auf das Jahr 1335, und kurze Zeit hernach wurde sie von verschiedenen Familien, die sich ihrer Länder bemächtigten, ausgerottet. Die andere Linie wurde von dem **Zagatai** gestiftet, welcher dem Lande, das er beherrschte, seinen Nahmen gab.

Sie

Sie wurde gegen das Jahr 1363 dem Tamerlan unterwürfig und erlosch zu Anfange des funfzehnten Jahrhundertes gänzlich.

Die **dgioubanischen** Prinzen waren die ersten, welche sich mit Schaden der Familie des Zingis-Khan in Persien feste setzten. Sie haben ihren Ursprung von dem Emir **Dgiouban**, dem Haupte der mogolischen Zunft **Ruldutz**, welcher unter **Abousaid** Grosvizir von Persien war. Dieser Emir fiel in die Ungnade seines Herrn, welcher ihn hinrichten ließ, und sein Sohn **Timourtasch** wurde gezwungen nach Egypten zu fliehen. Während den Unruhen, welche das Königreich, nach der Regierung des Abousaid, der 1335 starb, erschütterten, bemächtigte sich **Hassan**, ein Sohn des Timourtasch, Azerbijane, und führte sich darinne als Oberherr auf, ohne daß er jedoch den Titel eines Khans annahm. **Askraf**, sein Sohn folgte ihm in seiner Macht. Seine Ausschweifungen und seine Grausamkeit machten ihn so verhast, daß die vornehmsten Emirs einen Aufstand wider ihn erregten. Als sich **Janibeck**, Kayser von **Capschac**, dessen Beystand sie suchten, nach Azerbijane begeben hatte, erhielt er über den Ascraf, welcher in dem Treffen blieb, einen entscheidenden Sieg. Man setzet den Anfang der Regierung des Hassan in das Jahr 1337, und das Ende der Regierung des Ascraf in das Jahr 1355: also hat die kleine Linie nur achtzehn Jahr gedauert.

Drey andere Familien regierten zu eben der Zeit in verschiedenen Ländern Persiens, und theil-

ten unter sich das Reich des Abousaid. Ihre Prinzen heissen die **Modafferier**, die Ilkanier, und die Turcomanier des schwarzen Hämmels.

Die **Modafferier** kommen von dem **Modaffer**, oder **Musaffer**, welcher, unter der Regierung des Abousaid, verschiedene wichtige Statthaltereyen erhielt, in welchen er sich nach dem Tode dieses Prinzen unabhängig machte. Seine Kinder theilten seine Staaten unter sich, und regierten zu Schiraz, Jezd, Ispahan und andern Orten. Sie wurden 1392 von dem Tamerlan ausgerottet.

Bouzrouck, oder **Buzurk Zassan**, das Haupt der Ilkamier, war ein Enkel des Argoun Il-Khan, des vierten Nachfolgers des Hulacou. Er bemächtigte sich 1336 Chaldea und Azerbijane. Sein Sohn Avis folgte ihm 1356 und regierte neunzehn Jahre. Galaleddin, ein Sohn des Avis besas hernach den Thron 7 Jahre lang. Tamerlan nahm dem **Ahmed**, dem Bruder und Nachfolger des Galaleddin, 1392 Chaldea ab, welches er aber einige Jahre hernach wieder eroberte: er blieb aber nicht lange ruhig darinne. **Cara Joseph**, ein turcomanischer Prinz, überwand ihn 1410 in einer Schlacht, machte ihn gefangen, brachte ihn mit seinen Kindern um, und bemächtigte sich Chaldea und Azerbijane.

Dieser turcomanische Prinz war der Stifter einer Linie chaldeischer Könige, die die morgenländischen Geschichtschreiber **Cara Coinbou**, das ist, schwarze Hammel, nennen, weil sie in ihren Fahnen die Gestalt eines Hammels von dieser Farbe führten. Sultan Avis, von dem Hause

der Ilkanier, setzte über alle Turcomanen unter seiner Herrschaft den Cara **Mehemed**, den Vater des Joseph. Dieser letzte folgte seinem Vater in eben der Würde und schüttelte das Joch der ilkanischen Prinzen ab, welchen er Chaldea und Azerbijane abnahm. Diese Linie, welche sich 1403 anfing, zählet vier Prinzen.

Cara Joseph, welcher 1420 starb.

Eskinder, ein Sohn des Cara Joseph, welcher 1437 starb.

Gihan Schah, ein Sohn des Eskinder, welcher 1467 umgebracht wurde.

Hassan Aly, ein Sohn des Gihan Schah, welcher von den Turcomanen eines andern Geschlechts, welche sich seiner Staaten bemächtigten, 1468 getödtet wurde.

Man nennte sie **Turcomanen des weissen Hammels**, oder **Bayan Dhourien**. Sie wohnten in Klein Asien und Mesopotamien, und führten in ihren Fahnen einen weissen Hammel. Der Herr Herbelot glaubt, daß sie von den Griechen, unter dem Nahmen **Asprobatadä**, gekannt worden sind. Der Anfang ihrer Macht fällt ins Jahr 1468, unter **Uzun-Hassan**, oder **Cassan**, welcher sich Chaldea, Azerbijane und Persien unterwarf. Der letzte Prinz von diesem Geschlechte war **Morad-Beg**, welchen Schah Ismael, der erste von den Sophis, 1508 vom Throne sties.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhundertes verursachte Tamerlan in Asien eine viel erstaunendere Veränderung, als alle diejenigen sind, von welchen

chen wir geredet haben. Er eroberte Transoxiane, Turkestan, Azerbijane, Georgien, Armenien, das eigentliche Persien, Chaldea, Diarbekir, Mesopotamien und einen ansehnlichen Theil von Syrien und Natolien. Aus diesen Ländern, nebst den andern Eroberungen, die er gegen Mitternacht und gegen Morgen in Asien machte, entstand das gröste Reich, wovon jemals in der Geschichte geredet worden ist. Diese mächtige Monarchie aber, welche nach dem Tode ihres Stifters unter verschiedene Prinzen getheilet wurde, die einen grausamen Krieg gegen einander führten, wurde durch ihre eigne Hände zernichtet und ihre ganze Grösse verschwand in weniger, als einem Jahrhunderte.

Die Familie der Timuriden theilte sich in drey verschiedene Linien, wovon die eine in der grossen Tartarey, Transoxiane und Persien, die andere in Khorasan und die dritte in Indien, ihren Sitz nahm. Khalil, ein Enkel des Tamerlans, war das Haupt der ersten Linie. Er fing um das Jahr 1407 zu regieren an, und wurde 4 Jahr hernach von **Schah-roc**, dem Sohne des Tamerlans, welcher 1447 starb, abgesetzet. **Ulug-Beg**, welcher seinem Vater Schah-roc folgte, verlohr 1449 den Thron und das Leben. Beydes wurde ihm von **Abousaid**, dem Urenkel des Tamerlans genommen. Abousaid wurde wieder von **Usum-Hassan** oder **Cassan**, einem turcomanischen Prinzen, vom Throne gestosen, welcher ihm 1469 den Kopf abschlagen ließ, und sich Persiens bemächtigte.

Die Linie, welche sich in Khorasan niederließ, zählet nur drey Prinzen.

Dgiadighiar, ein Enkel des **Schah-roc.** Das Jahr, wenn er zu regieren anfing, ist unbekannt; der Herr Deguignes aber saget, daß er 1470 vom Throne gestosen worden sey von

Houssain Mirza, einem Urenkel des Tamerlan. Houssain genoß einige Jahre seiner unrechtmäßigen Besitzung, und wurde endlich von **Schai-beck**, einem Prinzen von der Familie des Zingis Khan, welcher Khorasan und Transoriane unter seine Gewalt brachte, vom Throne gejagt, und alle Macht der Timuriden erlosch in diesen Ländern. Diese Veränderung ging 1498 vor, und Houssain starb sieben Jahre hernach.

Badi-'Ezzaman, ein Sohn des Houssain, der letzte Prinz von dieser Linie, wurde gezwungen an den Hof des **Ismael** zu fliehen, welcher in Persien die Linie der Sofis gestiftet hatte. Er starb daselbst 1506.

Die Linie, welche in Indostan regierte, hatte mehr Glück, als die beyden andern. **Baber** oder **Babour**, ein Enkel des Abousaid, war das Haupt derselben. Als er aus einem kleinen Staate, welchen **Omar Scheick**, sein Vater, ihm in Khorasan gelassen hatte, gejagt, und von Schaibeck, dem Feinde der Timuriden, verfolget wurde, begab er sich 1498 nach Gazna, eroberte die Provinz Kandahar, ging hernach nach Indien, und stiftete daselbst das mogolische Reich, das einzige Andenken, welches von der Macht des Tamerlans übrig ist.

Drit-

Drittes Hauptstück.

Linie der heutigen Prinzen Sofis genannt.

Die Familie der Sofis, welche 1499 den Thron bestieg, will von Aly, dem vierten Califen und Urheber der bekannten Reformation, welche den mahometanischen Glauben in seiner Geburth in zwey Religionen theilte, abstammen.

Die erste Person dieses Geschlechts, deren die Geschichte Meldung thut, ist Sefi oder Sofi, welcher in dem vierzehnten Jahrhunderte lebte *. Er zog die Reformation des Aly aus der Vergessenheit, in welche sie seit vielen Jahrhunderten gefallen war, und führte sie wieder ein. Damit er seine Anhänger von den andern Muselmännern unterschied, befahl er, daß sie einen rothen Turban mit zwölf Falten, zum Andenken der zwölf Imans, tragen sollten.

Dgiounaid, sein Sohn, predigte eben diese Lehre mit gewafneter Hand. Tamerlan überließ ihm, aus Hochachtung für seine Tugend, eine grosse Menge Gefangene, die er von den Türken gemacht hatte, und Dgiounaid bediente sich ihrer, um

* Geschichte der Veränderungen in Persien, Theil I, im Eingange. Bizarus, Historia rerum Persic. Herr Deguignes in der Geschichte der Hunnen, Theil I.

um in Georgien zu streifen, woher er eine reiche Beute mitbrachte. Als er aber von dieser Verrichtung zurückgekommen war, wurde er in Schirvan getödtet.

Scheik Haidar, ein Sohn des Dgiounaid, setzte zu der Reformation des Aly neue Artikel, und machte sich eine grosse Menge Schüler. Das Volk sah ihn als einen Propheten an, und lief aus Persien und Armenien Haufenweis zu, ihn zu hören. Er wohnte zu **Ardebil**, wovon er Herr gewesen seyn soll, wie einige Geschichtschreiber sagen. **Uzum Cassan**, ein turcomanischer Prinz, welcher damals regierte, suchte seine Freundschaft und gab ihm seine Tochter zur Ehe. Allein **Rostam**, welcher 1490 den Thron bestieg, und über das grosse Ansehen dieses Mannes eifersüchtig war, ließ ihn zu Ardebil umbringen.

Ismael, ein Sohn des Scheik Haidar, machte sich noch berühmter als sein Vater, und stiftete die mächtige Linie, von welcher wir reden. Die morgenländischen Geschichtschreiber nennen ihn Ismael Sefi, Sevesi oder Sefie, und aus diesen Nahmen ist der Nahme Sofi, den die Europäer allen Prinzen dieses Geschlechts gegeben haben, entstanden. Als Ismael eine grosse Menge Anhänger des Aly unter seinen Fahnen versammelt hatte, fiel er 1496 unter der Regierung des **Alvand**, des vierten Nachfolgers des **Azun-Hassan**, in Armenien ein, eroberte einen Theil dieser Provinz, nahm **Sumach** in Mesopotamien ein, bemächtigte sich Tauris, der Haupt-

stadt

stadt von Azerbijane, erhielt über den Alvand, welcher in dem Treffen getödtet wurde, einen entscheidenden Sieg, schlug zu verschiedenen malen **Morad-beg**, seinen Nachfolger, welcher zu dem Sultan von Egypten zu fliehen, und den persischen Thron dem Ismael zu überlassen, gezwungen wurde. Er unterwarf sich mit eben dem Glücke Schirvan, Diarbekin, Georgien, Turkestan, Transoxiane und errichtete aus allen diesen Eroberungen eine der grösten und mächtigsten Monarchien im Oriente. Die türkischen Kayser, **Bajazeth** II, und **Selim** versuchten vergebens sie zu stürzen. Beyde wurden, nach einem ansehnlichen Verluste, genöthiget ihre Armeen zurück zu ziehen, ohne daß sie dem Ismael einen Daumen breit Landes hatten nehmen können. Dieser grosse Prinz starb 1524 in einem Alter von fünf und vierzig Jahren, wovon er fünf und zwanzig regieret hatte. Er unternahm in der Blüte seines Alters die Eroberung von Persien, und führte diesen grossen Anschlag in fünf oder sechs Jahren aus. Er hatte ein edles Ansehen, eine vortheilhafte Leibesgestalt, einen angenehmen und einschmeichelnden Verstand, Grösse der Seele, und etwas grosses und besonderes in allen seinen Arten. Scheik Haidar besaß nur eine grobe Schwärmerey, welche geschickt war das Volk zu verführen. Ismael aber zog sowohl die Grossen, als Kleinen, an sich. Man giebt vor, daß sein Vater eine vortheilhafte Prophezeyung von ihm gemacht habe, welche zu seinem Glücke nicht unnütze war. Er verkündigte voraus, daß Ismael

ein grosser Prophet und Eroberer werden würde, und daß er einmals durch diese beyden Eigenschaften dem ruhmwürdigen Gesetzgeber der Muselmänner gleich werden würde. Alle Geschichtschreiber setzen den Anfang der Linie, welche er stiftete, in das Jahr 1499. Er hatte zu seinen Nachfolgern:

Schah Thamas, seinen Sohn, welcher im achtzehnten Jahre zur Krone gelangte, und zwey und funfzig Jahre regierte. Der türkische Kayser Soliman II, entriß ihm 1534 Mesopotamien und Babylonien; seine Eroberungen aber kamen ihm theuer zu stehen. Von fünf mal hundert tausend Türken, welche über den Euphrat gegangen waren, kamen nicht mehr, als achtzig tausend nach Constantinopel zurück. Vierzehn Jahr hernach drang Soliman, welcher wider den Thamas, der seinem Sohne Bajazeth eine Zuflucht bey sich gegönnet hatte, erzürnet war, mit einer Armee von zwey mal hundert tausend Türken in Persien ein. Thamas lieferte ihm, mit Beystand der Portugiesen, welche sich unter der vorhergehenden Regierung in Ormutz gesetzet hatten, an dem Ufer des Euphrats eine blutige Schlacht, in welcher sich das Glück für die Perser erklärte. Soliman wurde darinne verwundet, und die Türken verlohren mehr, als hundert tausend Mann. Thamas lebte mit Selim II, Nachfolger des Solimans, in Frieden. Seine Regierung hatte 576 ein Ende, als er ungefähr acht und sechzig Jahre alt war. Er war ein Prinz, der sich um nichts bekümmerte, blutdürstig

stig und begierig nach den Güthern seiner Unterthanen, eigensinnig, ungerecht, seinem Vergnügen und folglich seinen Ministern ergeben, welche unter seinem Nahmen regierten. Man versichert, daß er in seinem Haram mitten unter seinen Weibern zehn Jahre hinter einander, ohne sich dem Volke zu zeigen, zugebracht habe.

Schah Ismael, ein Sohn des Thamas. Die Grossen des Königreichs, setzten ihn, mit Ausschliesung seines Bruders **Mirizes**, den Thamas zu seinem Nachfolger ernennet hatte, auf den Thron. Er starb an Gifte 1577.

Mohammed Khadabende, ein Bruder des Ismael. Während seiner Regierung, welche acht Jahr dauerte, führte er beständig mit den crimmischen Tartaren, oder mit den Türken Krieg. Beyde nahmen ihm verschiedene Provinzen ab. Er starb 1585.

Emir Hems, ein Sohn des Khodabende, wurde nach einigen Monaten umgebracht von

Ismael III, seinem Bruder, welcher sich des Throns bemächtigte. Weil sich dieser den Besitz des Königreichs durch ein anderweitiges Verbrechen versichern wollte, beschloß er, den **Mirza Abbas**, seinen andern Bruder hinrichten zu lassen. Allein Murschid-Kouli-Kan, der Hofmeister des Abbas, kam ihm zuvor, und ließ ihm von seinem Balbirer die Kehle abschneiden.

Schah Abbas, mit dem Zunahmen der Grose. Er eroberte wieder von dem Abdalla, dem Khan der crimmischen Tartarey, die Provinzen, welche Persien unter der Regierung des

Schah

Schach Ismael verlohren hatte, und als dieser Prinz nebst seinem Bruder Tilem-Khan und seinen drey Söhnen, in seine Hände fiel, lies er ihnen den Kopf abschlagen *). Er entriß dem Kayser von Mogol die Provinz Kandahar, den Portugiesen das Königreich Ormuz, und den Türken Georgien, Armenien, Babylonien, Mesopotamien und die andern Länder, die sie jenseit des Euphrats erobert hatten. Er machte sich Meister von Balsora an dem persischen Meerbusen, von einem ansehnlichen Theil Arabiens, und von verschiedenen wichtigen Plätzen an dem schwarzen Meere. Er demüthigte die Grosen des Königreichs, und unterdrückte die Unverschämtheit der Militz, welche sich das Recht angemaset hatte, die Könige nach ihrem Gefallen ein und abzusetzen. Es wurde damals eine so unumschränkte Regierung in Persien eingeführet, als sie in einem Lande von Asien ist, und hat sich seit der Zeit darinne erhalten. Schah-Abbas erwarb sich einen viel grösern Ruhm, daß er in seinem Reiche die Handlung und Künste einführte. Damit er seine Unterthanen zur Nachahmung anfeuern möchte, zog er nach Persien die vortreflichsten Künstler und die geschicktesten Handelsleute aus Asien. Er pflegte zu sagen, daß die Fremden die schönste Zierde eines Hofes wären, und dem Prinzen mehr Ansehn machten,

*) Geschichte der Veränderung von Persien, wie oben. Herberts Reisebuch II. Gesandschaft von Figueroa in Persien, Seite 236. und folgende. Salmon, Staat von Persien.

als alle Pracht einer weit hergesuchten Schwelgerey. Eine Colonie von Armeniern wurde von Zulfa nach Ispahan gebracht, und führte in dem Mittelpunkte des Reichs den Geist der Handlung, den Ueberfluß, und den Persern unbekannte Künste ein. Der König selbst trat mit ihnen in ihre Handlung, und schoß ihnen Geldsummen vor, welche sie in Indien, in Arabien, in den Häfen des schwarzen und des mittländischen Meeres, und in andern Handelsorden von Asien und Europa anlegten. Sie waren verbunden ihm nach einigen Monaten das Capital wieder zu bringen, und wenn sie es durch ihren Fleiß vermehret hatten, gab er ihnen eine Belohnung. Er war unerbittlich strenge gegen die Betrügereyen, die in dem Handel vorgingen. Da die Wallfahrten, welche seine Unterthanen nach Mecka und Medina machten, dem Staate ansehnliche Summen kosteten, gab er sich Mühe diesen Misbrauch abzuschaffen, indem er auf eine geschickte Weise die Andacht der Perser zu einem andern Gegenstande lenkte. Er erwählte hierzu in Khorasan einen Ort, **Merched** mit Namen, und lies daselbst eine prächtige Moschee, im Namen des Iman Rezez, eines berühmten Derwisches, den man schon in dieser Gegend verehrte, bauen. Das Volk gewöhnte sich diese Moschee zu besuchen, und vergas unvermerkt das Andenken der Meckischen. Der Glanz so vieler grossen Eigenschaften wurde von verschiedenen Lastern verdunkelt. Er war grausam, mistrauisch, wunderlich, in seinen Freundschaften und in seinem

Hasse,

Haße, eifersüchtig über den Ruhm seiner Unterthanen und begierig nach ihrem Vermögen. Er opferte seinen Hofmeister, dem er den Thron zu danken hatte, einem ungerechten Argwohne auf, und tödete ihn mit eigner Hand. Er lies zwey von seinen Söhnen blenden, und ohne einige Achtung gegen die Dienste zu haben, die Sofi Mirza, sein vermuthlicher Erbe, dem Staate geleistet hatte, lies er ihn in seiner Gegenwart, aus übel gegründeter Furcht einer Zusammenverschwörung, umbringen. Als er einsmals auf die Jagd ging, fand er einen eingeschlafenen Menschen. Sein Pferd, das schüchtern war, bäumte sich. Der Kayser, der darüber zornig war, schoß einen Pfeil nach diesem Unglücklichen, der ihm das Herz durchbohrte, und indem er die Spötterey mit der Grausamkeit verband, sagte er: **Ich thue ihm keinen Schaden, er wird nur desto länger schlafen.** *). Herbert erzählet verschiedene grose Züge von seinem Geitze. Er legte nicht nur den Statthaltern der Provinzen und Städte, sondern auch denjenigen, die um ihn waren, Abgaben auf. Er trieb diesen schändlichen Handel öffentlich, und machte sich so gar eine Art der Ehre daraus, indem er sagte, daß er sich über die Einfalt der andern Könige verwunderte, welche sich von ihren Hofleuten sehen liesen, ohne daß sie diese Ehre bezahlen dürften. Wenn er von den Einwohnern einer Stadt etwas erpreßen wollte, so lies er ihnen sagen, daß er erfahren hätte, daß sie ein merkwürdiges

*) Herberts Reise von Persien, Buch II.

Denkmal bey sich hätte, als einen goldenen Elephanten, einen Pegasus, eine Schale oder ein ander Stück von diesem Metal, und daß er eine Reise dahin thun würde. Das war für sie eine verdeckte Anforderung, ihm ein Geschenke von dieser Art zu machen, und sie unterliesen nicht es alsbald zu schicken. Vermittelst dieser Erpressungen brachte er in seinem Pallaste eine ungeheuere Menge von solchen Gefäsen zusammen, womit er vor den Augen der Fremden prahlte. Seine Gestalt war unter der mittelmäsigen. Sein Leib war ziemlich geschlank, aber stark. Er hatte eine Habichtsnase, lebhafte und kleine Augen, ein magres und verbranntes Gesichte, ein Kinn ohne Bart, einen breiten Knebelbart, der stark war und über den Mund hing, sehr kurze und grose Hände. Er starb zu Casbin 1629. in einem Alter von ungefähr siebenzig Jahren, mit dem Ruhm des grösten Prinzen seines Jahrhundertes.

Sain Mirza, oder Schah Sefi, der zweyte dieses Namens, ein Sohn des Sefi Mirza, eines Sohns des Abbas. Da er in dem Haram, wo ihn die Eifersucht seines Grosvaters hatte einschliesen laßen, erzogen war, ging er in seinem funfzehnten Jahre heraus, um das Ruder der Regierung zu übernehmen. Er war eben so grausam, als Schah Abbas, und opferte seinem Mistrauen die vornehmsten Herren des Reichs auf. Er lies seinen einzigen Bruder blenden, seine beyden Vatersbrüder umbringen

und

und 40. Weiber des Serails, welche Theil an einer Zusammenverschwörung gehabt hatten, lebendig begraben. Man behauptet, daß seine Mutter mit darunter begriffen gewesen sey, und daß man, diese abscheuliche Mißethat zu bemänteln, ausspreugen lies, sie sey an der Pest gestorben *). Er war tapfer, wie sein Grosvater, und erhielt anfangs vier grose Siege über die Türken. Als er sich aber hernach der Weichlichkeit und einem ausschweifenden Leben ergab, verlohr er die Früchte dieses ersten Glückes. Amurat IV. entriß ihm Bagdad und ganz Babylonien, und die Mogols von Indostan eroberten die Provinz Kandahar wieder, deren sich die Perser unter der vorigen Regierung bemächtiget hatten. Schah Sefi war nicht allezeit recht bey Verstande; welches man der Menge Opium zuschreibet, welches ihm sein Grosvater in seiner Jugend eingeben lies, um ihn tumm zu machen. Die Aerzte verordneten ihm den Gebrauch des Weins. Er fand einen solchen Geschmack daran, daß er sich der schändlichsten Völlerey ergab. Seine Grausamkeit war niemals fürchterlicher, als wenn er betrunken war. Diese Unmäßigkeit verkürzte ihm 1642. sein Leben. Andere sagen auch, daß er an Gifte gestorben sey.

Abbas II. der einzige Sohn des Sain Mirza welchem er in einem Alter von zwölf oder dreyzehn Jahren nachfolgte. Man versichert, daß ihn

*) Herbert, Buch II. Geschichte der Veränderung von Persien, wie oben.

ihn sein Vater blenden laßen wollen, und einem Verschnittenen anbefohlen habe; ihm mit einem glühenden Eisen über die Augen zu fahren. Der Verschnittene, welcher mit seiner Jugend Mitleiden hatte, und über dieses befürchtete, Sain Mirza, welcher keinen andern Erben hatte, möchte einmals diesen barbarischen Befehl bereuen, stellte sich, als wollte er gehorsamen und rettete den Prinzen. Abbas vertraute anfangs die Verwaltung des Königreichs seiner Mutter und dem **Athemar Douler**, oder Grosvizir, welcher diese Bedienung damals schon verwaltete. Diese Wahl erregte den Neid des Jani Khan, des mächtigsten Emirs des Hofes, welcher einen Befehl vorschützte, diesen Minister in seinem Hause tödete, und sich seine Bedienung, seine Güther und das Commando über die Armeen geben lies. Der junge König war gezwungen diese Gewaltthätigkeit ungeahndet zu laßen. Als sich aber Jani Khan vorgenommen hatte, mit der königlichen Mutter eben also zu verfahren, und mit Gewalt in den Haram zu dringen, um seinen bösen Vorsatz auszuführen, lies ihn Sefi, welcher seiner Unverschämtheit müde war, in dem Divan umbringen. Nachdem dieser standhafte Streich sein Ansehen befestiget hatte, übernahm er das Ruder des Staats und fing an allein zu regieren. Er stellte sich in einem Alter von achtzehn Jahren an die Spitze seiner Armeen, welche er an die äuserste morgenländische von Persien führte, wo er Kandahar wieder eroberte. Die indianischen Mogols wendeten hernachmals alle Kräfte

an

an diese Provinz wieder zu erlangen, und wurden beständig von dem Abbas zurück getrieben. Er liebte die Gerechtigkeit mehr, als einer von seinen Vorgängern. Er war gegen die Statthalter, welche das Volk drückten, und gegen die Richter, welche mit ihrem Ansehen einen Handel trieben, um die Unschuldigen zu unterdrücken, unerbittlich. Er beschützte ohne Unterschied alle Fremden, von welcher Religion sie seyn mochten, und sagte, es käme GOtt zu, die Gewißen zu beherrschen, und die Könige wären ihren Unterthanen gleiche Gerechtigkeit schuldig *). Ein Mahometaner erstach einsmals an der Thüre einer Moschee einen Armenier, welcher aus dem Becken des Tempels einen Fisch genommen hatte, den die Muselmänner für heilig halten. Als sich die Anverwandten des Getödteten deswegen bey dem Mufti beschwerten, gab er den Ausspruch, daß der Armenier mit Rechte getödet worden sey. Der König, welcher von dieser Gewaltthätigkeit und von dem Ausspruche des Mufti unterrichtet wurde, liess dem Mörder den Kopf abschlagen, und verurtheilte den Mufti zu einer Geldstrafe, welche die Familie des Armeniers bekam. Dieser Prinz, welcher den Vergnügen zu eifrig ergeben war, starb in der Blüte seines Alters, zu einer Zeit als er sich fertig machte, die Länder, welche Persien gegen Norden liegen, mit Krieg zu überziehen. Die grosen Zurüstungen, welche er zu diesem Feldzuge machte, standen ihm einiger masen für

*) Veränderungen von Persien, ebendas. Seite C. 11.

den glücklichen Fortgang. Er wurde aber zu Damagan von einer grausamen Krankheit*) zurück gehalten, welche, nach einer vier monatlichen Schwachheit, ihn in das Grab legte. Dieses geschahe den 25. September im Jahre 1606.

Schah Soleiman oder Soliman, welcher auch Sefi Mirza genennet wird, ein Sohn des Abbas II. Dieser Prinz war zu Ispahan, als sein Vater starb. Er hatte einen Bruder von achtzehn Jahren, Hamzech Mirza genannt, den Abbas mit sich nach Damagan, welches vierzehn oder funfzehn Tagereisen von dieser Hauptstadt ist, geführet hatte. Die Emirs, welche ihren Vortheil dabey fanden, einen minderjährigen König zu krönen, welchen sie sich zu regieren schmeicheln konnten, beschloßen diesen jungen Prinzen seinem ältern Bruder, dem Sefi Mirza, welcher zwanzig Jahre alt war, vorzuziehen. Damit sie diese Ungerechtigkeit bemänteln, gaben sie vor, der verstorbene König habe den Sefi Mirza blenden laßen, und dieses Vorgeben war nicht ohne Wahrscheinlichkeit. In der That kehrte Abbas, nachdem er von Ispahan zu dem Feldzuge, wovon ich geredet habe, abgereiset war, nachdem er einen Tag marschiret, von wenig Leuten begleitet, plötzlich dahin zurück, ging in den Haram, blieb zwey Stunden daselbst, und kam sehr traurig daraus. Diese

Ge-

*) Einige halten es für eine venerische Krankheit, andere für eine Entzündung in den Eingeweiden, welche durch den vielen Wein verursachet worden sey.

geheimnis-volle Reise machte, daß man eine geheime Hinrichtung argwohnte, und die Furcht fiel auf den vermuthlichen Thronerben. Dem sey nun wie ihm wolle, so waren die Emirs von der Armee im Begriffe sich für den Hamzech zu erklären, als der Verschnittene Mubarek Aga dem Rathe die Ungerechtigkeit dieser Wahl vorstellte, und mit seinem Kopfe dafür stand, daß Sefi Mirza die Augen nicht verlohren hätte. Dieses Zeugnis, welches um desto weniger verdächtig war, weil der Verschnittene der Hofmeister des Prinzen war, den man krönen wollte, änderte die Gesinnungen der Emirs, welche sich endlich entschloßen den vermuthlichen Erben des Abbas auf den Thron zu setzen. Man schikte an ihn zwey Abgeordnete, welche so hurtig reiseten, daß sie in sieben Tagen zu Ispahan ankamen. Sie gingen um sieben Uhr des Abends in den Pallast, verlangten mit dem Prinzen von wegen des Königes zu reden, deßen Tod man noch nicht wuste, und erregten ein solches Schrecken in dem Haram, daß ein jeder für das Leben des Sefi Mirza in Furcht war. Man konnte ihn mit genauer Noth aus den Armen seiner Mutter reissen, welche sich einbildete, daß ihn grausame Capigis in dem Pallaste erwarteten, um ihn umzubringen. Kaum aber war er aus dem Pallaste gegangen, als sich die Abgeordneten der Armee vor ihm niederwarfen, und ihm die Tiare und andere Kennzeichen der königlichen Würde darreichten. Er wurde zu Ispahan unter den Namen des Sefi Mirza gekrönet, und zwey Jahr hernach nahm er den

Namen Soliman an *). Er war so stark, daß er einen goldenen Becher, so dick, als ein Thaler, mit einer Hand zusammen drücken konnte. Er beherrschte Persien achtzehn Jahre hindurch, aber mit so wenigem Verstande, daß man seine Regierung als den unglücklichen Zeitpunkt der Abnahme der Sofis betrachtet. Er war grausam, besonders in der Trunkenheit, und ging in der Tummheit so weit, daß er in seiner Gegenwart so gar seine Saufbrüder umbringen oder verstümmeln lies. Es war so gefährlich sich ihm zu nahen, daß ein Emir des Pallastes sagte, wenn er aus dem Zimmer des Königs ginge, so fühlte er allemal mit beyden Händen nach seinem Kopfe, um zu sehen, ob er noch auf seinen Schultern stünde. Das Reich war unter diesem schlimmen Könige dem Schrecken des Kriegs, des Hungers und der ansteckenden Krankheiten überlaßen. Soliman war bey alle dem Unglücke, das seine Unterthanen betrübte, unempfindlich. Wenn man ihm sagte, daß die Türken droheten die schönsten Provinzen des Reichs anzufallen, antwortete er kaltsinnig, daß er sich wenig um ihre Eroberung bekümmerte, wenn sie ihm nur seine Stadt Ispahan liesen. Persien wurde von diesem Ungeheuer 1694. befreyet.

Schah Hussein, der letzte König aus dem Hause der Sofis. Soliman hatte das Unglück Pers

*) Chardin in der Geschichte der Veränd. von Persien, wie oben.

Persiens angefangen. Hussein, sein Sohn, beachte es durch seine üble Aufführung vollends auf das höchste, und wurde schimpflicher Weise von seinem Königreiche abgesetzet. Er war ein Prinz von schwachem Verstande, von blinder Leichtgläubigkeit, der seinen Ministern auf eine sklavische Art ergeben war, so gar, daß er ihnen die Bittschriften, die man ihm wider sie gab, zuschickte; der einzig und allein sich mit Lesung des Alcorans, und mit den kleinen Ausübungen der Religion, mit einer so übel angebrachten Beflissigung für einen grosen Herrn, beschäftigte, daß man ihn zum Spotte den Mönch oder den Priester Hussein nennte; der mit dieser abergläubischen Frömmigkeit die schändlichsten Ausschweifungen verknüpfte; der ein Feind der Arbeit, furchtsam und wunderlich war; der von einer so auserordentlichen Gütigkeit und von so weniger Ueberlegung war, daß er zu jeder standhaften That unfähig war, und welche machte, daß er einsmals einige Vögel beweinte, die er getödet hatte, als er seine Pistolen versuchte; der so gar bis in seinen Tugenden verächtlich und mit allen unglücklichen Eigenschaften begabet war, deren Menge natürlicher Weise den Umsturz eines Staats zuwege bringen muß. Wir können nicht vermeiden, uns in die Umstände dieser Veränderung einzulaßen, welche man unter die Zahl der wunderbarsten Begebenheiten unsers Jahrhundertes setzen muß.

Viertes Hauptstück.

Aufstand der Aghuaner. Glücke des Mir-Veis. Mahmud, sein Sohn, bemächtiget sich Ispahan. Letzte Unruhe von Persien.

Die Aghuaner sind ein Volk, das ursprünglich aus Schirvan, oder gros Albanien, einer Provinz, die zwischen dem caspischen Meere und dem Gebürge Caucasus liegt, herstammet. Sie führten ehemals einen langen Krieg wider den Tamerlan, welcher, als er sie mit vieler Mühe unter das Joch gebracht hatte, nach Kandahar auf die Grenzen Indiens und Persiens versetzte. Er glaubte, daß, wenn er sie in den Mittelpunkt des weiten Reiches, welches er erobert hatte, brächte, es ihm leichter seyn würde, sie in der Schuldigkeit zu erhalten. Als die Macht der Timuriden abzunehmen anfing, so befreyten sich die Aghuaner von dem Joche dieser Mogols, und machten sich Herren von ihrer Nation. Es ist ein stolzes, kriegerisches, der Arbeit gewohntes Volk, welches geschickt mit den Bogen zu schiesen und ein Pferd zu regieren weis; das gewohnt ist unter Zelten zu leben, und die Unabhängigkeit so sehr liebet, als die Tartern. Einer von ihren Prinzen begab sich zu Anfange des letztern Jahrhundertes unter den Schutz des

Abbas

Abbas I. welcher seinen neuen Unterthanen mit Gelindigkeit begegnete, und ihnen erlaubte nach ihren Gesetzen zu leben. Sein Nachfolger Sofi II. führte sich nach andern Grundsätzen auf, beschwerte die Aghuaner mit Abgaben, und bemühte sich ihren Anführer nach Ispahan zu ziehen, in der Absicht ihn hinrichten zu laßen. Dieser suchte an dem Hofe des grosen Mogols eine Zuflucht, dem er die Stadt und das Gebiethe von Kandahar übergab. Abbas II. eroberte 1650. diese Provinz wieder, und sie blieb bey dem persischen Reiche, bis auf die Regierung des Hussein, welcher sie mit allen seinen Staaten, auf die Art, wie wir erzählen werden, verlohr.

Mir-Veis, ein Aghuaner von Geburth, war der vornehmste Urheber dieser grosen Veränderung, welche er gänzlich auszuführen nicht Zeit hatte, deren Triebfedern er aber zubereitete. Er verwaltete in Kandahar die Bedienung eines Chilientrer, oder Steuereinnehmers, und führte sich darinne mit einer Mäsigung und Redlichkeit auf, welche ihm alle Herzen gewannen. Seine Reichthümer waren ansehnlich. Er bediente sich derselben geschickt, um sich seine Landsleute je mehr und mehr zu verbinden, und sich in dem Lande eine grose Menge von Anhängern zu machen. **Georgi-Khan** merkte seine Absicht und berichtete es nach Hofe. Der Chilienter bekam Befehl sich nach Ispahan zu begeben, wo er einige Zeit von Spionen des Ministerii genau beobachs-

obachtet wurde. Er fand aber durch seine Freygebigkeit und Demüthigkeit ein Mittel nicht nur den Argwohn, den man seiner Treue wegen geschöpfet hatte, zu vertreiben, sondern auch die Gunst der Ministers und das Vertrauen des Prinzen sich zu erwerben.

Man sagt, daß Mir-Veis bis zu der Zeit nur weitläuftige Entwürfe eines Aufstandes gemacht habe, und daß er erst zu Ispahan einen gewißen Plan darzu entworfen habe. Die Unordnungen, welche er an diesem Hofe herrschen sahe, die Schwäche des Monarchen, seine unwürdigen Ministers, die ihn regierten, der schlechte Zustand der Truppen, und die sichtbare Entkräftung des Reichs waren die vornehmsten Bewegungsgründe, welche ihn darzu antrieben. Anfänglich beschloß er einen Religionskrieg anzufangen, und alle Anhänger der Sekte des Omars hinein zu ziehen, deßen Religion bey den Aghuanern und allen andern Völkern, die Persien zinsbar waren, eingeführet war. In dieser Absicht that er eine Reise nach Mecka und Medina, und vertraute einen Theil seines Vorhabens den vornehmsten Imans dieser berühmten Oerter. Er legte ihnen ingeheim zwey Fragen zu entscheiden vor: die eine, ob seine Landesleute in dem Zustande der Unterdrückung, da man weder ihre Vorrechte, noch ihre Religion, noch ihr Vermögen schonte, durch den Eid der Treue, den ihre Vorelrern den Persern geleistet hätten, und welchen die Häupter

jeder

jeder Familie unter der Regierung des Hussein zu erneuern gezwungen worden wären, noch gebunden wären; die andere, ob sie mit guten Gewißen die Waffen ergreifen könnten, um ihre Freyheit wieder zu erlangen. Der Ausspruch war so, als er ihn von diesen Lehrern erwarten konnte, welche seit langer Zeit wider die Sofis aufgebracht waren, so wohl wegen der Trennung, als auch wegen der Wallfahrt nach Mercched, wodurch eine von den vornehmsten Quellen der Reichthümer, welche nach Mecka gebracht wurden, vertrocknet war.

Mir-Veis, welcher mit einem heyligen Kerfa *) versehen war, nahm den Rückweg nach Ispahan, wo er durch das Ansehen seiner Freunde die Ehre des Calaat, oder der königlichen Weste, nebst der Erlaubnis, erhielt nach Kandahar zurück zu kehren, um die Verwaltung seiner Bedienung daselbst wieder vorzunehmen. Die Aghuaner schienen nur seine Ankunft zu erwarten, um einen Aufstand zu erregen. Er richtete seine Maasregeln so wohl ein, daß die Empörung allgemein wurde. Er begab sich nach dem Pallaste, wo er den Statthalter umbrachte, und in eben dem Augenblicke hieb das Volk alles nieder, was sich von persischen oder georgischen Soldaten in der Stadt befand.

Als

*) So nennet man diese Ausprüche, die sehr kurz abgefaßet sind, und gemeiniglich aus einem Ja oder Nein bestehen, mit diesen Worten, GOtt weis es beßer. Veränd. von Pers. Theil 1. Seite 196.

Als diese Sache vorbey war, versammelte er die Aghuaner, und stellte ihnen alle Vortheile vor, welche sie von dieser That haben könnten; indem er ihnen zeigte, daß sie in der jetzigen Verfaßung von Persien eine kostbare Gelegenheit fänden, ihre Freyheit wieder zu erlangen und das Joch der Sofis auf immer abzuwerfen. Damit er zu diesen Ursachen einen noch mächtigern Bewegungsgrund für das Gemüthe eines leichtgläubigen Volkes fügen möchte, zeigte er ihnen den Fetfa, den er von Mecka mitgebracht hatte, und lies ihn in der Versammelung lesen. Diese Schrift machte einen solchen Eindruck auf alle Gemüther, daß sich ein jeder für verbunden hielt, die Waffen wider seinen Oberherrn zu ergreifen. Mir-Veis bediente sich dieser günstigen Gemüthsverfaßung, um seinen Landsleuten zu verstehen zu geben, daß sie für die Erwählung eines Oberhaupts sorgen müsten, welches im Stande wäre, sie zu vertheidigen und der Regierung eine gehörige Einrichtung zu geben. Da diese Wahl auf niemanden fallen konnte, welcher der Nation lieber gewesen wäre, so wurde Mir-Veis zum Prinzen von Kandahar und General der Truppen ausgerufen. Er führte sich zu Anfang seiner Regierung mit einer sehr feinen Staatsklugheit auf. Weil er überzeugt war, daß er einige Zeit hindurch den persischen Hof betrügen könnte, welcher in einer so grosen Entfernung von der wahren Beschaffenheit der Sache nicht unterrichtet werden konnte, schickte er Abgeordnete nach Ispahan, mit Befehl dem Könige

und

und den Ministers vorzustellen, daß dasjenige, was zu Kandahar vorgefallen wäre, nichts weiter, als ein vorübergehender Aufstand wäre, welcher leicht zu stillen seyn würde; daß die persischen und georgischen Soldaten sich diese Begegnung durch ihren Uebermuth und Räubereyen zugezogen hätten; daß es bey der Wuth, worinne das Volk wäre, gut sey, sich zu verstellen und ihm Zeit zu geben, sich seiner Schuldigkeit zu erinnern; daß eine übel angebrachte Strenge das Uebel nur ärger machen würde, und wenn die Aghuaner erführen, daß man heftige Entschliessungen gegen sie gefaßet hätte, es zu befürchten wäre, es möchte sie die Verzweiflung antreiben, sich in den Schutz einer fremden Macht zu begeben; daß er alle seine Kräfte anwenden wollte, sie wieder zum Gehorsam zu bringen, und dem Staate in dieser wichtigen Gelegenheit die Dienste zu leisten, die man von seiner Treue und von seinem Eifer erwarten könnte.

Diese List hatte die Würkung, die er sich von ihr versprochen hatte. Der Hof beschloß zu warten, und Mir-Veis bediente sich dieser Nachläßigkeit sich in seiner neuen Herrschaft feste zu setzen. Es gingen fast zwey Jahre vorbey, ohne daß man etwas wider die Rebellen unternahm. Endlich brachte man eine ansehnliche Armee auf die Beine, die aus Persern und Georgiern bestand, und von einem Prinzen dieser letzten Nation, der ein Brudersohn desjenigen war, den die Aghuaner umgebracht hatten. Diese grosen

Zurüstungen aber hatten keinen Nutzen, entweder wegen der Uneinigkeit der Generale, oder wegen Mangel des Geldes und der Lebensmittel, oder wegen der Verrätherey eines der vornehmsten Generale, welcher den Feind von allen Absichten des persischen Feldherrn unterrichtete, der sich endlich nach Kandahar zurück ziehen muste. Da die Armee erst gegen den Monat September auf dem Gebiethe dieser Stadt ankommen konnte, wegen der Hinderniße, die ihr diese verschiedene Ursachen in den Weg legten, fand sie weder auf dem Felde, wovon man das Getreyde eingeerndet hatte, noch in den Dörfern, welche die Aghuaner verlaßen hatten, nachdem sie allen Vorrath weggeschaffet oder verderbet hatten, nicht den geringsten Unterhalt. Als sie nun aus Mangel der Lebensmittel zurück gehen muste, wurde sie auf ihrem Rückzuge von dem Mir-Veis angegriffen, welcher, da er nur mit verhungerten und abgematteten Leuten zu thun hatte, ein erschreckliches Metzeln unter ihnen anrichtete, ihren General tödete und einen völligen Sieg erhielt. Zwey andere Armeen, welche man nach einander wider ihn schickte, hatten eben das Schicksal.

Als er durch sein beständiges Glück in dem Besitz von Kandahar sich befestiget sahe, machte er neue Entwürfe und fing an Streifereyen in die benachbarten Provinzen zu thun. Der Schrecken seines Namens unterwarf ihm die meisten Plätze, und dieser schnelle Fortgang schien ihm die gänzliche Eroberung von Persien zu ver-

spre-

sprechen, als ihn der Tod 1717. hinriß. Da seine Kinder zu jung waren ihm zu folgen, so trugen die Aghuaner die Regierung seinem Bruder auf, einem Manne, der eben so friedfertig und furchtsam, als Mir-Veis heftig und kühn war. Da er überzeugt war, daß das vortheilhafteste, das er für seine Nation und für sich selber thun könnte, wäre, einen dauerhaften Frieden mit Persien zu schliesen, wenn man auch einen Theil der Vortheile, die man sich durch einen glücklichen Krieg verschaft hatte, fahren laßen sollte, beschloß er Abgesandte an den Sofi zu schicken, um ihm einen Vertrag vorzuschlagen. Er verlangte nur zwey Bedingungen; die erste, daß die Aghuaner kein ander Haupt, als einen Prinzen von der Familie des Mir-Veis, den sie selber erwählen würden, haben sollten; die andere, daß man den Tribut, den sie dem Könige bezahlten, auf eine mäßige Summe setzen sollte.

Obgleich dieser Entwurf mit den vornehmsten Herren der Nation abgeredet war, wurde er doch von der Militz nicht gebilliget, welche, da sie der Unabhängigkeit und der Beute, die ihr ihre Streifereyen verschaften, gewohnt war, den Krieg fortsetzen wollte. **Mahmoud**, ein Sohn des Mir-Veis, war eben so wenig damit zufrieden und beschloß der Ausführung dieses Entwurfes durch den Tod seines Vatersbruder, den er in der Nacht erstach, zuvor zu kommen. Einige Stunden hernach versammelte er das Volk und die Soldaten, berichtete ihnen, was er gethan

hätte, und erklärte ihnen die Ursachen, die ihn darzu bewegt hätten, ermahnte sie sich durch den Krieg in der Unabhängigkeit, die sie durch dieses Mittel erlangt hätten, zu erhalten, versprach ihnen mit Zuversicht, daß, wenn sie ihn für ihr Oberhaupt erkennen wollten, er die Rechte seiner Nation tapfer vertheidigen, und aller Welt zeigen würde, daß er der würdige Sohn des Mir-Veis sey. Diese Rede, welche mit der Heftigkeit ausgesprochen wurde, welche der Ehrgeitz und der Muth einflößet, wurde mit allgemeinen Beyfall aufgenommen. Die Soldaten, welche gewohnt waren, diesen Prinz seit seiner Kindheit unter sich zu sehen, erklärten, daß sie keinen andern Herren haben wollten; und als das übrige Volk seine Einwilligung gegeben hatte, wurde Mahmoud, der kaum achtzehn Jahr alt war, zum Haupte und Generale der Nation erwählet.

Seine erste Sorge war dem Plane zu folgen, den sein Vater entworfen hatte. Da er überzeugt war, daß er, wenn er sich nur begnügte sich zu vertheidigen, bald oder spät der persischen Macht unterliegen müste, beschloß er sie in dem Herzen ihres Reichs anzugreifen. Er unterwarf sich anfangs die Provinz Hasarai, welche an Kandahar grenzte, und von Albaniern von eben dem Geschlechte, als die Aghuaner waren, bewohnet wurde. Nachdem er sie überwunden hatte, machte er getreue Bundsgenoßen aus ihnen, welche ihm in diesem ganzen Kriege wichti-

ge Dienste leisteten. Der Hof von Ispahan, der über dieses Glück unruhig wurde und befürchtete an dem Mahmoud noch einen fürchterlicheren Feind, als an dem Mir-Veis, zu finden, brachte eine vierte Armee auf die Beine, welche wie die andern geschlagen wurde. Ihre beyden Generale wurden getödet, und die Niederlage war allgemein.

Mahmoud bediente sich dieses Sieges, rückte einige Zeit darauf in Kirman ein, und bemächtigte sich, vermittelst eines Verständnißes, das er in der Hauptstadt hatte, dieses Platzes. Lufr-Ali-Khan, ein Schwager des Premierministers des Reichs, wurde alsdenn gegen die Aghuaner geschicket. Er war ein Mann, der Verstand und Entschliesung hatte, der in dem Kriegshandwerke sehr erfahren und durch seine Eigenschaften fähig war, die Sachen Persiens wieder in guten Stand zu setzen. Weil er den Rebellen nicht Zeit laßen wollte, sich in Kirman zu befestigen, woraus sie ihren Waffenplatz machen wollten, ging er mit einem Corps auserwählter Truppen auf sie los, und nachdem er sie völlig geschlagen hatte, zwang er sie diesen wichtigen Platz zu verlaßen und sich in Unordnung in ihr Land zu begeben.

Diese Niederlage breitete die Bestürzung in Kandahar aus, und schien den Persern die baldige Bezwingung dieser Provinz zu versprechen, als eine unversehene Veränderung diese schöne Hofnung zunichte machte. Der Premierminis-

ster und der General der Armee hatten mächtige Feinde am Hofe, welche nicht gerne sahen, daß diese beyden Männer, die so wohl durch die Bande der Freundschaft, als auch des Bluts, vereiniget waren, die ganze Macht des Staats in den Händen hatten. Man nahm sich vor sie zu stürzen, und weil die ungerechteste Anklage allemal bey schwachen Prinzen einen grosen Eindruck machet, so gelang es ihren Feinden den Hussein zu überreden, daß sie ihn verriethen. Der Grosvizir wurde mitten in der Nacht in seinem Pallaste gefangen genommen, und in das Haus des Cortchi-Bachi *) gebracht, welcher, nachdem er ihn hatte beyde Augen ausrißen lassen, befahl, daß man ihn mit einer grausamen Marter belegen sollte. Was den Luft-Ali-Khan anbetraf, so riß man ihn aus Schiraz mit eben der Gewaltthätigkeit, und nachdem ihm ein Haufen Häscher, Hände und Füße, als dem grösten Verbrecher, gebunden hatten, führten sie ihn nach Ispahan, wo er in ein Gefängnis gestecket wurde. Der König erkannte hernach die Unschuld dieser beyden Männer; nach der Art aber, als man ihnen begegnet hatte, war es gefährlich sie wieder einzusetzen, und die Furcht, sie möchten diese Ungerechtigkeit ahnden, verhinderte, daß man sie nicht wieder gut machte.

Als Luft-Ali-Khan zu Schiraz gefangen genommen wurde, waren seine Truppen um diese Stadt versammelt, und wollten sich in Marsch setzen

*) General einer Militz, von der wir reden werden.

setzen um einen Einfall in Kandahar zu thun. Sein Fall breitete in der Armee eine allgemeine Furcht aus, und da ein jeder besorgte, er möchte in eben dieses Unglück verwickelt werden, war man auf seine Sicherheit bedacht. Officiers und Soldaten, alles lief mit Geschwindigkeit davon, und diese grose Armee zerstreute sich in einem Augenblicke.

Die Absetzung des Grosvizirs hatte noch verdrüßlichere Folgen. Er war ursprünglich aus dem Lande der Lesgier oder Lesguis, eines Volkes aus Circaßien, und seine Familie hatte ihnen Könige gegeben. Seine Landsleute hielten sich für verbunden sein Unglück zu rächen, und ergriffen diesen Vorwand, um einen Aufstand zu erregen. Sie griffen im Monat Merz 1721. zu den Waffen, plünderten Szamachi und andere Plätze in Azerbijane, und breiteten sich endlich in Schirvan aus, wo sie abscheuliche Unordnungen begingen. Inzwischen da sie diese Provinzen verheerten, erschien Mahmoud, welcher alle Macht von Hasarai und Kandahar zusammen genommen hatte, in Kirman an der Spitze von achtzig tausend Mann, und belagerte die Hauptstadt. Er bemächtigte sich ohne Widerstand der untern Stadt; die obere Stadt aber, die Luft-Ali-Khan wohl hatte befestigen laßen, vertheidigte sich mit solchem Muthe, daß der aghuanische General gezwungen war, die Belagerung aufzuheben, nachdem er viele Leute, sowohl durch das Schwerd, als durch das Aus-

reißen, dafür verlohren hatte *). Dieses Unglück schlug seinen Muth nicht nieder, und er marschirte gerade auf Ispahan los. Er kam im Monat Merz 1722. daselbst an, nachdem er durch grose Wüsten gegangen war, wo seine Armee nichts zu leben fand. Alle Nahrung, welche die Soldaten auf diesem Marsche, welcher vierzig oder funfzig Tage dauerte, zu sich nahmen, bestand aus ein wenig Korn, welches sie rösteten.

Der Sofi war so wenig auf seiner Huth, daß er ihren Anmarsch erst erfuhr, als sie noch zwey oder drey Tagereisen von Ispahan waren. Man bewafnete in der Eil alles, was im Stande war die Waffen zu tragen, und aus diesen neuen Recruten, welche man zu den ordentlichen Truppen, die in der Hauptstadt lagen, nahm, machte man eine Armee von funfzig tausend Mann. Die klügsten Ministers waren der Meinung, man sollte die Stadt mit einem befestigten Lager decken, woraus man auf den Feind öftere Ausfälle thun könnte, ohne daß man sich in eine Hauptschlacht einlies. Man sollte in diesem vortheilhaften Posten warten, bis die in den Provinzen zerstreuten Truppen Zeit hätten, sich zu versammeln und der Hauptstadt zu Hülfe zu kommen. Andere Glieder des Raths aber, welche glaubten, daß diese Vorsicht wider Barbaren, die mehr zu rauben, als zu streiten gewohnt,

und

*) Geschichte der letzten Veränderung von Persien, Theil II.

und über dieses von einem langen Marsche abgemattet wären, unnütze wäre, behaupteten, daß man auf sie losgehen und ihnen eine Schlacht liefern müste.

Diese Meinung, welche von den Generals unterstützet wurde, behielt in dem Divan die Oberhand. Man rückte also bis nach Giulnabat, einem Flecken, der vier Meilen von Ispahan liegt, vor, und an diesem Orte kamen beyde Armeen zusammen. Die Persische wurde von dem Grosvizir angeführet. Machmet-Vali, Rosthom-Khan und Ali-Merdan-Khan hatten ein jeder ein besonderes Corps. Rosthom und Ali fingen den Angriff an und brachten die Flügel der feindlichen Armee in Unordnung. Zu gleicher Zeit fiel Machmet mit drey tausend Arabern das Lager der Barbaren an, erstieg die Befestigungen und bemächtigte sich der Kriegscasse. Die Aghuaner, welche von allen Seiten bedränget wurden, wurden mit einer nahen Niederlage bedrohet, und Mahmoud, welcher sich eins von seinen leichtesten Kamelen hatte bringen laßen, dachte schon auf die Flucht, als die Freyheit des Grosvizirs den Persern einen fast gewissen Sieg entriß. Er stand mit der grosen Armee in dem Mittelpunkte der Schlachtordnung, und machte während diesen ersten Angriffen keine Bewegung, und als er hernach anzurücken schien, um die Aghuaner von vorne anzugreifen, wich er und zog sich auf eine schimpfliche Art mit allen seinen Truppen zurück, ehe noch einmal die Fein-

de nahe genung waren, ihn anzugreifen. Die Aghuaner, welche über dieses Weichen erstaunten, und in Furcht stunden, es möchte ein gefährliches Netze seyn, hatten nicht die Kühnheit die Flüchtigen zu verfolgen. Sie bestritten aber mit Vortheil die beyden kleinen Corps, welche unter Anführung des Rosthom und Ali waren, und hieben sie nieder. Der erste von diesen Generalen blieb auf dem Schlachtfelde; der andere wurde verwundet und verlohr einen von seinen Brüdern. Als Machmet und seine Araber sich von den Persern verlaßen sahen, zogen sie sich in guter Ordnung zurück, und schloßen sich wieder an die grose Armee. Das war der Ausgang dieses Treffens, in welchem die Perser zwey tausend Mann verlohren. Der Verlust der Aghuaner war bey nahe gleich; sie behielten aber das Feld, und bekamen den Schatz der Armee, das Geschütze und die Bagage.

Man glaubt, daß Mahmoud, wenn er sich des Schreckens bedienet hätte, worein diese Niederlage die Perser versetzte, den Tag darauf in der Hauptstadt eingezogen seyn würde. Er kannte aber die Wichtigkeit seines Sieges so wenig, daß er nicht das Herz hatte aus seinem Lager zu rücken. Weil er unentschloßen war, ob er bis nach Ispahan vorrücken, oder nach Kerman sich zurück ziehen sollte, hielt er einen grosen Kriegsrath, wo alle Meinungen für das letzte waren. Er machte sich also zum Rückzuge fertig, und damit er den Persern die Lust benehmen möchte

ihn zu verfolgen, beschloß er sie in ein falsches Schrecken zu setzen, und lies ein Corps von neun tausend Mann gegen die Hauptstadt rücken, welche Befehl hatten, die Vorstädte anzugreifen und sich hernach wieder an die Armee zu schliesen, um ihren Marsch zu decken. Diese Truppen erschienen den 17. Merz vor Jspahan, und die Aghuaner hatten Befehl, die folgende Nacht das Lager aufzuheben. Also waren die Perser, ohne daß sie es wusten dem glücklichen Zeitpunkte ihrer Befreyung nahe, als ein unbesonnener Schritt sie in neues Unglück stürzte. Sobald sich der Feind ihren Mauern genähert hatte, fiel allen der Muth, und das Schrecken wurde so allgemein, daß man alsbald Abgesandte an den Mahmoud schickte, um ihn zu vermögen, daß er sich zurück zöge. Der Sofi both ihm an eine grose Summe Geldes an ihn für die Kriegsunkosten zu bezahlen, ihm den Besitz von Kandahar zu überlaßen und sich aller Rechte des Eigenthums und der Oberherrschaft darauf zu begeben.

Diese Vorschläge setzten den Mahmud auf eine angenehme Art in Erstaunen und lehrten ihm seine Kräfte kennen. Weil er überzeugt war, daß Vorschläge von dieser Art nichts als die Furcht und eine gänzliche Ohnmacht ihm zu widerstehen zum Grunde haben könnte, beschloß er sich derselben zu bedienen um seine Anforderungen zu erhöhen. Er verlangte, daß ihm außer der Abtretung von Kandahar der Sofi eine von seinen Töchtern zur Gemahlin, und die Provinz

Hasa-

Hasarai zur Mitgabe, geben sollte. Diese Forderungen schienen übermäsig; inzwischen gab man was die letzte, die Schenkung von Hasarai anbetraf, nach. Was aber die Heyrath anlangte, wollte der König niemals darein willigen, und bezeigte in diesem Stücke eine übel angebrachte Zärtlichkeit, worüber Mahmud sich beleidiget befand, und welche alle Unterhandlung abbrach.

Die ganze Armee der Rebellen näherte sich also Ispahan, und bemächtigte sich den 19. Merz Farabar, eines königlichen Hauses, das eine kleine Meile von dieser Stadt lag. Den Tag darauf nahm sie Zulfa in Besitz. Dieses ist ein groses Dorf, das nahe an dieser Hauptstadt lieget, und sogar für eine von ihren Vorstädten gehalten wird, ob es gleich von dem Fluße Senderou, der eine Viertelmeile von Ispahan ist, davon getrennet wird. Die Aghuaner trieben ganz erstaunende Contribution darinne ein, und setzten sich darinne die ganze Belagerung hindurch. Den 21. welcher der erste Tag des persischen Jahres ist, erschienen sie an den Ufern des Senderou, versuchten vergebens die Brücke Abusabar zu gewinnen, und zogen sich nach einem ziemlich lebhaften Scharmützel zurück, in welchem von beyden Seiten drey oder vier hundert Mann blieben. Den 23. griffen sie mit eben so wenigem Glück die Brücke von Chiraz an. Der verschnittene Achmer-Aga, der sie vertheidigte, trieb sie tapfer zurück, und verfolgte sie bis in ihr Lager, nachdem er ihnen viele Leute getödet hatte.

Diese

Diese Schlappe machte sie vorsichtiger. Sie blieben bis in den Monat May in Zulpha eingeschloßen, ohne daß sie sich an den Ufern des Flusses zeigen durften.

Mahmud wendete diese Zeit darzu an, daß er sein Lager mit allem nöthigen zu einer langwierigen Belagerung versahe, Partheyen in die Flecken und Dörfer ausschickte, dem Sofi verschiedene Vorschläge zu einem Vertrage that, um ihn aufzuhalten, und sich in der Stadt, vermittelst dieser Unterhandlungen, geheime Verständniße verschafte. Man versichert, daß er ein Mittel fand, den **Nachmet-Vali**, den General der Araber, zu bestechen, welcher in der That die Belagerung hindurch nichts gethan hat, das seines Namens würdig wäre.

Zu Anfange des Monats May waren die Aghuaner eifrig darauf bedacht, sich den Uebergang über den Fluß zu eröfnen, damit sie sich der Stadt mehr nähern könnten. Sie griffen die Brücke **Abusabar** zum andern male an, und überfielen sie mehr, als sie sie eroberten, weil die Soldaten, welche sie bewachten, betrunken, oder eingeschlafen waren. Als sie Meister von diesem Passe waren, zogen sie sich um Isphahan herum, und befestigten sich sowohl in den wichtigen Posten, welche sie inne hatten, daß sich diese grose Stadt von allen Seiten eingeschloßen sahe.

Die Perser bemühten sich vergebens es dahin zu bringen, daß diese Bloquade aufgehoben wer-

den

den möchte, und alle Partheyen, die aus der Hauptstadt, oder aus den benachbarten Städten kamen, wurden allemal geschlagen. Ein Corps von fünf tausend Mann, welches Ali-Merdan-Khan zusammen gebracht hatte, und aus auserlesenen Truppen des Landes bestand, hatte gleiches Schicksal. Ali bestimmte es zur Bedeckung einer grosen Convoy, welche er in Ispahan werfen wollte, und hatte sich vorgenommen andere Recruten, die er selber auf die Beine bringen wollte, mit ihnen zu vereinigen. Inzwischen als er sich mit Besorgung dieser Sache beschäftigte, hatte sein Bruder die Verwegenheit sich in einen Streit einzulaßen, worinne die fünf tausend Mann gänzlich geschlagen wurden: dieses machte, daß die Belagerten fast alle Hofnung einiger Hülfe verlohren.

Gleich zu Anfange der Belagerung hatte Schah Hussein den **Vachtanga**, den Despoten von Georgien und Vasallen von Persien, angelegen, ihm mit aller Macht seines Landes beyzustehen; dieser Prinz aber, der über den König und seine Ministers, welche wider ihn die Parthey der Lesgier, alter Feinde seines Staats, angenommen hatten, misvergnügt war, hatte einen Schwur gethan den Degen zur Vertheidigung der Perser niemals zu ziehen, und ungeachtet aller Geschenke und den dringenden Bitten seines Oberherrn, schlug er ab ihm zu Hülfe zu kommen.

Man

Man ergriff den Entschluß, um das letzte Mittel zu versuchen, den Prinz Thamas, den dritten Sohn des Hussein, aus dem Haram zu nehmen, und ihn in alle Provinzen des Königreichs zu schicken, um die Besatzungen der Plätze und die Militz auf den Gränzen zusammen zu bringen. Um diesen jungen Prinzen mehr Ansehen zu geben, erklärte ihn der König zu seinem Nachfolger, und lies ihn von dem Volke von Ispahan dafür erkennen. Thamas ging des Nachts aus der Stadt, von fünf hundert Kagiars *) begleitet, welche ihn glücklich durch die feindlichen Posten brachten. Als er im Stande war, etwas zu unternehmen, schickte er den Statthaltern und Vasallen des Reichs Befehle zu, die Militz zusammen zu bringen. Er fand aber überall so viel Kleinmüthigkeit, daß er kaum einige neue Recruten zusammen bringen konnte, welche kaum errichtet waren, als sie aus Mangel der Bezahlung wieder davon liefen. Seine Aufführung auf dieser Reise erwarb ihm wenig Hochachtung. Er bekümmerte sich um die Uebel des Staats und das Unglück, womit sein Haus bedrohet wurde, wenig, und wendete mehr Zeit auf sein Vergnügen, als auf die Geschäfte. Zu der Zeit, als Persien in letzten Zügen lag, beschäftigte er sich mit den Anstalten zu seiner Vermählung, und an dem Tage dieses Festes selbst, empfing er die traurige Nachricht von der Einnahme von Ispahan.

Diese

*) Eine persische Militz, welche wegen ihrer Tapferkeit und Treue hochgeachtet wird.

Diese Stadt, welche von den Aghuanern immer enger eingeschloßen wurde, fing, nach einer Blockade von zwey Monaten an die Beschwerlichkeiten des Mangels zu fühlen. Das erste, was fehlte, war Fleisch, und man war genöthiget die Kameele, Maulesel, Pferde und andere Lastthiere zu töden. Im September und October war der Hunger so grausam, daß man die Blätter und Rinden von Bäumen, gestoßene Wurzeln, worunter man ein wenig Kleyen mengte, um Brod daraus zu machen, gekochtes Leder, Hunde und Katzen, und so gar Menschenfleisch eßen muste. Weil die Gaßen und Plätze mit todten Cörpern bedecket waren, fielen einige Unglückliche diejenigen an, die am wenigsten mager waren, und schnitten ihnen das Fleisch von den Dickbeinen ab, um es zu eßen *). Man holte verschiedene Kinder aus den Häusern weg, welche ihren grausamen Räubern zur Nahrung dienten, und es gab sogar Eltern, welche sich von dieser betrübten Speise erhielten. Das Sterben wurde so gros, daß von mehr, als eilf mal hundert tausend Seelen, welche in der Stadt waren, zu Ende der Belagerung nicht hundert tausend übrig blieben.

Diese äuserste Noth zwang den Hussein sich zu den Füßen eines barbarischen Feindes zu werfen und einen schimpflichen Traktat zu schließen, dessen vornehmste Bedingungen waren, daß er dem Mahmud seine Tochter zur Gemahlin geben, und die

*) Veränderung von Persien Theil II. Seite 177. ꝛc.

die Krone niederlegen wollte, um sie seinem Eidam abzutreten *). Den 21. October erschien dieser unglückliche Monarch, welchen das Geschrey seiner Unterthanen während der ganzen Belagerung nicht aus seinem Haram hatte bringen können, auf dem öffentlichen Markte in einem Trauerkleide, und ging zu Fuse durch die vornehmsten Gaßen von Ispahan in Begleitung von einer unzählbaren Menge Volks, welches zulief diesen Anblick zu sehen. Er eröfnete ihnen den Entschluß, den er gefaßet hatte, die Krone niederzulegen, und sie von der Plünderung und dem Morden zu befreyen, beklagte mit grosem Seufzen das Unglück, welches seine Unvorsichtigkeit und die übeln Rathschläge seiner Minister über das Königreich gebracht hätte, und schien mehr über das Unglück seiner Unterthanen, als über sein eigenes, gerührt. Jeder hörte diese Klagen mit Bezeugung des lebhaftesten Schmerzens an, indem einige die Hände gen Himmel hoben, andere die Thränen abwischten, welche ihnen das Mitleiden auspreßte, die meisten aber ein abscheuliches Geschrey und Geheule erhoben, welches man in der ganzen Stadt hörte.

Den 22. schickte er Abgeordnete an den Mahmud, die Capitulation zu unterschreiben, und den Tag darauf begab er sich selbst nach Farabat, um sie zu bestätigen. Die vornehmsten Aghuanner lagen dem Mahmud vergeblich an, dem Könige entgegen zu gehen, und ihm wenigstens als

*) Eben daselbst, Seite 190.

seinem Schwiegervater ihm einige Höflichkeiten zu erzeigen. Dieser Barbare erwartete ihn stolz in einem Saale des Pallasts, und kaum würdigte er ihn so viel, daß er einige Schritte that ihn zu empfangen. Hussein redete ihn mit einer freyen Mine an, setzte ihm die königliche Tiare auf das Haupt, erklärte öffentlich, daß er ihn für seinen Eidam und Nachfolger erkennte, und übergab ihm die Schrift, worinne er ihm seine Krone überlies. Er bath ihn, nach den Bedingungen, die man in dem Vergleiche ausgemacht hatte, die Ehre seiner Weiber und das Leben seiner Kinder nicht anzugreifen; dem Volke mit Gelindigkeit zu begegnen, es nicht mit ausserordentlichen Abgaben zu beschweren, und mit denjenigen zufrieden zu seyn, welche die Könige von Persien einzutreiben gewohnt waren.

Mahmud, welchen der Sofi selber eben gekrönet hatte, empfing den Eyd der Treue von den Grosen beyder Nationen. Man beobachtete bey diesem Gepränge die persische Gewohnheit, nemlich, daß die Grosen dreymal sich vor ihm niederwarfen und ihm hernach die Knie küsseten. Die aghuanischen Truppen nahmen an eben dem Tage die vornehmsten Theile von Ispahan in Besitz und den Tag darauf ging Mahmud selber hinein, und empfing von den obrigkeitlichen Personen, von den Officieren der Armee und Häuptern der Burgerschaft den Eyd der Treue. Er fing eine That der Gerechtigkeit, oder vielmehr der Staatsklugheit, an, die ihm viel Ehre

mach-

machte. Nachdem er alle Personen, die ein strafbares Verständnis mit ihm gehabt hatten, hatte feste machen laßen, verdammte er sie, als Verräther, zum Tode, und lies sie auf dem öffentlichen Markte hinrichten, wo ihre Cörper ohne Begräbnis blieben. Er sagte dabey, daß von solchen Freunden nichts gutes zu erwarten wäre, und daß Leute, die ihren König verrathen hätten, ihn selbst ganz gewiß wieder verrathen würden, wenn sie Gelegenheit darzu fänden. Machmet-Vali war allein von diesem Urtheile ausgenommen, weil man geglaubet hatte, daß ihm Mahmud mit einem Eyde versprochen hätte, ihn nicht töden zu laßen; seine Güther aber wurden eingezogen, und er wurde zu einem ewigen Gefängniße verurtheilet. Der Athemat-Doulet und die meisten andern Minister behielten ihre Bedienungen. Mahmud begnügte sich einem jeden einen von seiner Nation an die Seite zu setzen, entweder damit sie ihr Verhalten beobachten könnten, oder damit die Aghuaner im Stande wären, sich in den Geschäften zu unterrichten.

Als er die Sachen in der Hauptstadt eingerichtet hatte, war er darauf bedacht, seine Macht von aussen zu befestigen und sich die andern Städte des Königreichs zu unterwerfen. Seine erste Unternehmung ging auf Casbin, wo der Prinz Thamas damals Hof hielt. Dem Aman-Ulla, welcher nach dem Mahmud der vornehmste von der aghuanischen Nation war,

wurde diese wichtige Ausführung aufgetragen. Die Stadt ergab sich ohne den geringsten Widerstand, und wurde von diesem Barbaren unanständiger Weise geplündert, ob sie gleich eine Capitulation erhalten hatte. Dieses Verfahren brachte die Bürger auf, welche die Aghuaner aus ihrer Stadt jagten, nachdem sie vier tausend derselben tod geschlagen hatten.

Obgleich die Einwohner von Ispahan an dieser Sache gar keine Schuld hatten, musten sie doch dafür büsen. Mahmud, welcher befürchtete, sie möchten auch Lust bekommen das Joch abzuwerfen, beschloß, sich dieser wegen von aller Unruhe zu befreyen, und alle diejenigen auszurotten, welche etwas dergleichen unternehmen könnten. Der 25. Jenner des Jahres 1723. war der Tag einer erschrecklichen Hinrichtung. Drey hundert Personen, welche von ihm zu einem Gastmale eingeladen waren, waren die ersten Opfer, die er seiner Sicherheit aufopferte. Hernach lies er ihre Kinder umbringen. Zwey hundert junge Leute von den vornehmsten Adel, welche zusammen in einer Ritterschule, die von den Sofis war gestiftet worden, erzogen wurden, hatten eben daßelbe Schicksal. Man nahm sie aus diesem Orte, um sie in ein benachbartes Feld zu führen, wo sie aghuanische Soldaten anfielen, als wenn sie wilde Thiere wären, und sich ein grausames Vergnügen daraus machten, sie mit ihren Pfeilen und Wurfspiesen zu durchbohren. An eben demselben Tage wurden drey tausend

persische Soldaten, welche Mahmud unter seine Truppen genommen hatte, in dem Pallaste, wohin sie dieser Prinz unter dem Vorwande ihnen einige Geschenke zu machen, hingelocket hatte, niedergemacht.

Damit er seine Furcht von Seiten Ispahans vollends stillete, beschloß er, alle alte Einwohner daraus zu verjagen, und an. deren Stelle Einwohner aus Kandahar, oder den benachbarten Gegenden dahin zu ziehen. Er fing es also an, daß er eine Erlaubnis kund machen lies, vermittelst welcher die persischen Familien aus der Stadt gehen, und anderswo, wo sie wollten, ihre Wohnung aufschlagen konnten. Die vorgebliche Erlaubnis war ein stillschweigender Befehl sich wegzubegeben, und damit die Absichten des Monarchen niemanden unbekannt bleiben möchten, entführte man von Zeit zu Zeit die kühnsten und stärksten jungen Leute, um sie insgeheim umzubringen. Die Furcht für einem solchen Schicksale machte, daß eine Menge Familien die Stadt verliesen.

Mahmud, welcher beständig mit dem Vorsatze beschäftiget war, das übrige von Persien zu erobern, schickte um diese Zeit drey tausend Mann aus, welche unter dem Befehl des Nazir-Ulla, eines verwegenen Partheygängers, der sich in seinem Handwerke einen grosen Namen gemacht hatte, herumstreifen sollten. Nazir verwüstete anfangs die Gegenden um Ispahan, drang hernach tiefer in das Königreich, plünderte die

Städte und Flecken, die er ohne Vertheidigung fand, führte eine Menge Sklaven und eine ansehnliche Beute weg, und kam nach drey Monaten mit funfzig tausend Kameelen zurück, welche mit Reichthümern beladen waren, nachdem er bey nahe zwey hundert Meilen Landes verwüstet hatte, ohne einigen Widerstand zu finden. Unter verschiedenen andern wichtigen Diensten, die er dem Mahmud in dieser Verrichtung leistete, brachte er ihm sechs tausend dergesinische Türken mit, welche ursprüngliche Einwohner von Mesopotamien waren, die Schah Abbas jenseit des Tigers geschicket hatte, damit sie sich in den Ebenen, die zwischen Babylon und Hamadan sind, anbauen sollten. Nazir überredete sie, ihre Wohnungen zu verlaßen, Dienste unter seinen Truppen zu nehmen, und ihm bis nach Ispahan zu folgen. Auf diese Art fing diese Stadt an mit Fremden besetzet zu werden.

Andere Colonien, die aus Kandahar kamen, gaben ihr vollends Einwohner wieder, und ersetzten zum Theil ihren vorigen Verlust. Die erste Caravane, welche die zahlreichste war, kam im Monat Junius des 1723. Jahres an. Die andern folgten bald nach, und das merkwürdigste in der letzten war, daß man die Mutter des Monarchen in einem Aufzuge ankommen sah, welcher uns einen Begriff von der Einfalt dieses Volks geben kann. Sie sas auf einem Kameele, ohne einige Begleitung von Officiers und Wache, hatte einen schlechten Leinwandrock an, welcher

den

den Leib nur halb bedeckte, und hielt in ihrer Hand eine grose Rübe, welche sie mit grosem Appetit as.

Als die Ankunft dieser Colonien die aghuanische Armee verstärket hatte, war Mahmud im Stande zwey ansehnliche Corps abzuschicken, eines nach Schiraz, zur Belagerung dieser Stadt, das andere in die Provinz von Ispahan, um sich die Plätze zu unterwerfen, die es noch mit dem Thamas hielten. Zerbesdest-Khan führte dieses letzte Corps an. Er war ein Mann, der sich durch die Waffen empor geschwungen hatte. Erst war er ein Sklave, hernach Mauleseltreiber bey der Armee gewesen und endlich war er bis zum General durch seine Verdienste gestiegen. Er nahm das Schloß Giez, Ben-Ispahan, und andere Festungen ein, welche ihn zum Herren des ganzen Landes machten. Nazir-Ulla, welcher das andere Corps anführte, rückte, nachdem er sich fast die meisten Städte, die er auf seinem Zuge antraf, ohne Widerstand unterworfen hatte, vor Chiraz, und machte sich fertig es tapfer anzugreifen. Bey dem ersten Sturme aber, wurde er von einem Schuße getödet, und Zerbesdest-Khan bekam Befehl an seiner Stelle zu commandiren. Die Stadt vertheidigte sich zehn Monate lang mit vielem Muthe, und wurde endlich zu der Zeit, als sie zu capituliren verlangte, mit Sturm erobert.

Der Verlust von Chiraz zog den Verlust von Kiulpekient und Caran nach sich, welche Mah-

mud in Persien belagerte. Dieses war die letzte rühmliche That dieses Erobers, welcher nach diesem beständig unglücklich war. Als er im Frühling des Jahres 1724. einen Einfall auf die Grenzen von Arabien that, verlohr er seine ganze Bagage, und brachte nicht den sechsten Theil seiner Truppen wieder zurück. Zu Ende eben deßelben Jahres belagerte er Resd, einen sehr festen Platz, der zehn Tagereisen von Ispahan lag, und von groser Wichtigkeit war, um zwischen dieser Hauptstadt und Kandahar eine leichte Gemeinschaft zu errichten. Da er in ein Land rückte, welches seine Feinde die Vorsicht gehabt hatten, zu verwüsten, so trieb ihn die Unmöglichkeit sich lange darinne zu erhalten, an, die Sache mit Hitze zu treiben. Er wagte einen Hauptsturm auf die Stadt, worinne seine Leute zurückgetrieben wurden, und die Belagerten, welche sich der Unordnung bedienten, worinne die Aghuaner waren, verfolgten sie auf ihrem Rückzuge, tödeten eine grose Menge derselben, plünderten ihr Lager und zerstreueten diese ganze grose Armee.

Mahmud, der dergleichen Unglück wenig gewohnt war, rechnete es einer übernatürlichen Ursache zu, und glaubte, daß er den Himmel durch eine abergläubische Buse, welche sich die Indianer von Kandahar auflegen, und die bey den Aghuanern zur Gewohnheit geworden war, versöhnen müste. Er schloß sich vierzig Tage lang in einen dunkeln Ort ein, wo er nur von Brod

und

und Waßer lebte, und kaum einige Augenblicke schlief, indem er die übrige Zeit auf Bethen, Nachsinnen, und auf Abmattung des Leibes durch heftige Verdrehungen wendete, wobey er ein abscheuliches Geheule aussties, das aus der holen Brust ging. Diese Strenge verderbte seine Gesundheit auf eine merkliche Art, und er fiel dadurch in Anfälle von Raserey, wovon man ihn nicht heilen konnte. Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich seines Verstandes. Er wurde unruhig, wild, argwöhnisch und grausam gegen seine liebsten Vertrauten, weil er sich einbildete, daß alle diejenigen, die um ihn waren, ihm nach Thron und Leben ständen.

Die Entwischung des Mirza Sefi, des ältesten Sohns des Hussein, welcher ein Mittel gefunden hatte seine Wächter zu betrügen und sich in eine entfernte Provinz zu retten, verwirrte ihm vollends den Verstand. Es verursachte ihm diese eine so schwere Bekümmernis, daß er alle Prinzen, die in dem Haram waren, vor sich bringen lies, und fünf hundert von denselben, oder nach anderer Meinung hundert und achtzig mit seinem Säbel tödete, bey welcher grausamen Hinrichtung ihm zwey aghuanische Herren beystanden. Hussein und zwey von seinen Söhnen, die sehr jung waren, wurden allein verschonet, und diese beyden jungen Prinzen waren ihr Leben nur der grosmüthigen Zärtlichkeit ihres Vaters schuldig, welcher eine Wunde bekam, indem er die Streiche die man nach ihnen that, abwendete,

und endlich den Tyrannen durch seine Thränen erweichte.

Die Aerzte wendeten vergebens alle Geheimnisse ihrer Kunst an, um die Raserey des Mahmud zu heilen. Als seine Wuth von Tage zu Tage zunahm, nahm man seine Zuflucht zu den Beschwörungen der armenischen Priester, welche auf seinem Kopfe das Evangelium des heiligen Johannes herlasen, welches sie in ihrem Kirchenbuche das rothe Evangelium nennen. Diese letzte Hülfe schien ihm eine kurze Zeit Ruhe zu verschaffen. Bald hernach aber stürzte ihn eine neue Raserey, welche von erschrecklichen Zufällen begleitet war, in den abscheulichsten Zustand. Sein Leib wurde voller Aussatz und seine Eingeweide verfaulten. Er spie den Unflath durch den Mund weg, und in den heftigen Anfällen zerriß er sich die Hände mit den Zähnen.

Als die Aghuaner sahen, daß sein Tod nahe war, und seine Umstände ihm nicht erlaubten für seine Nachfolge zu sorgen, liefen sie im Tumult nach den Haram, nahmen den Aszraff, einen Sohn des Prinzen, der dem Mir-Veis gefolget war, heraus, und setzten ihn auf den Thron. Der erste Gebrauch seiner Macht bestand darinne, daß er sich den Kopf des Mahmud bringen lies, welcher seinen Vater getödet hatte, und die Hinrichtung seiner vornehmsten Minister und fünf hundert Aghuaner von Hazarai, woraus seine Wache bestand, anbefahl.

Dieses war das Schicksal dieses Eroberers von Persien, welchem seine Unterthanen aus einem barbarischen Eigensinne den Thron und das Leben nahmen, als er nur noch einige Augenblicke hatte beydes zu geniesen. Er war ein Prinz von einer ungemeinen Unerschrockenheit, fähig die kühnsten Entwürfe zu machen, hitzig und halsstarrig in der Ausführung, aber glücklicher, als klug, und mehr geschickt ein Reich zu erobern, als es zu regieren *). Er hatte eine kleine und schlechte Leibesgestalt, einen Kopf, der ihm zwischen den Schultern sas, ein völliges Gesicht, ein wenig verdrehte Augen, etwas rauhes und wildes in seiner Bildung. Er war keusch, sehr mäsig, hielt sein Wort treulich, eifrig in der Kriegszucht, oft aber gegen seine Soldaten, denen er ihre Beute nahm, und sie oft wegen der geringsten Fehler schätzen lies, ungerecht und grausam. Seine letzte Niederlage hatte ihn wider sie erbittert; und weil er glaubte, daß das bequeme Leben ihren Muth vermindert hätte, warf er sich vor, daß er sie reich gemacht hätte, so gar, daß er einstmals sagte, daß er wünschte, sie noch so arm zu sehen, als sie vor der Eroberung von Persien gewesen wären. Er schlief wenig, und machte oft selbst die Runde nicht nur in den Lagern, sondern auch in Ispahan selbst. Den grösten Theil des Tages brachte er zu, daß er mit den stärksten Männern range, ritte, Wurfspiese schoß, und mit dem Säbel fochte. Eine von seinen Uebungen war, daß er fünf

*) Veränderung von Persien, ebendaselbst, Seite 318.

fünf zusammen gebundene Hammel mitten von einander hieb. Er wurde den 22. April 1725. in einem Alter von etwas mehr, als sechs und zwanzig Jahren, wovon er dritte halbes regieret hatte, getödet.

Aszraff besas den Thron fünf Jahre hindurch ziemlich ruhig. Als er aber 1730 von den Truppen des Prinzen Thamas, eines Sohns des Hussein, welche von dem berühmten Thamas-Kouli-Khan angeführet wurden, geschlagen ward, rettete er sich nach den Grenzen der Türkey, wo er getödet wurde. Kouli-Khan setzte alsdenn den Thamas auf den Thron, und stürzte ihn fast alsbald wieder herunter, um ihn selber zu besteigen. Auf diese Art wurde die Macht der Sofis gänzlich zernichtet.

Thamas-Kouli-Khan nahm bey seiner Gelangung zur Krone den Namen Schah-Nadir an. Ich habe von seinem Zuge wider den grosen Mogol geredet *). Seine andere Thaten sind uns wenig bekannt. Er wurde 1747. von Mohammed, dem Statthalter von Tauris, umgebracht, welcher sich mit dem Ali-Kouli-Khan, einem Brudersohne des Nadir, verstand, der sich unter dem Nahmen Adil-Schah zum Könige von Persien ausrufen lies. Adil aber wurde das folgende Jahr von seinem Bruder Ibrahim, welcher ihn blenden lies, vom Throne gestosen.

Ibra-

*) Man sehe den IV. Theil dieser Geschichte Seite 225. ꝛc.

Ibrahim selbst regierte nur einige Monate. Er fand an dem Schah-Rouk, einem Enkel des Nadir, der von Seiten seiner Mutter von den Sofis abstammte, einen fürchterlichen Nebenbuhler *). Dieser Prinz warb eine Armee an und marschirte auf den Ibrahim los, welcher, weil er von seinen besten Truppen verlaßen wurde, nur schwachen Widerstand that. Einige sagen, er sey in dem Treffen geblieben, andere er sey gefangen worden, und sein Feind habe ihm das Leben genommen.

Schah-Rouk wurde alsdenn von allen Statthaltern der Provinzen für König erkannt. Er regierte aber nicht ruhiger, als seine Vorgänger. Der Scheik **) von Metched nahm sich vor die Krone auf das Haupt seines Sohns zu setzen, und brachte ganz Khorasan zum Aufstande. Als dieses vorging, lies sich Soliman, ein Prinz aus dem Hause der Sofis, in eben der Provinz zum Könige ausrufen. Schah-Rouk marschirte gegen diese beyden Aufrührer, erhielt verschiedene Vortheile über sie, und brachte den Soliman um, welcher das Unglück hatte, in seine Hände zu fallen.

Inzwischen, als er in Khorasan beschäftiget war, diesen Aufruhr zu stillen, erhoben sich mitten in Persien andere Unruhen. Die Khans dieser Gegenden warfen das Joch ab, und wollten

*) Versuch über die Unruhen Persiens und Georgiens, Theil 2.

**) Der grose Mufti.

ten ihre Statthaltereyen in unabhängige Fürstenthümer verwandeln. Auf einer andern Seite bemächtigten sich Trimouras, Despote von Georgien, und sein Sohn Heraclius, der Provinzen Erivan und Naxivan, streiften bis an die Thore von Tauris, und verbanden sich mit den Aghuanern dieses Landes, welche sich dem ersten von diesen Prinzen unterwarfen, der ihnen einen General gab.

Zu eben der Zeit steckten die Bactiaris, Curden ihrem Ursprunge nach, welche sich in dem mittäglichen Theile des Königreichs niedergelaßen hatten, die Fahne des Aufruhrs auf, und erklärten sich zum Besten eines Prinzen, Ismael mit Namen, welcher aus dem Hause der Sofis stammen wollte. Als diese Völker die Waffen ergriffen hatten, zogen sie zu Felde, verwüsteten das ganze Land, welches zwischen ihren Wohnungen und Ispahan liegt, bemächtigten sich dieser Hauptstadt, und liesen den Prinz Ismael daselbst krönen. Der neue Sofi, welcher Geld brauchte, um sich auf dem Throne zu erhalten, beschwerte das Volk mit übermäsigen Auflagen und trieb die Tyranney so weit, daß er verschiedene reiche Kaufleute umbringen lies, damit er sich ihres Vermögens bemächtigen könnte. Sheriman, ein berühmter Handelsmann von Zulfa, deßen Familie schon unter der Regierung des Schah-Nadir grausame Plackereyen ausgestanden hatte, war einer von denjenigen, die Ismael seinem Geitze aufopferte.

Die

Die Aghuaner, welche sich den Georgiern nur deswegen unterworfen hatten, damit sie ungestrafter alle Arten von Gewaltthätigkeiten begehen könnten, wurden dieser Unterwürfigkeit bald müde, und fingen an den General, den man ihnen gegeben hatte, zu verlaßen. Als nun ihre Frechheit durch nichts mehr im Zaume gehalten wurde, breiteten sie sich mit Wuth in Azerbijane aus, wo sie alles ermordeten und verbrannten. Heraclius, welcher durch ihren Aufruhr und durch die Räubereyen, die sie in der Nachbarschaft seines Landes begingen, erbittert wurde, griff sie in der Geschwindigkeit an, und erhielt einen grosen Sieg über sie. Er tödtete mit seiner Hand einen ihrer vornehmsten Anführer, welcher sich unterstanden hatte ihn auszufordern. Er rückte hernach bis nach Tauris, welches er belagerte, und nachdem er diese grose Stadt erobert hatte, marschirte er gegen die Lesgier und andere Barbaren, welche den Aghuanern in ihren Raubereyen beygestanden hatten. Die Vortheile, die er über sie erhielt, machten ihm einen solchen Muth, daß er damals den Titel des **Doulet-Scheriki**, das ist, eines Reichsgehülfen, annahm. Man giebt vor, daß er diesen Titel, vermöge eines Traktats, den er mit dem Schah-Rouk wegen Theilung des Königreichs geschloßen hatte, angenommen habe. Er endigte diesen Feldzug aber nicht so rühmlich, als er ihn angefangen hatte. Als sich die Aghuaner und Lesgier wider ihren gemeinschaftlichen Feind verbunden hatten, fielen sie die Provinzen Naxivan, Eriwan und Schirvan an, wo sie ungeheu-

geheure Brandschatzungen einforderten, indem sie die Väter zwangen ihre Kinder zu verkaufen, um diese Auflage abzutragen, Flecken und Dörfer plünderten, alles bis auf die Ernden verbrannten, alle Weibspersonen, die in ihre Hände fielen, mishandelten, und sie umbrachten, nachdem sie ihre viehischen Begierden gestillet hatten. Heraclius sahe also seine neue Eroberungen verwüsten, und war genöthiget, sich nach Teflis zurück zu ziehen, sein eigen Land zu bedecken.

Schah-Rouk, welchen der Aufruhr des Scheik von Metched ein ganzes Jahr in Khorasan aufgehalten hatte, verlohr seine meisten Truppen daselbst, welche für Elend starben. Seine Schwäche machte, daß seine Anhänger seiner überdrüßig wurden, und die Rede, welche sich ausbreitete, daß er ein Sunnite, das heist von der Sekte des Omar, sey, verminderte sein Ansehen vollends. Der Scheik bediente sich dieser Gesinnungen um das Volk zum Aufstande zu bringen, welches öffentlich erklärte, daß es einen König haben wollte, der die Religion ihrer Väter bekennte. Schah-Rouk wurde in der ersten Hitze dieses Aufstandes gefangen genommen, und seine eigne Unterthanen stachen ihm die Augen aus.

Das folgende Jahr brachte Heraclius eine neue Person auf den Schauplatz, welche ihm die Moscowiter überliefert hatten, und den man für einen Prinz aus dem königlichen Hause der Sofis ausgab. Seine Absicht war ihn dem Ismael

entgegen zu setzen, die Aufmerksamkeit des Volkes auf ihn zu ziehen, und sich des Vorwands seiner Erhebung zur Vermehrung seiner eignen Macht in Persien zu bedienen. In dieser Absicht suchte er um Bündnisse bey den meisten Khans des Königreichs an, und schlug ihnen einen Operationsplan vor, dessen scheinbarer Gegenstand war die Unruhen des Reichs zu stillen, die Aghuaner, Lesgier und das andere Räubergesindel, welche es verheerten, auszurotten, und zu einer Königswahl auf einem Reichstage, der zu Ispahan gehalten werden sollte, und wo man die Rechte des Ismaels und seines Gegners untersuchen wollte, zu schreiten.

Das Bündniß wurde geschlossen und der allgemeine Sammelplatz der Truppen wurde zu Tauris, dessen sich die Aghuaner kürzlich bemächtiget hatten, bestimmt. Heraclius aber merkte die Treulosigkeit seiner Bundsgenossen sehr bald, welche, anstatt, daß sie seinem Muthe beystehen sollten, ihm nur Hindernisse in allen seinen Unternehmungen erregten. Demungeachtet ging er mit zwölf tausend Mann zu Felde, und näherte sich Guendje, einer Stadt, die an den Grenzen von Persien und Georgien liegt. Er fand daselbst ein ansehnliches Corps von Lesgiern, welche der Gouverneur dieses Platzes, ob er gleich ein Bundsgenosse des Heraclius war, heimlich dahin gezogen hatte. Die beyden Armeen kamen zum Handgemenge, und die georgische kam so ins Gedränge, daß sie sich in Unordnung nach Teflis

zurück zog, nachdem sie drey oder vier tausend Mann verlohren hatte.

Heraclius ließ sich darauf mit den Circaßiern ein, erhielt eine mächtige Hülfe von ihnen, und marschirte gegen die Lesgier, von denen er in Georgien ein grosses Detaschement schlug. Er drang hernach in das Land der **Borcialous**, ein Volk, das sich, zwischen dem Gebiethe von Teflis und Guendje, niedergelassen hat, begegnete daselbst **Hadji-Tchelebi**, dem General der lesgischen Armee, tödtete ihm sieben bis acht tausend Mann, bemächtigte sich seiner Artillerie und der ganzen Bagage und befreyte funfzehn hundert Christensklaven, welche in seinem Lager waren. Dieser Sieg setzte die Sachen des Prinzen von Georgien gänzlich wieder in guten Stand. Die Aghuaner bathen ihn um Frieden, und erhielten ihn mit der Bedingung, daß sie in den Grenzen ihrer Wohnungen bleiben, und nicht über den Araxes gehen sollten. Das folgende Jahr übergaben sie ihm Tauris und die andern Plätze, deren sie sich bemächtiget hatten, und bothen sich sogar an sich mit ihm wider die Lesgier und den Khan von Guendje zu vereinigen.

So sahe es 1753 in Persien aus. Wir haben von diesem Reiche keine neuere Nachrichten. Das innerste des Landes ist unter so viele Oberherrn als besondere Khans oder Statthalters sind, getheilet. Schah Ismael ist Herr von Ispahan. Der Prinz, den die Moscowiter und Georgier auf den Thron setzen wollen, hat seinen

Sitz

Sitz zu Kaket, einer der vornehmsten Städte von Georgien. Heraclius, Herr von Azerbijane und dem persischen Armenien, ist bald im Stande dem übrigen Reiche, wovon seine Vorfahren Vasallen waren, Gesetze vorzuschreiben. Er ist ein Prinz von einem grossen Verstande, einem auserordentlichen Muthe, ordentlich in seinen Sitten, ungekünstelt in seinem Wesen und Kleidungen, von einer exemplarischen Gottesfurcht, gerecht, freygebig, hält sein Wort treulich, wird von seinem Volke geliebet, von seinen Soldaten angebethet, von allen seinen Nachbarn, die ihn als den grösten Feldherrn und vollkommensten Prinzen seines Jahrhunderts ansehen, hochgeachtet und verehret; ein Ruhm, den er schon seit vielen Jahren hat, ob er gleich jetzt * kaum zwey und dreyßig Jahre alt ist.

* 1758.

Fünftes Hauptstück.

Von der bürgerlichen und militarischen Regierung von Persien.

Erster Abschnitt.

Von dem Könige, seinen Weibern und Kindern, und von den Verschnittenen, welche in dem Haram Bedienungen haben.

Die Regierungsart dieses Landes ist das Bild eines vollkommenen Despotismus. Diese Knechtschaft ist bey den Persern alt *. Zu Zeiten des grossen Cyrus war in Persien die Gewohnheit die Könige anzubeten, und ihnen einigermassen eben die Ehre, als den Göttern zu erzeigen. Sie nahmen den Titel eines **Herrn**, als einen Vorzug vor andern, eines **grossen Königes**, oder **Königes der Könige**, an. Sie gaben sich unter der Regierung der Arsaciden diese Nahmen, und Sapor in einem Briefe, welchen er an den Kayser Constantius schrieb, nennet sich einen König

* Allgemeine Weltgeschichte aus dem Englischen übersetzt, Theil III, Seite 419 u.

König der Könige, einen Anverwandten der Sterne, einen Bruder der Sonne und des Monds. Alle Fremden, ohne Ausnahme der Abgesandten der Prinzen selbst, konnten nicht vor den König gelassen werden, ohne sich der Ceremonie der Anbetung zu unterwerfen. Sie waren gezwungen seinen Bildnissen eben die Ehre zu erzeigen. Man both, wie Philostratus erzählet, allen denjenigen, welche nach Babylon kamen, eine goldene Statue, welche ihn vorstellte, und wenn man in die Stadt gelassen werden wollte, muste man sie anbeten.

Die Gewalt dieser Monarchen war willkührlich. Sie sahen ihre Unterthanen mit der grösten Verachtung an, und gaben ihnen allemal den Nahmen der Sklaven, von welchem Stande sie auch waren. Die geringste Widersetzung wider den Willen des Prinzen wurde am Leben gestrafet. Man hieb den Verbrechern die rechte Hand und den Kopf ab. Diese Knechtschaft erstreckte sich so weit, daß diejenigen selbst, die der König öffentlich peitschen ließ, gewohnt waren sich bey ihm zu bedanken, daß er sie gewürdiget hätte seine Aufmerksamkeit bis zu ihnen zu erniedrigen. Man weiß die berühmte Schmeicheley die Herodotus erzählet. Einer von diesen Monarchen *, als er das Herz eines jungen Persers in Gegenwart seines eignen Vaters mit einem Pfeile durchbohret hatte, redete er den letzten an und

* Cambyses,

sagte zu ihm mit einer spöttischen Stimme: Glaubst du, daß ich eine gewisse Hand habe; worauf der Hofmann antwortete: Apollo selbst würde nicht gewisser geschossen haben; eine strafbare Schmeicheley, sagt Seneca, als die That des Monarchen selbst: Sceleratius telum id laudatum est quam missum.

Die heutigen Sofis haben den Despotismus eben so weit getrieben, besonders seit der Regierung Abbas I. Es sind in der ganzen Welt keine so unumschränkte Monarchen; die Macht der türkischen Kayser ist bey weiten nicht so tyrannisch. Unter verschiedenen prächtigen Titeln lassen sie sich Könige der Könige, Herren der Welt, Schatten des Allmächtigen, Verweser des Himmels, Gleiche der Sonne ꝛc. nennen *. Das Volk schreibet ihnen verschiedene übernatürliche Gaben zu, als die Gabe die Krankheiten zu heilen. Wenn der König aus seinem Pallaste gehet, so kriechen die Kranken an den Ort, wo er vorbey muß, bitten ihn die Finger in das Wasser zu tauchen, welches sie ihm darreichen, und trinken es hernach begierig hinter, in der Meynung, daß es ihre Genesung zuwege bringen wird.

Die Perser bilden sich ein, daß die Gebothe ihrer Oberherren Befehle GOttes sind, daß man ihrem ungerechtesten Verlangen eine blinde Ehrfurcht schuldig ist, und daß ein Sohn seinen Vater, und ein

* Salmon, Staat von Persien, italienische Uebersetz. Reise des Ritters Chardin, Theil VI. Cap. I.

ein Vater seinen Sohn zu tödten verbunden ist, wenn es der König befiehlet, er mag betrunken oder rasend seyn. Sefi befahl einstmals aus einem wunderlichen Einfalle einem jungen Herren seinem Vater in seiner Gegenwart die Ohren abzuschneiden, welcher einer der vornehmsten Richter des Divans war. Der Sohn gehorchte, ohne den geringsten Widerwillen zu bezeigen, und der König, welcher fortfuhr seine Gewalt zu misbrauchen, befahl ihm auch diesem Elenden die Nase abzuschneiden; welches eben so geschwinde verrichtet wurde. Der alte Rathsherr, der über diese Begegnung erzürnet war, bath sich bey dem Monarchen zur Gnade aus, daß er ihn möchte tödten lassen, um ihm den Schimpf eines solchen Unglücks zu ersparen: **Ich willige darein**, sagte der König, **allein dein Sohn muß dir das Leben nehmen.** Der junge Hofmann gehorchte diesem barbarischen Befehle gleichfalls, und hieb seinem Vater den Kopf ab, dessen Amt er zur Belohnung für diesen entsetzlichen Vatermord bekam *. Das ist eine That, die von derjenigen, welche man von dem Cambyses erzählet, wenig unterschieden ist, und die anzeiget, daß nach zwey tausend Jahren eben dieselben Sitten in Persien wieder aufgekommen sind.

Das allererschrecklichste von diesem Despotismus ist, daß der Sefi ohne einige Umstände, alle

* Thevenot, im Salmon angeführet, wie oben. Chardin erzählet von diesem Prinzen verschiedene solche Sachen.

diejenigen umbringen kann, von denen er sich für beleidiget hält, er mag der niedrigste Sklave, oder der vornehmste Herr des Reichs, seyn. Es ist wahr, er bedient sich nicht leicht dieser gewaltsamen Mittel, als bey den Personen, die wegen ihrer Bedienung um ihn seyn müssen. Der gewöhnliche Gebrauch ist, daß man die Verbrecher vor ein ordentlich Gerichte fordert, ihre Vertheidigung anhöret, und sie nach den Gesetzen verurtheilet. Was die Bedienten des Pallasts und die andern Officiers des Reichs anbetrift, so betrachtet sie der König als Sklaven, welche mehr von seiner Person abhangen, und er glaubt, daß er über ihr Vermögen und Leben willkührlich gebiethen kann. Ein Befehl, der aus seinem Munde gehet, und einigen Soldaten seiner Wache anvertrauet wird, entscheidet das Schicksal eines Premierministers, eines Statthalters der Provinz, eines Generals der Armee. Man opfert ihn alsbald auf, ohne ihm zu erlauben sich zu rechtfertigen, und ohne daß er das meiste mal weiß, was er für ein Verbrechen begangen hat.

Diese Prinzen haben keinen Staatsrath grosse Sachen zu entscheiden. Alles wird durch sie, oder den **Athemat-Douler**, und öfters durch einige Weiber aus dem Haram, abgethan, deren listige Streiche einen solchen Einfluß auf die Regierung haben, daß kein Minister, noch ansehnlicher Herr ist, der nicht gezwungen wäre vor ihrer Macht zu kriechen. Zu diesem Grade der Knechtschaft haben die Sofis in den letzten Zeiten ihre Unterchanen

thanen gebracht; und wie Plato diesem Geiste der Knechtschaft den Verfall der alten persischen Monarchie zuschreibt *, so können wir mit eben so viel Rechte alles neuere Unglück dieses Volks eben dieser Ursache beymessen.

Die Krone ist erblich, und gehet in gerader Linie von männlichen Erben, so lange sie bestehet, mit Ausschliesung der Nebenlinien. Die Gesetze bestimmen den ältesten Sohn des regierenden Prinzen zum Throne. Diese Einrichtung aber wird oftmals geändert, weil der Monarch, der die Gewalt über das Leben und den Tod seiner Kinder hat, wie über die Unterthanen, oft die jüngsten vorziehet, und die ältesten blenden läst.

Seit dem Abbas I haben die meisten Sofis die grausame Staatsklugheit gehabt ihren Brüdern und Brudersöhnen die Augen ausstechen zu lassen, um sich von der Furcht zu befreyen, welche ihnen der Ehrgeitz dieser Prinzen verursachen konnte **. Ehemals fuhr man ihnen mit einem glühenden Eisen über die Augen; als man aber dem Abbas II. hinterbrachte, daß seine Brüder, welche man auf diese Art geblendet hatte, des Abends den Schein der Fackeln unterschieden, und sich sogar rühmten, daß sie zuweilen ohne Stock gehen könnten, ließ er ihnen die Augen ausreissen; welches hernach allemal geschehen ist. Der Minister dem diese grausame Verrichtung aufgetragen wird, begiebt sich an die Thüre des

* Plato, Buch III. de legibus.
** Chardin, ebendas, Cap. II.

Haram mit einem Befehle von dem Könige, welchen er den Verschnittenen von der ersten Wache übergiebt. Sie bringen den jungen Prinzen zu ihm, und während daß sie ihn halten, macht er mit einer Hand das Augenlied auf, und mit der andern trennet er mit der Spitze eines Messers das Auge aus seiner Holung, und löset es also ganz ab. Die Verschnittenen führen den armen Prinz in das Serail zurück und verbinden seine Wunden mit beisenden Sachen. Wenn die Operation und Verbindung mit Geschicklichkeit geschiehet, so laufen die Holungen nicht, sonst entstehet darinne eine Fistel, welche beständig schwüret, und diese Prinzen nöthiget, oftmal des Tages eine andere Binde zu nehmen. So barbarisch diese Staatsklugheit ist, scheinet sie den Morgenländern nicht so hart, als der türkischen Kayser ihre, welche ihre Brüder und Brüderssöhne ohne Mitleiden umbringen. Die Perser finden einen Vortheil darinne, nehmlich daß sie nicht befürchten dürfen, daß das regierende Haus aussterbe, ein Unglück, womit die Türken oft bedrohet worden sind.

Die Prinzen von königlichem Geblüte werden in dem Haram erzogen, wo ein jeder ein Zimmer zum Gefängnisse hat. Man erlaubet ihnen aber zu gewissen Stunden heraus zu gehen, damit sie sich mit Bogenschiesen, mit Spieswerfen und andern Uebungen des Leibes beschäftigen können. Sie haben Verschnittene zu Lehrmeistern, welche ihnen lesen, schreiben und den Alcoran lehren.

Es scheinet, daß die Lehrer, welche sie unterrichten müssen, sich bemühen ihnen grosse Empfindungen zu der Frömmigkeit beyzubringen: denn verschiedene von diesen Prinzen beschäftigen sich den grösten Theil des Tages mit beten und lesen ihrer heiligen Bücher *. Einige vertreiben sich die Zeit mit Drechseln oder mit Zeichnen. Ihre Nahrung ist sehr mäßig. Ihre Kleider sind von gemeinem Zeuge, welche man des Winters mit Lamsfellen futtert.

Man hat im Gebrauche sie im achtzehnten Jahre zu verheyrathen. Die Prinzen welche von dem Throne entfernet sind, haben nur eine Frau, welche man besonders in einen Haram einschlieset, und von einem Verschnittenen bewachen läst, ohne dessen Erlaubniß der Mann nicht zu ihr kommen kann. Man trägt Sorge sie unfruchtbar zu machen, indem man ihr gewisse Getränke giebt, damit man die allzugrosse Vermehrung der Prinzen vom Geblüte verhindern möge. Die nähern Erben der Krone bekommen zuweilen zwey und drey Weiber. Sie wohnen mit ihnen in einem geraumlichen Hause, das von den andern Wohnungen des Harams abgesondert ist. Ihre Mutter wohnet in eben dem Pallaste, und sie haben eine grosse Menge Verschnittene zu ihrem Dienste. Anstatt daß sie an der Regierung Theil nehmen sollten, sind sie in einer tiefen Unwissenheit alles desjenigen, was in dem Königreiche vor-

* Geschichte der letzten Veränderung von Persien, Theil I. Seite 12 ꝛc.

vorgehet. Man verbirget ihnen sogar ihren Stand, und der älteste Prinz weiß nicht, daß er der vermuthliche Erbe des Throns ist. Abbas I führte die Gewohnheit ein die königlichen Kinder in den Haram einzuschliesen, ohne ihnen zu erlauben bey Lebzeiten ihres Vaters heraus zu gehen. Er sagte hierbey, daß Prinzen eben so sehr über ihr Ansehen, als über ihr Vergnügen halten müsten, und daß sie zu Erhaltung einer Krone eben die Vorsicht haben könnten, die sie anwenden sich der Treue ihrer Weiber zu versichern.

Die Prinzeßinnen vom königlichem Geblüte haben ein wenig mehr Freyheit. Ob sie gleich unter der Aufsicht schwarzer Verschnittenen stehen, welche beständig auf ihre Aufführung Acht haben, so verschaft man ihnen dennoch allen Zeitvertreib und Annehmlichkeit, die sie wünschen können. Ihr gewöhnliches Schicksal ist, daß sie an die vornehmsten Herrn des Königreichs verheyrathet werden, und besonders an die Mollahs des Pallasts. Diejenigen, welche sie heyrathen, können keine andern Weiber haben, und sind sogar genöthiget alle ihre Beyschläferinnen abzuschaffen.

Alle Reisende kommen darinne überein, daß sie uns den vortheilhaftesten Begriff von den Schönheiten machen, die in dem königlichem Haram wohnen. In jeder Provinz suchen die Statthalter sorgfältig alle Mägdchen auf, die sich durch ihre Annehmlichkeiten unterscheiden *; es ist kein Vater, der sich nicht eine Ehre daraus mache, daß man die Augen auf seine Familie werfe.

In

* Chardin, wie oben, Cap. XII.

In der That, sobald eine junge Person in das Serail Sefi aufgenommen wird, erhalten alle ihre Anverwandten jährlich eine ansehnliche Summe. Diese Gnadengelder werden vermehret, wenn sie das Glück hat ihn verliebt zu machen; und wenn sie mit einem Prinzen niederkommt, wird ihre Familie zu den vornehmsten Bedienungen des Reichs erhoben. Da im ganzen Oriente keine Gegend ist, wo es schönere Leute giebt, als in Circaßien und Georgien, so wird aus diesen beyden Provinzen der gröste Theil der Sultaninnen genommen. Wenn der König keine Erben hat, bestreben sie sich alle Mutter zu werden, weil die Erhebung ihrer Familie davon abhängt. Wenn er aber schon verschiedene Prinzen hat, stehen sie in Furcht die Anzahl derselben zu vermehren, weil das Schicksal der letzten ist, daß sie umgebracht oder geblendet werden: daher kommt es, daß verschiedene von diesen Weibern sich entschliesen ihre Frucht abzutreiben.

Wenn der Haram zu voll ist oder der König überdrüßig ist beständig einerley Gegenstände darinne zu sehen, nimmt man eine gewisse Anzahl Mägdchen heraus, welche man an Personen von Stande verheyrathet. Das wiederfährt aber selten den Weibern, die das Bette des Monarchen bestiegen haben, und niemals denjenigen, welche ihm Kinder gebohren haben.

Der Haram ist in verschiedene Theile getheilet, die keine Gemeinschaft mit einander haben. Eine jede Mutter, wie man gesagt hat, wohnet mit ih-

ren Kindern in einem besondern Pallaste. Wenn der König stirbt, werden alle Weiber, mit denen er gelebt hat, in ein besonderes Haus auf Zeitlebens eingeschlossen. Diejenigen, welche in dem grossen Haram wohnen, haben jede ihre Kammer, oder wohnen zwey und zwey beysammen. Wenn ihrer zwey beysammen sind, ist es eine junge und alte. Sie können sich ohne Erlaubniß nicht besuchen, und man verbietet ihnen allen Umgang, der weiter, als die gemeine Freundschaft, gehet. Ungeachtet dieser Vorsicht, ist es doch nicht möglich so viele junge Personen zu zwingen, welche, da sie alles Umgangs mit den Mannspersonen beraubet sind, sich dieses Zwanges wegen schadlos zu halten suchen, und sich geheimen Unordnungen ergeben, die unter den Weibern des Orients nur allzugemein sind. Was man von ihren schändlichen Liebeshändeln erzählet, ist ein entsetzliches Gemählde, dessen Abscheulichkeit wir nicht aufdecken wollen. Diejenigen, welche sich die Blicke und den Vorzug des Monarchen zuziehen, sind dem Hasse der andern ausgesetzet, welche die grösten Betrügereyen anwenden, um ihr Ansehen zu stürzen. Diese Streitigkeiten erfüllen den Haram mit Unruhen, und machen aus diesem Orte der Wollust einen Aufenthalt der Zwietracht und Unordnung. Der König, der fast bey allen seinen Weibern nichts, als Treulosigkeit, findet, ohne einige Ergebenheit für seine Person, beleget sie wegen der geringsten Fehler mit erschrecklichen Strafen; indem er einige herunter setzet, und zu den schlechtesten Verrichtungen erniedriget; an-

dere

dere zum Gefängniß, zur Geiselung, zu Stockschlägen und zu andern Strafen verurtheilet.

Die Sultaninnen bringen ihr Leben in dem grösten Müßiggange zu. Ihr vornehmster Zeitvertreib bestehet darinne, daß sie Opium nehmen, rauchen, ins Bad gehen, sich von kleinen Sklaven die Haut kratzen lassen, singen und auf Instrumenten spielen. Das ist die Lebensart der meisten persischen Damen. Man trägt ihnen gemeiniglich keine häusliche Sorge auf, und die arbeitsamsten beschäftigen sich mit Sticken. Der Grundsatz der Perser ist, daß die Weiber zu arbeitsamen Beschäftigungen nicht gemacht sind, und daß sie einzig und allein in dieser Welt bestimmet sind den Mannspersonen zu gefallen und ihr Geschlecht fortzupflanzen.

Salmon versichert, daß die Beyschläferinnen des Königs von Persien Besuche von ihren Anverwandinnen annehmen können, welches in andern Serails des Orients nicht geschiehet. Sie kommen nicht aus dem Haram, als wenn sie den Prinzen auf seinen Reisen begleiten. Ihre Fuhrwerke, die mit Gittern vermacht sind, und Käfigten gleichen, sind mit einem Haufen Verschnittener und Soldaten umgeben, welche aus aller Macht **Kourouck, Kourouck**, schreyen, um die Vorbeygehenden zu warnen sich von dem Wege zu entfernen. Wenn dieser Zug durch eine Stadt gehet, so sind alle Einwohner der Gassen, durch welche er ziehet, genöthiget aus ihren Häusern zu gehen, und sich in den benachbarten Gassen zu ver-

verbergen. Wenn es ein Flecken ist, müssen ihn alle Mannspersonen verlassen und sich ins Feld zerstreuen. Ein unvermeidlicher Tod würde die Strafe einer unbescheidenen Neugier seyn.

Die Weiber werden so genau bewachet in dem ganzen Königreiche, daß die türkischen Serails in Vergleichung mit den persischen für freye Orte gehalten werden können. Die Perser geben vor, daß die letzten Worte ihres Gesetzgebers diese gewesen sind: **Haltet über euere Religion und über euere Weiber:** dieser wegen glauben sie, daß sie in ihrem Haram keine Eingezogenheit beobachten lassen können, die strenge genung wäre. Sie bilden sich ein, daß nicht nur ihre Ehre, sondern auch die Ehre GOttes und ihre Seligkeit, darauf bestehe, nicht zu leiden, daß die Fremden den geringsten Blick auf die Orte, wo sie ihre Beyschläferinnen bewachen, werfen. Sie treiben dieses so hoch, daß sie das Grab, worein man ihre Weiber legt, mit einem Zelte bedecken lassen, damit ihr Leib nicht von den Mannspersonen, die bey der Beerdigung sind, gesehen werden möge. Ihre Harams sind allemal mit einer hohen Mauer umgeben, und zuweilen von einer doppelten und dreyfachen. Die Weiber sehen darinne niemals andere Mannspersonen, als ihre Gemahls, ihre Söhne und ihre Brüder.

Die Verschnittenen sind die einzigen Mannspersonen, die man zum Dienste des Harams brauchet.

chet. Es giebt schwarze und weisse. Die ersten, welche man gemeiniglich von der Küste von Malabar bekommt, haben ihre Bedienungen in dem Innersten des Serails. Da sie die Aufsicht über die Aufführung der Sultaninnen haben, so werden die heslichsten und ungestaltesten zu dieser Verrichtung ausgesuchet. Sie dürfen aber in kein Zimmer einer Frau kommen, wenn sie älter, als zehn Jahre, oder jünger, als funfzig Jahre, sind. Sie begleiten die Damen allemal, wenn sie aus ihrem Zimmer gehen, sie mögen nun ins Bad gehen, oder eine die andere besuchen. Die weissen Verschnittenen bewachen die Thüren des Harams, oder werden in der Küche und in den Gärten gebraucht. In die Zimmer dürfen sie nicht kommen.

In den letzten Zeiten zählte man in dem Serail des Sofi mehr, als vierhundert Verschnittene. Die grossen Herren haben auch viele zu ihrer Bedienung, und vertrauen ihnen nicht nur die Bewachung ihrer Weiber, sondern auch die Verwaltung ihrer Güther, an. Man bemerket, daß, da sie von ihrer Familie entfernet sind, welche die meisten nicht einmal kennen, und mit den übrigen Menschen durch keine Bande verbunden sind, sie sich von den andern Sklaven durch ihre Treue und ihren Eifer unterscheiden; dieses, nebst einer kriechenden Seele, die dieser Art von Leuten natürlich ist, bringt ihnen in kurzer Zeit das Vertrauen und die Gunst ihrer Herren zuwege.

Vor der Regierung des Schah Soleiman wurden die Verschnittenen zu den niedrigen Verrichtungen des Pallasts gebraucht, wovon ich geredet habe *. Sie waren in dem Harem eingeschlossen, und hatten an der Regierung keinen Theil. Sie besassen im Reiche nur eine ansehnliche Bedienung, welche das Amt des Großschatzmeisters, und des vornehmsten Oberauffehers über die Einkünfte war. Man vertraute ihnen vorzüglich dieses Amt, weil, da sie weder Weiber noch Kinder hatten, sie natürlicher Weise nicht so leicht in die Versuchung fallen sollten sich durch unrechtmäßige Mittel zu bereichern. Man verschafte ihnen in dem Harem alle ersinnliche Annehmlichkeiten, um sie genauer zu dem Dienste des Prinzen zu verbinden. Ihr Stand aber war so verachtet, daß sie das Volk mit Beschimpfungen überhäufte so oft sie aus dem Serail gingen.

Sefi II zog sie aus dieser Niedrigkeit. Als dieser Prinz von einem halsstarrigen Podagra überfallen wurde, welches ihn zwey Jahre lang in dem Haram zurück hielt, hatte mit einigen Verschnittenen öftere Unterredungen, fragte sie bey vielen wichtigen Sachen um Rath und gewöhnte sich unvermerkt an nach ihrem Rathe sich zu richten. Er warf sein Vertrauen besonders auf den Chogiadrak, welcher die Krankheit des Prinzen hindurch das Königreich sehr klüglich regierte. Als Sefi wiederhergestellet war, nahm er

* Geschichte der letzten Veränderung von Persien, Theil I.

er eben diese Verschnittenen unter die Ministers auf, und errichtete einen besondern Rath aus ihnen, welcher die vornehmste Regierung der Sachen hatte. Ihr Ansehen nahm unter der Regierung des Schah Hussein noch mehr zu, und der unerträgliche Mißbrauch desselben war eine der vornehmsten Ursachen des Unglücks dieses Monarchen.

Die Asiater verschneiden ihre Verschnittenen gänzlich, welche in den Serails nicht aufgenommen werden würden, wenn sie noch das geringste Zeichen ihres Geschlechts hätten. Diese Operation geschiehet zwischen dem siebenten und zehnten Jahre glücklich; später würde sie sehr gefährlich seyn, und von vier Kindern würde vielleicht nicht eins davon kommen.

Zweyter Abschnitt.

Von den Ministern und grossen Bedienten des Reichs.

Der vornehmste Bediente des Reichs ist der Athemat-Doulet *, welchen man auch Iran Medari, das heist Wendepunkt von Persien, und Visir Azem, das heist Großvizir, nennet. Man kann sich vorstellen wie groß die Macht eines solchen Ministers unter Prinzen seyn muß, die in der Dunkelheit des Harams erzogen wor-

* Dieses Wort bedeutet Stütze des Throns.

worden sind, und, weil sie nicht die geringste Kenntniß der Sachen mit auf den Thron bringen, das Staatsruder einem geschickterem Führer, der unter ihrem Nahmen regieret, und willkührlich sich aller ihrer Macht bedienet, überlassen müssen *. Eine von den vornehmsten Verrichtungen dieses Ministers ist, daß er sein Siegel unter alle Befehle des Prinzen drücket, welche ohne diese Beobachtung keine Gültigkeit haben. Man hat hier so viele Ursachen in die Fähigkeit der Oberherrn so viel Mißtrauen zu setzen, daß man billig verlanget, daß ihre Befehle wenigstens durch die Hände eines Vizirs gehen, welcher sie mit einiger Sorgfalt untersuchet, ehe er sie kund thut und ein Staatsgesetze daraus macht. In wohleingerichteten Monarchien bestätiget die Befehle der ganze Rath und giebt ihnen durch Eintragung in ihre Register das Kennzeichen eines Gesetzes. Man bemerket, daß der Zustand eines Premier Ministers von Persien viel besser ist als eines türkischen Vizirs. Ausser daß sie nicht so leicht abgesetzet werden, so ist die Verbannung gemeiniglich das einzige Unglück, welches ihre Absetzung begleitet, anstatt daß man bey der Pforte selten einen Großvizir absetzet, ohne daß man ihn erwürgen läst.

Die andere Bedienung des Königreichs ist das Amt des **Divan-Beg**, oder Prinzen des Divans. Dieser ist das Haupt des Gerichts. Er ist die letzte Instanz von allen bürgerlichen und

pein-

* Salmon, wie oben.

peinlichen Sachen, und er kann alle Processe, welche bey den andern Obrigkeiten anhängig sind, vor sein Gerichte ziehen. Er hält gemeiniglich in seinem Hause Gericht und zuweilen in einem von den Pavillons, welche den Eingang in den grossen Pallast von Ispahan machen. Der Premier Minister hält sein Gerichte in dem andern Pavillon.

Der Staatssecretarius, **Vakanarisch** genannt, hat das Amt alle Befehle des Prinzen zu sammeln, und alle Entwürfe der Ausfertigung aufzubehalten. Er fertiget die Befehle in die Provinzen aus, wo er eine grosse Menge von Secretarien unterhält, die unter ihm stehen, welche ihn von den wichtigsten Sachen unterrichten, die er hernach in dem Divan vorträgt.

Der **Mirab**, oder Aufseher über das Wasser hat unter den Ministern auch einen grossen Rang. Seine Verrichtung bestehet darinne, daß er auf die Austheilung des öffentlichen Wassers Achtung giebt, damit eine jede Privatperson so viel bekomme als sie zu ihrem eignen Gebrauche und zu Begiesung der Felder nöthig hat. Diese Einrichtung ist in einem Lande sehr nöthig, wo es wegen der Trockenheit oft an Wasser mangelt. In jeder Provinz ist ein besonderer Mirab.

Der **Nazir** ist der Oberaufseher der Einkünfte des Prinzen, der oberste Verwalter aller Kammergüther und der Schatzmeister. Er ordnet den Aufwand seines Hauses an, und hat eine besondere Aufsicht über die Bedienten des Pallasts.

Er zahlet die Besoldungen aus; er überreicht die Geschenke, die der König den Abgesandten und Privatpersonen schicket. Die fremden Handelsleute haben nur mit ihm zu thun. Er hat zwey Gehülfen, welche genau auf seine Aufführung Achtung geben. Seine Rechnungen müssen von diesen Gehülfen, von dem Athemat-Doulet und von dem Divan-Beg durchgesehen werden, und er kann keine Summe ohne einen unterschriebenen Befehl von diesen Ministern auszahlen.

Der Gehikagasi-Baßi * befiehlt in dem vordern Theile des Pallasts **. Von ihm bekommen die Thorhüter, die Wachen und andere Bedienten dieser Art ihre Befehle. Er stehet beständig vor dem Prinzen, und geht vor ihm in öffentlichen Ceremonien her, indem er einen mit Gold beschlagenen und mit Edelgesteinen besetzten Stock in der Hand hat.

Der **Mirakour Bachi**, oder Großstallmeister hat nicht nur die Aufsicht über die Ställe des Prinzen, sondern auch über alle Stutereyen in dem Königreiche. Der Großjägermeister, **Mirchekar Bachi**, oder Prinz der Jagden, genannt, hat mehr als tausend Bediente unter seinem Befehle, welche zur Falkenjagd und andern Jagden der Thiere gebrauchet werden. Wenn

der

* Chardin schreibt Ichicagasi Bachi.

** Der Pallast von Ispahan wird in zwey Theile getheilet; der eine, welcher entgegen stößt, wenn man hinein kommt, der andere, welcher tiefer hinten ist und zu dem Serail führet. Dieser andere Theil hat einen besondern Ichicagasi.

der König jagen will, läst dieser Minister nicht nur die Hunde, Falken, Sperber und andere abgerichtete Thiere, sondern auch zahmgemachte Bäre, Pantherthiere und Löwen, welche auf den ersten Wink ihren Raub anfallen, und nachdem sie ihn ergriffen haben, wieder zu ihren Herren zurück kommen, an den Ort bringen, wo die Jagd soll gehalten werden.

Der **Mehter**, oder Oberkammerherr ist ein anderer ansehnlicher Minister. Seine vornehmsten Verrichtungen bestehen darinne, daß er den König anziehet, ihn bey Tische bedienet und überall begleitet. Er trägt beständig an seinem Gürtel einen kleinen goldenen Kuffer, welcher voll Cachou, Opium und verschiedenen Arten von Weyhrauch ist, welche er dem Prinzen darreichet, wenn er sie verlanget. Diese Bedienung kann nur ein weisser Verschnittener haben. Da derjenige, welcher damit bekleidet ist, beständig bey dem Könige ist, so ist er mehr, als ein anderer Minister im Stande, sich beliebt zu machen. Alle Hofleute bemühen sich um seine Gunst, und verehren sein Ansehen. Er hat über die Verschnittenen des Pallasts eine unumschränkte Gewalt.

Der **Tuchmal Bachi** hat die Bedienung eines Oberhofmarschalls. Er hat die Oberaufsicht über die Küchen und den Speisevorrath, und gehet vor denjenigen vorher, die das Mittags- und Abendessen dem Könige bringen. Er versucht die Speisen bey dem Eingange des Saals, und

der Mehter kostet sie auch, wenn man sie auf den Tisch setzet. Der Aufwand ist bey dem Mittagsessen auf zwey Hammel, vier Lämmer und dreyßig Hüner, und die Hälfte weniger zum Abendessen gesetzet. Was abgetragen wird kommt in das Serail.

In Persien ist kein ursprünglicher Adel. Der Unterscheid kommt nur von Bedienungen oder von Besitzung grosser Reichthümer. Diejenigen unterdessen, die von dem Mahomed, oder den zwölf Imans, seinen Nachfolgern abstammen, haben unter den Bürgern einen sehr grossen Rang, den sie blos ihrer Geburth schuldig sind; welches mit unsern Begriffen von dem Adel vollkommen überein kommt. Sie haben das Vorrecht einen grünen Turban zu tragen, und sich Seid und Mir zu nennen. Der erste von diesen Nahmen bedeutet berühmt, und der andere kommt mit dem Nahmen Prinz überein.

Der Kalaat ist ein Unterscheid, der gemeiniglich bey den grossen Bedienungen ist. Er bestehet aus einer reichen Kleidung, die der König durch einen vornehmen Bedienten schicket. Zuweilen ist es ein völliger Anzug, der aus einem Rocke, einer Weste, einem Gürtel und einem Turban, alles aus einem Werthe von fünf bis sechs hundert französischen Pfunden, bestehet. Oefters ist es nur eine Weste. Man braucht kein grosses Ansehen diese gewöhnlichen Kalaats zu erhalten. Die andern werden nur grossen Herren gegeben.

Man

Man bemerket, daß die Perser von Natur sehr eitel sind. Es ist kein Volk, das mehr den Hof, den Unterscheid und die Ehrenbezeugungen liebt. Die Grossen bringen den grösten Theil des Tages mit einer destomehr zu bewundernden Unverdrossenheit in dem Pallaste zu, weil sie sehr selten den König zu sehen bekommen, welcher sich gemeiniglich mit seinen Weibern in den Haram einschlieset. Sie haben in dem Innersten desselben Leute, welche sie alsbald von den kleinsten Dingen, und besonders von dem Augenblicke, da der König sowohl bey Tage, als bey Nacht, aus dem Serail gehet, unterrichten.

Dritter Abschnitt.

Geistliche Würden.

Die Geistlichen haben besondere Bedienungen und Würden, die mit ihrem Stande verknüpfet sind. Die vornehmsten sind die Bedienungen der **Seders** oder **Jeders**, welche gleichsam die Hohenpriester der Mahometaner von Persien und die höchsten Richter in allen Sachen sind, welche einigermasen die Religion betreffen.

Diese Prelaten haben die Oberaufsicht über die Pfründen und Einkünfte der Moscheen; sie statten aber vor einem geistlichen Gerichte, welches ein genaues Verzeichniß von allen Summen, die sie ausgeben, hält, von ihrer Verwaltung Rechnung ab.

Diese Bedienung wurde ehemals von einem einzigen verwaltet, welcher den Titul Sedre Moukoufat, oder des Hohenpriesters, hatte. Abbas II schafte sie ab, und sein Nachfolger theilte die Verrichtungen derselben unter zwey Priester. Der eine, welcher Sedre Kasseh, oder der besondere Hoheprieſter, genennet wurde, hatte die Verwaltung der königlichen Moscheen und der andern Güther, die von den Königen dahin vermacht waren. Der andere, welcher, Sedre Aam, oder allgemeiner Hoherprieſter genennet wurde, besorgte die Güther, die von den Unterthanen vermacht waren.

Diese beyden Sedres führen den Titel der Prinzen des mahometanischen Gesetzes, der Häupter der Religion, der Vicarien des Mahomets, und der Statthalter der zwölf Imans seiner rechtmäßigen Nachfolger. Sie haben Sitz und Stimme in den Versamlungen, welche in dem Pallaste gehalten werden. Der Sedre Kasseh ist zur Linken des Königs. Der Athemat-Douli ist zur Rechten, und unmittelbar unter ihm ist der Sedre Aam. Diese beyden Prelaten haben gemeiniglich die Ehre die Prinzeßinnen vom königlichen Geblüte zu heyrathen.

Die dritte geistliche Würde ist die Würde des Cheik-el-Islam, oder des Aeltesten, das heist, des Hauptes des Gesetzes. Er hält auch ein besonderes Gerichte.

Der Cadi ist ein anderer geistlicher Richter. Dieses Wort, welches die Perser cazi ausspre-

chen,

chen, bedeutet einen Schiedsrichter, oder einen Mann, welcher entscheidet. Dieser war ehemals die einzige obrigkeitliche Person in jeder Stadt. Das mahometanische Gesetze giebt ihm eine grosse Macht, welche er in der Türkey in ihrem völligen Umfange ausübet. In Persien aber hat er einen Theil seiner alten Rechte verlohren, welche die Sedres und der Cheik-el-Islam an sich gezogen haben. Inzwischen ziehen die Personen, welche für die Einrichtung, die in dem Alcoran stehet, eifrig sind, das Ansehen des Cadi dem Ansehen aller andern Lehrer vor, besonders in Sachen die die Testamente, die Heyrathscontracte, und die Ehescheidungsschrift, betreffen.

Der Mufti hat seine Vorrechte nicht besser erhalten. Dieser Prelate, der bey den Türken so verehret wird, welche ihn als das höchste Oberhaupt der Religion ansehen, hat in Persien fast gar keine Macht. Vor den Sofis, welche viele Neuerungen in geistlichen Sachen eingeführet haben, hatte er das Amt eines Hohenpriesters. Er eignete sich das Recht zu alle Gewissensfälle zu entscheiden, Strafen wegen Uebertretung des Alcorans aufzulegen, die Sünder in den Bann zu thun und davon los zu sprechen. Man fragt ihn noch heut zu Tage über schwere Punkte des Gesetzes um Rath, und sein Ausspruch dienet zuweilen den Obrigkeiten zur Richtschnur bey ihren Urtheilen. Hierinne bestehen alle Verrichtungen dieses Amtes, weswegen man allemal einen Menschen

schen darzu nimmt, der in den Gesetzen gelehrt, aber von einer gelassenen Gemüthsart, ist, die sich nach den Absichten und gegenwärtigen Grundsätzen der Regierung richtet.

Die Richter, von denen wir jetzt geredet haben, haben jeder ihr Gerichte, und untersuchen nicht nur alle geistlichen Sachen, welche blos bürgerlich sind. Da der Alcoran und die Werke, die ihm zur Auslegung dienen, das einzige bürgerliche und canonische Recht der Perser sind, und man mit Grunde voraus setzet, daß die Geistlichen in Verstehung dieser Bücher geschickter, als die Weltlichen sind, so ist das Volk natürlicher Weise geneigt den erstern die Entscheidung ihrer Streitsachen zu überlassen. Diese Priester also, deren Ansehen nur in Religionssachen gelten sollte, haben sich unvermerkt aller Sachen bemächtiget, und in die Gerichtsbarkeit der Weltlichen solche Eingriffe gethan, daß sie heut zu tage fast die einzigen Richter sind. Sie bemänteln diesen Eingriff mit einem Grundsatze, der darauf umgehet die weltliche Macht über den Haufen zu werfen *. Sie geben vor, daß die höchste Macht und die Gewalt Gesetze zu geben, nach göttlichem Rechte, nur einem Propheten zukommt; daß GOtt zu allen Zeiten sein Volk durch Leute, die mit diesem heiligen Character bekleidet gewesen sind, als Abraham, Moses, Samuel, David, Salomon und seine Nachfolger, regieret habe; daß Mahomed, der gröste

unter

* Chardin, ebend. Cap. I.

unter den Propheten mit zwey Schwerdern bewafnet gewesen sey, und in seiner Person die königliche Würde mit der Würde eines Hohenpriesters vereiniget habe; daß er auf den Ali eben diese Macht überlassen habe, welcher von einer Hand in die andere auf seine Nachkommen, bis auf Mohamed Almachadi, den letzten Iman, gekommen sey; daß, als Almahadi, ohne einen Nachfolger zu ernennen, verschwunden sey *, und einmals das Ruder der Regierung wieder übernehmen solle, der königliche Thron in seiner Abwesenheit nur von einen Menschen besessen werden könne, der von einer besondern Heiligkeit und von einer solchen Fähigkeit sey, daß er wenigstens siebenzig Wissenschaften verstehe, und alsbald auf alle Fragen antworten könne, welche über den Alcoran an ihn gethan werden: Denn, sagen sie, wie kann ein gottloser König, der sich schändlichen Leidenschaften ergiebt, die Würde eines Statthalters GOttes verlangen; und wenn er so schlecht unterrichtet ist, als die meisten Prinzen, deren Wissenschaft nicht weiter gehet, als daß sie lesen können, wie kann der die Gewissensfälle und Glaubenszweifel entscheiden?

Char-

* Die Perser glauben, daß er nicht gestorben, und an einem unbekannten Orte verborgen sey, woraus er einmal kommen wird, um die Regierung der Welt bis zu Ende derselben zu übernehmen, nachdem er alle Ungläubige zur mahometanischen Religion bekehret hat.

Chardin versichert, daß alle Priester und alle Frommen des Landes diese Lehre behaupten. Ein Mollah von Ispahan trug sie 1666 öffentlich in seinen Predigten vor, und schimpfte mit der grösten Heftigkeit auf die Regierung; indem er behauptete, daß der König und seine Minister Uebertreter des Gesetzes und abscheuliche Menschen wären; daß der Himmel geböthe die regierende Familie auszurotten, und in einer andern Linie der Imans Prinzen zu suchen, welche die Würde eines Statthalters GOttes besser führten.

Das merkwürdigste dabey ist, daß sich Scheik Haidar und Ismael, die Stifter der Linie der Sofis dieser aufrührischen Grundsätze bedienten, um in Persien den Grundstein zu ihrer Macht zu legen. Ismael überredete das Volk, daß die turkomanischen Prinzen, welche damals den Thron besasen, unrechtmäßige Besitzer wären; daß, weil sie mit dem Laster der Ketzerey *, und verschiedenen andern abscheulichen Sünden besudelt wären, und überdies von der Gottesgelahrheit keine Wissenschaft hätten, man ihnen mit guten Gewissen eine Macht nicht lassen könnte, welche den Imans gehörte, die ein Leben ohne Tadel führten, von einem Glauben und einer grossen Gelehrsamkeit wären. Die Perser von der Sekte des Ali glaubten diese letzten Eigenschaften an dem Ismael zu finden, und dieser vortheilhaften Meynung war er seine Erhebung schuldig.

Die

* Diese Turkomanen waren von der Sekte des Omar.

Die Kirchengüther werden, wie wir gesagt haben, von den Seders verwaltet. Sie bestehen aus Landgüthern, Häusern, Einkünften aus dem königlichen Schatze und von den Städten, aus öffentlichen Bädern, aus Caravanseras und andern Sachen von dieser Art. Diese Einkünfte können sich auf sechs und dreyßig Millionen belaufen *. Man verwaltet sie mit einer so klugen Wirthschaft, daß ausser den Seders, welche jährlich von ihrer Bedienung mehr, als zweymal hundert tausend französische Pfunde ziehen, die übrigen reichsten Prelaten kaum zehn oder zwölf tausend Pfund Einkünfte haben. Abbas II war es, welcher die Einkünfte der reichsten Prebenden auf diese Summe setzte. Die mahometanischen Casuisten haben hierinne sehr strenge Grundsätze. Sie behaupten, daß der Gebrauch der Kirchengüther allen denjenigen untersagt ist, welche sich durch ihre Arbeit ehrlich erhalten können: und führen diese schöne Regel aus dem Alcoran an, **daß die gesundeste Nahrung diejenige sey, welche man durch seine Arbeit erhält.**

Die Seders legen von ihrer Verwaltung Rechnung vor einem geistlichen Gerichte ab, welches aus zwey besondern Gerichtsstuben bestehet, eine für die Güther von königlicher Stiftung, die andere für die Güther, welche Privatpersonen vermacht haben. Bey diesem Gerichte werden die Anwartungsbriefe auf die Pfründen ausgefertiget. Einige bestehen in Landgüthern oder Häusern, wovon die-

* Eben daselbst, Cap. XV.

diejenigen, die damit beliehen sind, den Nutzen ziehen. Die andern sind jährliche Besoldungen, welche von dem Schatzmeister dieser Kammer bezahlet werden.

Man giebt auf diese beyden Arten von Pfründen Bestallungsbriefe. Man bekommt seine Besoldung nicht anders, als durch Vorzeigung seines Gnadenbriefs, und wenn die Kammer mit einem, der eine Pfründe besitzt, nicht zufrieden ist, so behält sie seine Bestallungsbriefe zurück, und beraubet ihn also seiner Pfründe. Diejenigen, welche Landgüther haben, machen sich durch sich selbst bezahlt; sie sind aber verbunden ihren Bestallungsbrief alle fünf Jahre erneuern zu lassen, und wenn man wider ihre Aufführung etwas einzuwenden hat, schlägt man ihm die Ausfertigung ab: eine sehr weise Einrichtung, welche die Geistlichen in einer grossen Ordnung erhält. Der König ernennet zu allen Pfründen, und die Seders stellen ihm die Personen vor. Die Kirchengüther sind unter den Persern heilig. Der Staat kann sie nicht einziehen, noch mit einiger Abgabe beschweren.

Vierter Abschnitt.

Von der besondern Regierung der Prinzen und Städte.

Persien wird in Staatsland und Kammerland eingetheilet. Das Staatsland begreift

greift die Güther der Privatpersonen. Das Kammerland gehöret unmittelbar der Krone. Die Kammergüther des Königes bestanden unter den letzten Sofis aus Persidis, Parthien, Guilan, Mezandran, Ker=man, Korasan und Medien, das ist, aus den besten Provinzen des Reichs. Sefi II führte diese Eintheilung, auf Anrathen des Großvizirs, ein. Als er sahe, daß die Statthalter von Persidis fast alle Einkünfte dieser grossen Provinz an sich nahmen, ernennte er keine Vicekönige mehr, und ließ sie durch Aufseher regieren, welches ihm jährlich mehr, als acht Millionen einbrachte *. Sein Sohn Abbas folgte eben demselben Plane, und ernannte Verwalter in den andern Provinzen, wovon ich geredet habe. Ihre Lage mitten im Reiche machte diese Regierung leichte, und weil sie über dieses den Streifereyen der Feinde ausgesetzet waren, schien es nicht nöthig mit grossen Unkosten Statthalter daselbst zu unterhalten, welche einen fast eben so glänzenden Hof, als der Sofi, hatten. Auf diese Art wurden die Kammergüther des Königes errichtet. Man merkte aber mit der Zeit, daß dieses die Kräfte des Königreichs schwächte; daß es den Prinz bereicherte und den Unterthan arm machte, weil das Geld, das in den Adern des Staats herum laufen sollte, in den Schatz des Königs kam; daß durch Abschaffung der Statthalter und der zahlreichen Truppen, die sie zu unterhalten verbunden waren, der Abgang und Aufgang

* Chardin, Reisen, Theil VI. Cap. III.

gang der Lebensmittel ansehnlich abnahm; daß endlich diese neue Einrichtung in den Städten und auf dem Lande machte, daß es bey weiten nicht mehr so volkreich war, wie man es vornehmlich in Persidis bemerkte, wo die einzige Stadt Chiraz achtzig tausend Seelen weniger an Einwohnern hatte, als zuvor.

Das Staatsland wird **Memalec**, das ist, Königreiche, genennet. Es ist in der That in verschiedene grosse Statthaltereyen eingetheilet, welche für eben so viele Königreiche gehalten werden können, und deren Besitzer den Titel der Khans führen, welches der ehemalige Nahme der Könige von Oberasien, die aus tartarischen Stamme entsprungen waren, ist. Diese Statthalter leben als Oberherren. Sie haben eben dieselben Bedienten, die der Sofi hat, und unter eben denselben Nahmen, ohne einigen Unterscheid, als in der Anzahl. Sie bedienen sich willkührlich aller Einkünfte der Provinz, ausser daß sie eine gewisse Menge Truppen darinne unterhalten, den König mit gesetzten Vorrathe für die Küche versehen, und ihm einen jährlichen Tribut, als ein Geschenke bezahlen. Diese Statthaltereyen werden auf Lebenszeit gegeben, und fallen sogar gemeiniglich auf die Kinder der Vicekönige, wenn man mit ihrer Verwaltung zufrieden ist. Es giebt einige, die an gewisse Familien gebunden sind, als die Georgische, die von Persischen Arabien, von Laristan und Daguistan.

Die Khans werden in grosse und kleine eingetheilet. Die grossen nennen sich **Beglerbeg**, oder

oder Herren der Herren, weil sie über die andern eine gewisse Art von Macht, besonders zu Kriegszeiten, haben. Die kleinen haben den Titel der Koulonbeg, welches Herr der Sklaven bedeutet. Die meisten Statthalter der Grenzprovinzen sind Beglerbeg. Die ansehnlichsten sind der Statthalter von Armenien, von Esterabad und von Sigistan. Der Khan von Armenien hat die Khans von Cars, von Maraga und einige andere unter sich, welche zu Kriegszeiten verbunden sind ihm Truppen zuzuführen und unter seinen Fahnen zu fechten. Die Khans von Simnon und Mougam stehen unter dem Beglerbeg von Esterabad, einer Provinz, welche gegen Morgen des caspischen Meeres liegt. Der Khan von Sigistan hat den besondern Titel des Vali, das heist Statthalter oder Vicarius, ein geheiligter Nahme unter den Persern. Endlich nehmen die Besitzer einiger Statthaltereyen, die nicht so wichtig sind, den Titel der Sultans an. Einige stehen unmittelbar unter dem Könige, und andere unter dem benachbarten Beglerbeg.

Ausser diesen Statthaltern sind in jeder Provinz des Staatslandes drey Bedienten, die von dem Hofe ernennet werden, wovon einer Janitsin, der andere Vizir und der dritte Vakanavisch genennet wird. Der Janitsin hat die Verrichtungen eines königlichen Verwesers, der Vizir die Verrichtungen eines Aufsehers und der Vakanavisch die Verrichtung eines Secretairs. Diese drey Minister stehen nicht unter dem Beglerbeg, und geben auf seine Aufführung sehr genau

Achtung. Man bemerket, daß in allen Bedienungen des Staats dergleichen Aufseher sind. Die Generale der Armee, die Minister und alle Obrigkeiten haben einen, der ihnen an die Seite gesetzet ist, der auf ihre Handlungen Achtung giebt und dem Hofe Bericht davon erstattet. Diese Einrichtung hält die Grossen des Königreichs im Zaume, und erlaubet ihnen nicht leicht etwas strafbares wieder den König vorzunehmen. Der Aufruhr und die Zusammenverschwörungen sind auch in Persien selten.

Das Kammerland, welches, wie man gesagt hat, die Krongüther begreift, wird durch Verwalter regieret, die man in grossen Statthaltereyen **Asef**, und in kleinen Provinzen **Vizirs**, nennet. Der Nahme **Asef**, bedeutet Groß, und der Nahme **Vizir**, Stütze. Sie haben keine Gehülfen, man giebt ihnen aber einen Gegenschreiber, der **Nazir** genennet wird, und einen Secretair zu Aufsehern. Diese Verwalter, deren Verrichtungen mit den Verrichtungen unserer Aufseher übereinkommen, erhalten ihre Bedienungen nur durch die Geschenke, die sie den Ministers, den Verschnittenen und den Weibern, die in Gnaden stehen, besonders der königlichen Mutter, machen; welches sie zu einem wichtigen Vorschusse verbindet, welchen sie sich während ihrer Verwaltung gut wieder bezahlen lassen, indem sie das Volk mit unerträglichen Abgaben belegen. Man merket auch an, daß ihre Regierung viel härter ist, als der Beglerbeg ihre, welche ihre

Pro-

Provinz als ihr Eigenthum ansehen, und Hofnung haben es auf ihre Kinder zu bringen, welches sie einigermassen verbindet den Ueberfluß darinne zu erhalten. Was die Vizirs der Kammergüther so kühn macht das Volk zu drücken, ist, daß das Ministerium bey ihren Pressungen, wovon sie den Vortheil mittheilen, die Augen zumachet; anstatt daß es die Pressungen der Khans mit Strenge bestrafet, weil es keinen Nutzen davon hat. Inzwischen wenn die Drückungen dieser Bedienten ein allzu grosses Murren erregen, hat man die Gewohnheit sie zurück zu berufen. Selten belegt man ihre üble Verwaltung mit einer andern Strafe, wenn sie nur das Volk angehet; sie haben aber eine strenge Bestrafung zu erwarten, wenn der Fiscus Schaden leidet.

So geht es gemeiniglich sowohl in Ansehung dieser untreuen Vizirs, als auch in Ansehung der Khans und anderer Herren, die sich eines Hauptverbrechens schuldig gemacht haben. Der König fertiget ein Todesurthel wider sie aus, welches er selber untersiegelt, und worunter der Athemat-Doulet und der Divan-Beg, oder ein anderer grosser Richter auch ihr Siegel drücken. Dieser Befehl wird in die Hände eines **Koulom**, oder georgischen Soldatens von der Leibwache übergeben, welcher sie zur Wohnung des Khans oder des Vizirs begiebt. Wenn er angekommen ist, so geht er zu dem Janitsin oder Vakanavisch, zeiget ihnen den Befehl, den er hat, und läst sich von einen dieser beyden Bedienten in das Haus

des Statthalters führen. Er redet den Verbrecher mit den Säbel in der Hand an, und hauet ihm den Kopf ab, indem er ruft auf Befehl des Königes. Vergebens würde man widerstehen; denn bey Erblickung des Befehls vom Hofe wenden sich die Bedienten und Anverwandten des Verbrechers wider ihn. Einige Statthalters, welche sich von dem Schicksale, das sie bedrohete, Nachricht hatten, haben die Kouloms auf dem Wege wegnehmen oder umbringen lassen. Die kühnen Streiche aber sind sehr selten, und über dieses werden die Befehle dieser Art so geheim ausgefertiget, daß die Freunde des Verbrechers nicht davon unterrichtet werden können.

Ausser den grossen Bedienten, wovon ich geredet habe, giebt es in jeder Stadt einen Gouverneur und besondere Obrigkeiten. Der Gouverneur wird **Daroga** genennet. Die andern Obrigkeiten sind der **Vizir**, oder Verweser der Gouverneurs; der **Vakanaviſch**, oder Geheimschreiber; der **Cazi**, welcher der ordentliche Richter ist; der **Meliceltoujar**, oder Vorgesetzte der Kaufleute; der Befehlshaber der Nachtwache, **Atas** genennet; der Policeylieutenant, den man **Naib** nennet; der **Rich-Sefid** und der **Kedcoda**, welche die Commissarien und Vorgesetzten der Viertheile der Städte sind.

In Flecken und Dörfern sind zwey Richter, wovon einer **Cazi**, und der andere **Reis** heisset. Der König ernennet an allen Orten die hohen

Obrigkeiten, welche bey Verrichtung ihrer Bedienungen von den Vizirs und Khans unabhängig sind. Folgendes haben ihre Verwaltungen am merkwürdigsten.

Der Daroga ist Vorsitzender bey Verwaltung der Gerechtigkeit. Er beleget mit Geldstrafen und allen andern Leibesstrafen, ausser der Todesstrafe. Der Atas, oder Befehlhaber der Nachtwache, hat nicht vielweniger Ansehen. Er verurtheilet zum Gefängnisse, er kann mit Geldstrafe belegen und mit Stockschlägen bestrafen. Die Perser geben ihm zuweilen den Nahmen **Padchacheb**, welcher **König des Nachts** bedeutet, weil das die Stadt seiner Gerichtsbarkeit ist. Er muß für die Diebstähle und nächtlichen Unruhen stehen, welche in der Stadt vorgehen. Er macht die Runde sorgfältig, besonders in den Bazards, welches bedeckte und verschlossene Gänge sind, wo niemand schläft und die voller Waaren liegen. Er hält alle diejenigen an, welche ohne Licht gehen, oder welche nicht reden, wenn sie gehen, ein vortrefliches Mittel die schlimmen Streiche zu verhüten.

Der Naib, oder Policeyrichter, der sonst **Motheseb**, oder der Schätzer, heist, hat besonders die Verrichtung dem Brode und andern Eswaaren einen Preiß zu setzen, und zu untersuchen, ob das Gewichte richtig ist. Sonst ließ er wöchentlich durch öffentliche Ausrufer den gewöhnlichen Preiß der Lebensmittel ausrufen; das geschieht aber nicht mehr. Diejenigen, welche

sich falschen Gewichts bedienen, werden zur Strafe des Takte-cola verurtheilet. Sie bestehet darinne, daß man ihnen den Hals durch ein ausgeschnittenes Bret, woran man eine Klingel hanget, stecket. Man setzet ihnen eine Mütze von Stroh auf dem Kopf, und führet sie in diesem Zustande durch alle Gassen, wo sie das Volk mit Beschimpfungen und Fluchen beleget.

Die Gesetze sind gegen die Köche und Becker, welche eines Betrugs überwiesen werden, noch schärfer. Sie verurtheilen die erstern an einen Spies gestecket und bey gelinden Feuer gebraten zu werden, und die andern lebendig in einem Ofen verbrannt zu werden. In einem Misjahre sahe Chardin dergleichen Oefen auf dem grossen Markte zu Ispahan heis machen. In Verkaufung fast aller Lebensmittel kennen die Perser kein anderes Maas, als das Gewichte. Man wäget die Früchte und Zugemüse, das Getreyde, den Häcker für die Pferde, die Kohlen und das Holz. Ihre Gewichte sind gemeiniglich Steine. Diejenigen welche von Metall sind, haben kein Zeichen. Der Käufer kann alle Käufe aufheben, sogar die schriftlichen, oder diejenigen, welche vor Zeugen gemacht worden sind, und sich sein Geld wiedergeben lassen, indem er die Waare zurückschickt, und wenn es ein Stücke Tuch oder anderer Zeug wäre, den er hätte abschneiden lassen. Man vermuthet hierbey aus einem sehr vernünftigen Grundsatze der Billigkeit, daß derjenige, welcher kaufet, allemal eher verletzet wird, als derjenige,

welcher verkauft, und das Gesetz thut den Ausspruch zum Besten des erstern.

Die Policey wider die Raubereyen, welche auf dem Lande oder auf den Heerstrasen verübet werden, ist unvergleichlich. Die Richter begeben sich an den Ort, wo das Verbrechen begangen worden ist, entwerfen ein Verzeichniß von dem geraubten, und schicken Abschriften davon funfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde herum. Alle **Rahdars** des Landes begeben sich alsbald auf den Weg. Dieses sind Wachten, welche für die Sicherheit der Wege sorgen. Es giebt in allen Dörfern, und Karavanseras, oder persischen Wirthshäusern, welche. Da sie für die Diebstähle, die in ihrem Bezirke vorgehen, stehen müssen, so müssen sie, wenn sie ihr Amt antreten, Caution stellen. Sie besitzen eine auserordentliche Klugheit ihre Leute zu unterscheiden, und sie fragen so geschickt und kommen auf so verschiedene Arten herum bey den Personen, auf die sie einen Argwohn haben, daß es fast unmöglich ist, daß ein Verbrecher den Netzen, die sie ihm legen, entgehen kann. Wenn die Rahdars den Verbrecher nicht ausfündig machen können, so verurtheilet sie der Statthalter zu Bezahlung des Werthes des Diebstahls, und läst sie alle Tage prügeln, bis sie bezahlet haben. Wenn sie den Schaden nicht ersetzen können, so wird es den Einwohnern der Dörfer ihres Bezirks auferleget, und sie müssen dasjenige, was gestohlen worden ist, meisten doppelt oder dreyfach bezahlen.

Dieses ist ein Vortheil für den Statthalter, welcher überdies fünf und zwanzig für hundert von dem Werthe der Sachen behält, welche er ersetzen läst.

Fünfter Abschnitt.

Von der Kriegsmacht Persiens.

Persien hat nur eine kleine Anzahl Festungen, welche auf Höhen erbauet sind und mehr von der Lage und der Schwierigkeit des Zugangs, als von der Grösse und Güte ihrer Werke, vertheidiget werden. Dieses Königreich aber, welches im Viereck sechs oder sieben hundert Meilen im Umfange hat, ist von Natur durch die Meere, Gebürge und grossen Wüsten, welche seine Grenzen bedecken, feste *. Von der Abendseite hat es, seit dem Verluste von Bagdad, von dem Türken nichts zu befürchten; denn zwischen diesem Platze und den Ländern, welche von den Persern bewohnet werden, ist eine grosse Wüste, wo es an Wasser und Unterhalte fehlet. Eine Armee kann ohne gröste Gefahr nicht durchmarschiren. Von der Mitternachtsseite sind die Pässe von Derbent wider die Streifereyen der Tartern ein vortreflicher Schutz. Gegen Mittag beschützt es das Meer, und Kandahar, ein rauhes und gebürgiges Land, dienet ihm wider die Einfälle der indianischen Mogols zum Walle.

Von

* Chardin, Theil VI. Cap. IV. Salmon, wie oben, Cap. VII.

Vor der Regierung Abbas I, war in Persien keine andere ordentliche Militz, als die Kourtchis. Dieses waren vortrefliche Soldaten, Tartern ihres Ursprungs nach, welche sowohl zu Kriegs- als Friedenszeiten gewohnt waren ihr Leben unter Zelten zuzubringen, und welche nur zu Pferde dienten. Sie leisteten dem Ismael, dem ersten von den Sofis, wichtige Dienste, und trugen durch ihre Tapferkeit viel darzu bey, daß er den Thron bestieg. Dieser Prinz erlaubte ihnen, zur Vergeltung für ihre Ergebenheit für seine Person, und für den Eifer für die Lehre des Ali, einen rothen Turban zu tragen, der dem Tag, oder der Königlichen Binde, die er selbst trug, gleich war, und deswegen wurden sie Kesilbach, oder Rothköpfe, genennet, ein Nahme, der in ganz Asien so berühmt wurde, daß man sich gewöhnte ihn allen persischen Soldaten, hernach den Grossen des Königreichs, und endlich der ganzen Nation zu geben. Sie hatten ihren Ursprung aus Turkestan, und als sie, unter der Regierung der Sofis, zu den vornehmsten Bedienungen des Reichs gelangten, breiteten sie die Mundart ihres Landes in den vornehmsten Städten des Königreichs aus, besonders in der Hauptstadt, wo die türkische Sprache, seit zwey Jahrhunderten, viel gewöhnlicher ist, als die Persische.

Abbas, welcher über sein Ansehen sehr hielt, schöpfte gegen diese Militz Argwohn, ließ dem Generale, der sie anführte, den Kopf abschlagen, entfernte ihre andern Häupter von den Bedienun-

nungen, dankte einen Theil von diesem grossen Corps ab, und zerstreute die übrigen Haufenweise in verschiedene Theile des Königreichs. Damit er das Loch, das diese Abdankung in seiner Armee machte, wieder zumachen möchte, errichtete er zwey neue Corps, eins von zwölf tausend Fußgängern, welche man **Tufingtchi**, oder Musketiers nennte, weil sie mit Flinten bewafnet waren; das andere von zehn tausend Reutern, **Koular**, oder Sklaven, genannt.

Die Kourtchis dienen zu Pferde. Sie leben im Felde unter Zeltern, wie ihre Vorfahren, ohne sich mit den andern Persern zu vermischen. Die zahlreichen Heerden, welche sie erhalten, sind zu ihrem Unterhalte hinreichend genung. Ihre Waffen sind der Bogen, Säbel, Dolch, die Lanze, ein Beil, welches sie in den Pferde Gurt unter dem Dickbeine stecken; ein Schild, den sie auf dem Rücken tragen, und eine Art von Helm mit Flügeln von eisern Gitterwerk, welche auf die Backen fallen. Sie streiten allemal zusammen unter Anführung eines Generals von ihrer Nation, welcher den Titel eines **Kourtchi-Bachi** hat. Sie würden einem andern Anführer nicht gehorchen.

Die **Tufingtchis** streiten zu Fuß, und machen eine Militz aus, welche den türkischen Janitscharen gleich ist, welchen sie Abbas in der That entgegen setzen wollte. Das ist die erste Infanterie, die wenigstens nach dem Einfalle der Tartern, welche nur bey sich zu Pferde Krieg führen,

führen, in Persien Krieg führen. Das sind auch die ersten Soldaten, welche Schiesgewehr geführet haben.

Die **Koulars** dienen zu Pferde, wie die Kourtchis und sind auf eben die Art bewafnet, auser daß sie, statt einer Lanze, eine Flinte haben. Die meisten sind Georgier oder Circaßier von Ursprunge, und daher haben sie den Nahmen **Koular** bekommen, welcher Sklave bedeutet, weil man aus ihrem Lande die meisten solcher Leute erhält. Uebrigens ist dieser Nahme in Persien gewissermasen edel, und wird für eine viel höhere Benennung gehalten, als der Titel Rayet, welcher Unterthan bedeutet, und welcher nur dem niedrigsten Volke gegeben wird. Der Titel eines **Koulom-Schah**, oder Sklavens des Königes ist hier eben so viel, als der Titel eines Grafen oder Markgrafen. Abbas hielt diese Koulars, welche er seine **Janitscharen zu Pferde** hies, und unter welche er lauter ausgesuchte Leute nahm, besonders hoch. Sie haben sich allezeit durch ihre Treue und Tapferkeit unterschieden. Sie bekennen die mahometanische Religion, ob sie gleich ursprünglich von christlichen Stamme sind. Die Sofis haben viele davon zu Ministern gemacht, und zu diesen letzten Zeiten waren die Bedienungen des Staats mit Officiers von dieser Militz besetzet. Der Sold der Koulars ist ungefähr vierhundert französische Pfund, und der Tufingtchis ihrer zwey hundert.

Die

Die Soufis und Ziaizeri machen zwey Corps aus, die bey weiten nicht so zahlreich uud besonders für die Person des Prinzen bestimmt sind. Die erstern wurden von Sefi I errichtet, der ihnen zu Waffen einen Säbel, Dolch und Beil gab. Sie sind nur zwey hundert Mann stark. Die andern wurden 1654 unter Regierung Abbas II aufgerichtet. Ihre Anzahl ist sechs hundert Mann. Die Montur, die sie unterscheidet, ist eine Tuchmütze, welche spitzig zugehet, und wie eine Mönchskappe gestaltet ist, und ein breiter Gürtel von rothem Tuche mit Silberbatten. Sie führen eine Flinte, die mit Silber beschlagen ist, und viel stärker Bley schieset, als der Tufingtchis ihre. Aus den Soufis und Ziaizeris bestehet die Wache des Pallasts.

Unter der Regierung des Abbas I war ein grosses Artilleriecorps, welches aus zwölf tausend Mann bestand, dessen Anführer Topchi Bachi, oder General der Canoniers, hies. Nach dem Verluste von Bagdad aber ist dieses Corps immer schwächer worden, und als dessen Anführer, 1655 starb, ohne Kinder zu hinterlassen, ergriff man diese Gelegenheit eine Bedienung zu unterdrücken, die vielleicht niemand im Stande war zu verwalten. Die ganze Artillerie des Königreichs bestehet aus alten Canonen, welche auf den Wällen der vornehmsten Städte stehen. Auf den Mauern zu Ispahan standen in der letzten Belagerung vier hundert. Die Perser brauchten sie so schlecht, daß sie innerhalb verschiedenen Monaten den

Aghuas

Afghuanern nicht vierhundert Mann tödteten. Derjenige, welcher die Batterien commandirte, fragte einmal die englischen Kaufleute in dieser Stadt, ob man in Europa Stücken hätte, die vier Meilen weit gingen. Aus dieser Frage kann man von der Geschicklichkeit der persischen Canoniers schliesen.

Die Soldaten, welche nicht in Gelde bezahlet werden, besitzen verschiedene Krongüther, als Lehne. Sie fallen auf alle männliche Erben, die das Handwerk ihres Vaters treiben. Der Sold, welcher in Gelde bestehet, ist unter eben dieser Bedingung auch erblich. Also wenn ein Soldat stirbt, wird er alsbald mit seinem Sohne oder einem Anverwandten ersetzet. Dieser Sold ist ein blosses Gnadengeschenke, welches zu Friedenszeiten zu keinem Dienste verbindet. Keine Schildwachen, keine Hofedienste, kein ordentlicher Aufenthalt an einem gewissen Orte, keine Waffenübung. Alles dieses ist bey den Persern, wie bey den Türken unbekant. Ein Soldat lebt auf seinem Guthe, oder in seinem Hause, ruhig. Er wird alle sechs Monate von einem Commissar gemustert, welcher seine Waffen untersuchet, und und ihn hernach wieder nach Hause schicket. Alle drey Jahre ist in jeder Provinz eine allgemeine Musterung. Der König giebt ihnen Waffen und Pferde, aber keine Kleider.

Die Anzahl der Truppen ist der Grösse und Macht dieses weitläuftigen Königreichs nicht gleich. Abbas I hatte niemals mehr, als hundert und zwan-

zwanzig tausend würkliche Soldaten, und seine Nachfolger hatten kaum vierzig tausend. Nicht, als wenn der Staat nicht beständig die nöthigen Summen zu Unterhaltung einer viel ansehnlichern Menge Truppen hergegeben hätte. Sondern zuletzt unterschlugen die Minister einen Theil dieses Geldes, verkauften die meisten Kriegsbedienungen, besetzten die Stellen nicht wieder, welche ledig wurden, und behielten das Geld dafür für sich. Bey einer Musterung, welche 1666 in Gegenwart Abbas II geschahe, wurde dieser Prinz gewahr, daß man eben die Soldaten zwölf mal vor ihm vorbey ziehen ließ. Unter der Regierung des Hussein war das Königreich so leer von Soldaten, daß es eine Hand voll Barbaren, ohne fast ein Schwerdt zu ziehen eroberte.

Die Perser bedienen sich bey ihren Streiten der alten Art der Parther. Sie schwärmen um den Feind herum, ermüden ihn mit öftern Scharmützeln, fliehen, wenn sie angegriffen werden, und kommen wieder zurück, wenn man sie nicht mehr verfolget. Sie verschanzen ihr Lager nicht und suchen nur vortheilhafte Stellungen aus, als ein Holz, oder einen engen Paß. Wenn eine Provinz mit einem Einfalle bedrohet wird, so verlassen sie alle Einwohner, nachdem sie vorher alles verwüstet haben. Sie vergraben ihr Geräthe und Getreyde. Eine Observationsarmee, welche in verschiedene kleine Corps getheilet wird, besetzet die schwersten Pässe, und macht dem Feinde Fuß für Fuß streitig, indem sie die Gelegenheit

abpas

abpaßet, mit Vortheil zu streiten, und nichts wa-
get. Wenn ihr der Feind zu nahe kommet, zie-
het sie sich zurücke, so wie er vorrücket, verwüstet
alles an den Orten die sie verläst, und zwinget
das Volk sich in das innerste des Landes zu be-
geben. Dieses Mittel hat den Persern fast alle-
zeit geglücket, und hat gemacht, daß sie fast ohne
Schlacht zahlreiche türkische und mogolische Ar-
meen aufgerieben haben. Sie verstehen die
Kunst sich einer Stadt durch Laufgräben zu na-
hen, und sich vermittelst der Minen unterirdische
Wege zu machen, vollkommen. Chardin bildet
sich ein, daß sie hierinne alle andere Völker über-
treffen. Sie führen den Bogen und die Flinte
sehr geschickt. Damit sie dieses letzte Gewehr
sicherer gebrauchen können, legen sie es auf ein
hölzernes Gestelle, welches an dem Laufte feste
ist, und welches herunter fällt, wenn sie schiesen
wollen. Die persischen Troüppen nehmen keine
Artillerie noch grose Bagage mit sich ins Feld.
Sie halten sich so kurze Zeit an einem Orte auf,
daß sie daselbst leicht ihren Unterhalt finden, in-
dem die Bauern aus der Gegend ihre Eswaren
häufig in das Lager bringen. Dieses mäsige
Volk, welches gewohnt ist, von ein wenig Reis
zu leben, brauchet keine andere Proviantverwal-
ters. Eine Armee also von dreysig oder vierzig
tausend Mann, bewegt sich hier eben so geschwin-
de und noch geschwinder, als ein Corps europei-
scher Hussaren.

Für den General ist dieses eine Beschwerlichkeit, daß er bey allen seinen Unternehmungen die Sterndeuter um Rath fragen muß. Wenn er sich im Marsch setzen, ein Lager erwählen, gegen den Feind anrücken, oder sich zurück ziehen will, müssen sie die glückliche Stunde zu allen diesen Bewegungen anzeigen. Da sie für ihre Prophezeyungen stehen müßen, so sind ihre Rathschläge fast allezeit furchtsam; und über dieses, während daß man sich berathschlaget, versäumet man die besten Gelegenheiten. Diese Leute, welche sich auf das Studiren legen, sind von Natur Feinde des Krieges, und bemühen sich beständig dem Prinzen davon abzurathen, indem sie ihm ankündigen, daß er unglücklich seyn wird. Die Weiber und Verschnittenen des Serails flößen ihm eben diese Gesinnungen ein, weil ihr Glück von seinem Leben abhänget, und sie ihn im Frieden mehr, als im Kriege, regieren.

Sechster Abschnitt.

Von der Seemacht und Finanzwesen.

Persien hat keine Seemacht, ob es gleich zwischen zwey grosen Meeren, gegen Mittag und gegen Mitternacht, lieget. Es hält auf dem persischen Meerbusen einige Schiffe, welche zu weiter nicht viel nütze sind, als die fremden Schiffe, welche in seinen Häfen einlaufen, zu beladen und auszuladen. Die Ueberfahrt von

Per-

Persien nach Arabien geschiehet auf arabischen Barken, und die ganze Handlung in dem Meerbusen ist den Indianern und Europäern überlassen. Man hat einige Zeit auf dem caspischen Meere einige grose persische Barken gesehen, welche die Streifereyen der Cosacken verhindern sollten. Sie waren so schwer, als ungestallt und übel gebauet. Heut zu Tage beschiffen die Russen dieses Meer fast allein.

Die Barken, welche man auf dem persischen Meerbusen siehet, sind von einer sehr besondern Bauart. Es ist kein Eisen daran. Alles ist von Cocosholze, bis auf die Segel und das Thauwerk. Die Breter werden mit einer Menge Stricke zusammen gefüget, welche von einer Art von Hanf, den man von eben diesen Baume bekommt, gemacht werden. Die Zusammenfügung daran passet so gut, daß sie nicht brauchen gekalfatert zu werden. Die Segel gleichen sehr feinen Matten. Die Ruder bestehen aus zwey Stücken, welche mit den Stricken, wovon ich geredet habe, zusammen gebunden werden. Sie sind von einer langen Stange und einem Brete am Ende derselben, das wie ein Herz ausgeschnitten ist, zusammen gesetzet. Die Schifs Herren heisen Reis, ein arabisches Wort, welches Prinz bedeutet.

Die Einkünfte des Königes kommen aus verschiedenen Quellen. Ob er gleich nicht das Staatsland eigenthümlich besitzet, weil die Einkünfte davon den Khans zugehören, so hat er

doch grose Einkünfte davon, deren einige gesetzt und unvermeidlich sind, andere aber als ein Geschenk gegeben werden. Diejenigen von der ersten Gattung bestehen aus verschiedenen Eswaaren, welche ihnen die Khans zu jeder Jahrszeit zu schicken verbunden sind, auser einem jährlichen Tribut, der in Gelde bezahlet wird. Weil diese Vorräthe für den Mund des Königes und zur Erhaltung seines Hauses bestimmet sind, so tragen die Statthalters Sorge, daß sie von jeder Art das beste und schönste erwählen *). Die Geschenke bestehen beynahe aus eben den Dingen und einigen seltenen Sachen die man in dem Lande findet. Gewöhnlicher masen schicket man sie zu Anfang jedes Jahres, als ein Neujahr-Geschenke. Ein Statthalter aber, der es dabey bewenden liese, würde sich nicht sehr beliebt machen. Man hat die Gewohnheit diese Geschenke öfters zu erneuern, und dieses ist fast das einzige Mittel sich in Gnaden zu erhalten.

Die Einkünfte von den königlichen Kammergüthern sind um vieles ansehnlicher. Der dritte Theil von allen Früchten, und überhaupt von allen Produkten, gehören dem Sofi. Er hat überdieses den Zehnden von allem Viehe, das auf seinen Güthern weidet. Dieses Recht bestehet in einem von sieben so wohl von der Schur, als von dem jungen Viehe. Alle Weiden in Persien sind mit zahlreichen Heerden bedecket, welche von den alten Hirten gewartet werden, welche die Ara-

*) Chardin eben daselbst Cap. VII.

Araber Saranet-chin, oder Einwohner des Feldes, nennen, und woher Chardin sich einbildet, daß der Name Saracene gemacht worden sey. Sie leben in Zelten, an Orten, die von den Städten abgelegen sind, wo sich ihrer zwey oder drey hundert an der Zahl, und zuweilen zwey tausend, versammeln. Ihre Heerden breiten sich in den Wiesen so weit aus, daß man sie nicht übersehen kann. Das Recht, wovon ich geredet habe, wird von einem Commissarius eingefordert, welcher Jahouban-Bachi, oder Haupt der Schäfer, genennet wird, und welchen die Aufseher über die Kammergüther bey jeder Weide setzen.

Die andern Einkünfte der Krone bestehen; 1) in dem dritten Theile von aller Baumwolle und Seyde, welche in dem Königreiche gezeuget wird. Dieser dritte Theil gehöret dem Könige und beläuft sich hoch. 2) In den Einkünften von der Perlenfischerey und von den Bergwerken, es mögen Metallbergwerke, oder Gruben von kostbaren Steinen seyn. Die Reichthümer, welche man daraus erhält, bekommt die Schatzkammer. 3) In der Müntze. Diese trägt, auser dem Lohne für die Arbeitsleute und der Besoldung für die Aufsehers, nach dem innerlichen Werthe, zwey von Hunderten ein. 4) In demjenigen, was die Austheilung des Waßers einbringt. Man verkaufet es in Persien zu Begiesung der Felder. Das einzige Gebiethe von Ispahan bezahlet dem Könige sechzig tausend Thaler dafür, obgleich an dieser Hauptstadt ein groser Fluß vor-

bey gehet. 5) In dem Tribut, welchen alle Einwohner des Landes, die die mahomedanische Religion nicht bekennen, bezahlen müßen, sie mögen Eingebohrne oder Fremde seyn. Er bestehet in einem Ducaten für jeden Kopf. 6) In der Abgabe von den Läden. Eine Handwerksbude giebt zwey Groschen, und die andern viere. 7) In der Einnahme des Zolles und des Geleite. Die Einnahme von dem Geleite ist sehr ungleich. Man bezahlet es nach der Last eines Pferdes oder Kameels. An gewißen Orten aber bezahlet man nur für jede Last einen, oder zwey Kayfergroschen, und an einigen andern muß man fünf oder sechs französische Pfund bezahlen. Der Zoll bringet wenig ein, weil man nur etwas geringes abgiebt, und über dieses die Aufseher nicht sehr strenge nachsuchen. Sie laßen gemeiniglich die Ballen nach dem Gewichte bezahlen, das ist, nach der Last eines Pferdes, eines Mauleſels oder Kameels, ohne die Eigenschaft der Waaren zu untersuchen. Sie haben die Gewohnheit, daß sie die eilfte Last frey geben. Was man für Reisegeräthe ausgiebt, bezahlet nichts, und die Reisenden können unter diesem Namen fünf oder sechs Lasten eines Kameels durchbringen, ob gleich mehr, als die Hälfte davon, Waare ist. 8) In den zufälligen Einkünften von verschiedener Art, als in Confiscationen, welche jährlich grose Summen einbringen; in den unzähligen Geschenken, welche die Minister, Obrigkeiten, Bedienten in den Städten, die fremden Kaufleute, und überhaupt alle diejenigen, welche Schutz bedürfen, machen.

Die-

Diese verschiedenen Canäle bringen jährlich eine Menge Reichthümer in den Schatz. Chardin hat sie im Jahre 1672. auf zwey und dreyßig Millionen nach unserer Münze ausgerechnet, welches heut zu Tage wohl funfzig Millionen ausmachet. Die Sofis *) verthun nicht den zwanzigsten Theil davon. Die Erhaltung ihres Hauses kostet ihnen nichts. Was sie aus den Provinzen an Eswaaren, Zeugen und andern Vorräthen bekommen, wird nicht einmal gebraucht, und was übrig bleibt wird zu Gelde gemacht. Ein Theil der Truppen wird von den Güthern erhalten, die man ihnen giebt. Die andern werden halb von den Khans und halb von dem Könige bezahlet. Die Minister und hohen Kronbedienten haben auch Güther, welche mit ihren Aemtern verbunden sind, und bekommen nichts aus dem Schatze. Die fremden Gesandten werden in dem ganzen Reiche frey gehalten, nicht von dem Schatze, sondern von demjenigen, was man an allen Orten, wodurch sie gehen, ausbringt. Der Aufwand bey dem Bauen schränkt sich auf Einkaufung der Baumaterialien ein. Die Mäurer, Zimmerleute, Ziegeldecker ꝛc. ꝛc. müßen zu Hofe arbeiten, ohne den geringsten Lohn zu bekommen. Der Nazir verlangt von dem Vorgesetzten jedes Handwerks die Zahl der Handwerksleute, die er nöthig hat. Man

*) Ich rede von diesen Prinzen, als wenn sie noch wären. Alle folgende Umstände beziehen sich auf diese Voraussetzung. Die Leser werden vermuthlich so gut seyn und sich es gefallen lassen.

schickt sie Haufenweis in den Pallast, damit sie daselbst nach der Reihe umsonst arbeiten.

Der Schatz ist in einem besondern Gebäude, welcher an das Serail stöset. Er ist in verschiedene Kammern vertheilet, welche meistens ohne Fenster sind *). Chardin hat daselbst eine erstaunliche Menge von Perlen, Diamanten und andern feinen Steinen von allen Arten gesehen. Man zeigte ihm einen Rubin, der halb so gros, als ein Ey war, und die schönste Farbe hatte, die man sehen kann. Man hatte nach der Spitze zu den Namen Cheik Sefi, des ersten Sofis, gegraben, welches den Stein ein wenig verdarb. Der Schatzmeister zog einen Vorhang weg, welcher an einer Mauer war, und zeigte unserm Reisenden ungefähr drey tausend Säcke mit Silber, welche bis an das Gewölbe über einander lagen, und versicherte ihn, daß die Mauern in allen Kammern auf diese Art überzogen wären. Der Chiracone, oder das Silbergeschirr des Königs, kan für einen andern Schatz gehalten werden. Es waren unter den letzten Sofis vier tausend Stücken deßelben, welche meistens mit Schmelzwerk beleget, oder mit kostbaren Steinen besetzet waren. Herbert versichert, daß dieses Silbergeschirr von einigen Kaufleuten auf mehr, als zwey hundert und sechzig Millionen französisches Silber, geschätzet worden sey.

Alle

*) Chardin, wie oben, Cap. VIII. Theil III. Seite 254. Herbert, Buch. M.

Alle Einkünfte des Prinzen werden verwaltet. Er verpachtet weder seine Kammergüther, noch die Zölle, noch das Geleite, noch seine andern Rechte; welches das Volk von vielen Drückungen befreyet.

Die Regierung hat zwey Gerichte angeleget, welche über die Verwaltung des Finanzwesens eine besondere Aufsicht haben. Ihre Verrichtungen sind beynahe eben dieselben, als bey unsern Rechnungskammern. Jedes Gerichte hat drey besondere Kammern, wovon eine jede aus zwanzig Räthen und einem Presidenten bestehet.

In diesen beyden Kammern untersuchet man die Rechnungen der Vizirs, oder Oberaufseher, der Einnehmer des Tributs, der besondern Verwalter gewißer Kammergüther, mit einem Worte aller Bedienten, die in dem Finanzwesen gebrauchet werden. Ihre Untersuchungen sind so strenge, daß es gefährlich ist, wenn man vor dieses Gerichte gefordert wird. Das sicherste ist, daß man sich geschwinde mit den Commissarien vergleichet, oder die Verschnittenen und Weiber des Serails durch Geschenke gewinnet. Sonst setzet man sich einem Verfahren aus, welches unermeßliche Kosten verursachet, und meistens zum Verderben desjenigen ausschläget, welcher Rechnung ablegen muß.

Alle Patente, welche im Namen des Prinzen ausgefertiget werden, müßen von eben diesen Richtern eingetragen werden, und die Besoldungen fangen sich erst von dem Tage an, da dieses

ses geschehen ist. Sie werden anfangs von dem Gros-Vizir unterſiegelt, welcher dieſe Worte über das Siegel ſchreibet: Auf den erhabenen und unausſprechlichen Befehl des Mundes Ihrer hohen Majestät. Hernach bringt man ſie zur Rechnungskammer, wo ſie in verſchiedenen Gerichtsſtuben unterſuchet werden, welche Abſchrift davon nehmen. Nach der Unterſuchung drücken ſechs Bediente ihr Siegel mit beſondern Anmerkungen darauf. Einer ſchreibt, das Patent iſt abgeſchrieben worden; ein anderer, es iſt geſetzmäſig; ein anderer, es iſt aufgezeichnet worden; ein anderer, es iſt zu unſerer Wiſſenſchaft gelanget; ein anderer, es iſt eingetragen worden; ein anderer, es iſt in das Archiv des Pallaſtes gebracht worden. Jedes Siegel begreift den Namen des Bedienten, und den Titel ſeines Amts. Die Unkoſten bey dem Eintragen ſind allemal beträchtlich. Wenn ein ſchlechtes Soldatenpatent eingetragen wird, koſtet es fünf und zwanzig Thaler. Uebrigens herrſchet in dieſen Gerichtsſtuben eine Ordnung, welche von der Geſchicklichkeit der Perſer im Finanzweſen einen ſehr hohen Begriff beybringt.

Siebenter Abſchnitt.

Geſetze und beſondere Gewohnheiten.

Alle Güther des Königreichs gehören dem Könige zu. Diejenigen, welche Privatperſonen

nen besitzen, sind nur Pachtsweis in ihren Händen, deßen längste Dauer von neun und neunzig Jahren ist. Wenn diese Zeit vorbey ist, erneuert man ihn, und bezahlet dem Prinzen die Einkünfte eines Jahrs. Der Zins ist jährlich für jeden Girib, oder Morgen Landes, sechzehn oder zwanzig Groschen; es giebt aber viele Güther, welche davon frey sind.

Die Perser verpachten ihre Landgüther selten; allein sie vergleichen sich mit demjenigen, welcher sie bestellet, der ihnen die Hälfte, den vierten Theil, und am gewöhnlichsten den dritten Theil der Erndte giebt, und für sich das übrige behält. Die Früchte werden vortheilhafter für den Herren getheilet, weil sie nicht mit so vielen Unkosten erbauet werden. Er bekommt die Hälfte, oder zwey Drittheile davon. Das Vieh wird wie das Getreyde getheilet. Der Bauer hat den dritten Theil von dem Holze, er muß es aber zur Nutzung zubereiten.

In den Jahren, wo die Trockenheit, der Hagel, die Heuschrecken, oder eine andere Plage die Felder verwüsten, gehen die Bauern zusammen zu ihrem Herrn, haben in ihren Händen dürre Aeste, verwelkte Garben, und andere Dinge, welche das Unglück anzeigen. Man läst ihnen alsdenn einen Theil des Zinses nach, nachdem man den Schaden schätzet. Diejenigen, welche die königliche Güther bauen, gehen bey diesen Gelegenheiten auch zu dem Aufseher, und verlangen mit grosem Geschrey dergleichen Nachlaß. Zu-

weilen begeben sie sich haufenweis in die Hauptstadt, versammeln sich mit Lerm um den Pallast herum, werfen ihre Turbans zur Erde, zerreißen ihre Kleider, und machen einen grosen Staub. Der König unterläst nicht nach der Ursache dieser Unordnung zu fragen, und diesen Augenblick erwählen sie ihre Bittschrift zu übergeben. Wenn sie nicht bald Antwort bekommen, so setzen sie ihr Geschrey fort, und der Prinz siehet sich einiger masen genöthiget, ihnen dasjenige zuzugestehen, was sie verlangen.

Man versichert, daß der Zustand der persischen Bauern sehr angenehm ist, und daß man in den freyesten und fruchtbarsten Gegenden schwerlich glücklichere Leute findet. Sie leben mit Bequemlichkeit von dem, was die Güther, die man ihnen anzubauen giebt, hervorbringen. Sie sind wohl gekleidet, haben gut zu essen, und sind zur Noth mit Werkzeugen und Hausrath versehen. Ihre Weiber und Kinder haben Halsbänder von Korallen, und grose silberne Ringe an Händen und Füßen, nebst langen Ketten, die ihnen auf die Brust hangen, wozwischen man goldene und silberne Stücken machet.

Das persische Recht ist zweyerley. Man theilet es in das Recht Cherai und das Recht Ourf. Das erste ist aufgeschrieben, und bestehet aus dem Alkoran und einer besondern Auslegung, welche man dem Califen Ali und den Jenans seinen Nachfolgern zuschreibt. Die Perser haben

ein

ein drittes Buch, welches Cheraïer *) betitelt ist, und eine Sammlung von Aussprüchen ihrer geschicktesten Rechtsgelehrten begreift.

Das Recht Durf ist kein geschriebenes Recht. Es ist ein neueres Recht, das von den Sofis eingeführet worden ist, und gerade aus der königlichen Gewalt flieset. Sein Name, welcher Gewalt, oder Macht, bedeutet, giebt seinen Ursprung genungsam zu erkennen. Die Geistlichen haben einen Abscheu dafür, erstlich, weil es sich ihren Unternehmungen widersetzet; anderns weil es in den Händen der Weltlichen ist. Ich habe an einem andern Orte von den ehrgeitzigen Begehren der Mollahs geredet, welche behaupten, daß die königliche Würde nicht von dem Priesterthume getheilet werden müße; daß, da der Alkoran die einzige Quelle des bürgerlichen Rechts sey, die Kenntnis und Erklärung der Gesetze nur den Priestern zugehöre; daß seit dem Mahomed, welcher König und Hoherpriester war, die Nation nur durch Imans rechtmäsig regieret werden kann, und daß die weltliche Gewalt ein wahrhafter unrechtmäsiger Besitz ist.

Die Könige, welche die Gefahr dieser aufrührischen Grundsätze eingesehen haben, haben die Priester von den vornehmsten Bedienungen der Regierung entfernet. Der Athemat-Doulet, der Divan-beg, der Nazir, die Khans und Vizirs der Provinzen und ihre Verweser, werden fast alle-

*) Dieses Wort und das Wort Cherai, kommen von Chera, welches Gesetz bedeutet.

allezeit von den Weltlichen genommen. Diese Bedienten haben in die Verwaltung der Gerechtigkeit einen grosen Einfluß, und können so gar alle Sachen, die vor dem Richterstuhle des Cadi und der andern geistlichen Obrigkeiten angebracht werden, vor sich ziehen. Sie gehen in vielen Gelegenheiten von den strengen Gesetzen des geschriebenen Rechts ab, und folgen in ihren Aussprüchen viel menschlicheren Grundsätzen des natürlichen Rechts. Zum Exempel, die Mollahs stützen sich auf verschiedene Stellen des Alkorans, um denjenigen, welche nicht die Mahomedanische Religion bekennen, allerhand Drangsal anzuthun. Sie lehren ziemlich allgemein, daß man nicht verbunden ist ihnen Treu und Glauben zu halten, und daß man sich ihres Vermögens bemächtigen könne, ohne sich ein Gewißen daraus zu machen. Wenn der König ihnen zum Besten einen Befehl herausgiebt, entweder sie der Gerichtsbarkeit der mahomedanischen Richter zu entziehen, oder ihnen zu erlauben, daß sie sich in einer Stadt niederlaßen und Tempel bauen dürfen, widerstehen die Priester diesen Befehlen halsstarrig, unter dem Vorwande, daß sie dem Gesetze des Mahomeds zuwider sind. Die weltliche Obrigkeit aber laßen sie ausführen, ohne sich an das Murren der Mollahs zu kehren, und beschützen bey diesen Gelegenheiten die Fremden, welche ohne diesen Schutz beständigen Anfällen und Beschimpfungen ausgesetzet seyn würden.

Die

Die Heyrathsgesetze sind der Vermehrung sehr günstig. Die Einwilligung der Eltern wird zur Gültigkeit dieser Vereinigungen nicht erfordert, und ein jeder kann hierinne seiner Neigung folgen. Dieser grausame Unterschied, der sich auf den Stand der Mütter beziehet, ist hier unter Kindern von einem Vater unbekannt. Alle Kinder sind gleich rechtmäsig, die Mutter mag die Frau, oder die Beyschläferin, oder so gar eine Sklavin, seyn. Der älteste von allen erbet, nach dem Tode des Vaters, zwey Drittheile des Vermögens, und das andere Drittheil wird unter die andern Kinder getheilet, doch so, daß die Töchter nur die Hälfte von dem Antheile bekommen, der auf die Söhne fällt. Ein Vater aber kann bey seinem Leben die jüngern bedenken, oder ihnen im Testamente so viel hinterlaßen, als er will.

Die Söhne sind mündig, wenn sie dreyzehn Jahr und einen Tag alt sind, und die Töchter im neunten Jahre. Bey gewißen Gelegenheiten, als bey dem Tode eines Vormundes, werden die Söhne für mündig erkläret. Die Mündigsprechung geschiehet von geistlichen Richtern, welche den jungen Menschen mit ziemlich unanständigen Worten fragen, ob er im mannbaren Alter ist. Er antwortet mit ja, und darauf fertiget man ihm den Rechid, oder die Urkunde der Mündigkeit, aus. So bald ein Kind mündig gesprochen wird, ist es verbunden alle Satzungen des Gesetzes auszuüben.

Man kann den Minderjährigen, wegen ihres Vaters Schulden, nichts nehmen, noch auch ihre Einkünfte zu Bezahlung derselben anwenden. Man wartet, bis sie mündig sind, sie zur Bezahlung anzuhalten. Von der andern Seite aber, haben die Vormünde viel zu viel Macht über eben dieses Vermögen, welches sie mit eben der Freyheit, als ihr eigenes Vermögen, brauchen. Wenn man mündig ist, kann man ihnen Rechnung ablegen laßen. Das Gesetz aber gestehet ihnen so vielen Aufschub zu, daß es schwer ist diejenigen, welche unredlich sind, zu rechte zu bringen. Die Vormundschaft gehöret, den Gesetzen nach, dem ältesten, wenn er mündig ist.

Die Töchter bringen ihren Männern kein anderes Heyrathsguth zu, als einige Kleinodien und Hausrath. Sie erhalten von ihren Männern, als ein Ehevermächtnis, eine Geldsumme, welche ihnen durch einen Contrakt versichert wird, und die sie fordern können, wenn man sie verstößet. Sie müßen sie aber bekommen, ehe sie eine Nacht aus dem Hause des Mannes sind, sonst würden sie nicht mehr berechtiget seyn sie zu fordern. Was ihre Kleider und andere Sachen anlanget, so ist ihnen nicht erlaubt, mehr mitzunehmen, als was sie in beyden Händen halten können.

Ein Gläubiger hat hier über seinen Schuldner grose Rechte. Er kann sie in seinem Hause anhalten und ins Gefängnis legen, sie schlagen, wenn er sie nur nicht zum Krüpel macht, sie durch

die

die Stadt schleppen, sie auf den Märkten und in den Creutzgaßen schlagen, ihre Güther, Weiber und Kinder verkaufen.

Es ist kein Land, wo man leichter Proceße führet, als in Persien. Derjenige, welcher einen Proceß anfängt, gehet zu den Richter, und übergiebt ihm eine Schrift, worinne er sein Verlangen zu erkennen giebt. Wenn sie der Richter gelesen hat, schreibt er diese Worte auf den Rand, man bringe den Gegentheil herbey, und giebt dem Kläger einen von seinen Knechten, welcher das Amt des Gerichtsfrohn vertritt, und den Beklagten hohlet. Die Partheyen erscheinen alsdenn vor der Obrigkeit. Jeder bringet seine Zeugen mit, und führet seine Sache ohne Advocaten. Wenn sie zu viel Lerm machen, legt ihnen der Richter Stillschweigen auf, und läßt sie durch seine Leute prügeln, wenn sie zu reden fortfahren. Die grösten Proceße werden hier in ein oder zwey Sitztagen abgethan. Diese geschwinde Gerechtigkeit aber ist meistens nur eine geschwinde Ungerechtigkeit, wegen der Bestechungen, die in den Gerichten herrschen. Man nahet sich dem Richter nicht, ohne ihm ein Geschenke zu machen. Die Armen bringen einen Korb mit Früchten, ein Lamm, oder Federvieh. Bemittelte Personen geben Caffe, Confekt oder Stücken Zeug. Die grosen Geschenke geschehen in Gelde, aber allemal ingeheim. Alte Gesetze belegen nicht nur die Richter, die sie annehmen, sondern auch die Partheyen, welche sie geben, mit der Todesstrafe.

Es ist kein gewißer Ort zu Haltung des Gerichts. Eine jede Obrigkeit hält ihr Gerichte in ihrem Hause mitten in einem grosen Saale, der drey oder vier Fuß über die Erde erhaben ist, und gemeiniglich, nach einem Hofe oder Garten zu, offen ist. Man siehet darinne einen verschlagenen Ort, als einen Alkoven, der mit Gittern vermacht ist. Dahin setzen sich die Weiber. Sie führen ihre Sache selber, wie die Mannspersonen, aber mit so vielem Geräusche, daß der Verhör öfters davon unterbrochen wird. Es ist um so viel schwerer sie zum Stillschweigen zu bringen, weil die Gerichtsdiener sie nicht schlagen dürfen. Ihre meisten Proceße sind Ehescheidungen, und das gemeinste Mittel, welches sie gebrauchen, ist die Schwachheit oder Gleichgültigkeit des Mannes.

Der Beweis durch Zeugen ist in dem persischen Rechte der unverwerflichste. Diese Zeugen aber werden erkauft, und sind so leicht zu bestechen, als die Richter. In Ermangelung dieses Beweises nimmt man seine Zuflucht zum Schwure, welcher über den offenen Alkoran abgeleget wird. Die Christen schwören über das Evangelium, die Juden über die Bücher Mosis, die Guebers oder Perser, die das Feuer anbethen, über das Feuer, die abgöttischen Indianer über den Leib einer Kuh, jeder vor seinen Priestern, in Gegenwart eines Menschen, der von dem Richter darzu abgeschicket wird.

Alle wichtige Urkunden müßen von den Obrigkeiten gesetzmäsig gemacht werden. Die Formalität davon bestehet in Beydruckung des Siegels. Man läst sie auf die Art von dem Cadi, von dem Statthalter, von den vornehmsten Dienern der Moscheen und andern ansehnlichen Personen untersiegeln. Jemehr Siegel eine Urkunde hat, je unverwerflicher ist sie. Der Cadi hält ein Verzeichnis, worein ein jeder die Freyheit hat, die Heyrathscontracte schreiben zu laßen. Zu den andern Urkunden ist kein öffentliches Verzeichnis.

Jedermann hat die Freyheit dem Könige Bittschriften zu übergeben, so wohl in seinem Pallaste, als anderswo. Wenn es im Pallaste geschiehet, übergiebt man sie dem Oberthürsteher. Geschiehet es in den Strasen von Ispahan, so empfängt sie ein Bedienter zu Fuse. Da der Prinz allemal zu Pferde ist, und sehr sachte reitet, so kann ein jeder an ihn kommen. Die Mollahs faßen diese Bittschriften ab. Sie müßen von einer ungekünstelten, deutlichen und kurzen Schreibart seyn. Als einige Officiers von der Artillerie dem Großvizir eine Bittschrift voller Gewäsche und niedriger Schmeicheleyen übergaben, verurtheilte dieser Minister den Priester, der sie abgefaßet hatte, zu Prügeln, und gab ihm nach der Abstrafung diesen erschrecklichen Verweis: Ein Vizir hat wichtigere Dinge zu thun, als daß er seine Zeit mit Lesung deiner abgeschmackten Complimente verliehren, und das Chaos deiner unverschäm-

ten Bittschriften in Ordnung bringen sollte. Schreib auf eine ungekünstelrere und verständlichere Art; sonst will ich dir die Hände abhauen laßen.

Die peinliche Gerichte werden vornehmlich von den weltlichen Obrigkeiten verwaltet, weil die geistlichen Richter nicht anders, als mit Geld, oder mit Prügeln bestrafen können. Die Perser haben keine öffentliche Gefängniße, noch gewiße Scharfrichter und Gerichte, welches von zwey Ursachen herkommt; erstlich weil hier die Verbrecher seltener sind, als in andern Ländern, anderns weil die Gesetze nicht so strenge sind. Während des langen Aufenthalts des Chardins in Persien, das ist acht oder zehen Jahr, hat er nur einen einzigen Verbrecher hinrichten sehn.

Der Todschlag ist ein Hauptverbrechen, wovon der König selber nicht lossprechen kann, und die Anverwanden des Getödeten allein können die Strafe erlaßen. Der Richter zeiget ihnen den Mörder, indem er sagt: Ich überliefere euch den Verbrecher: Es ist euch erlaubt nach dem Gesetze sein Blut zu vergiesen; erinnert euch aber, daß GOtt barmherzig ist. Die Gerichtsbedienten führen ihn alsdenn an den Ort, welchen ihm die Gegner des Verurtheilten anzeigen, legen ihn auf die Erde, binden ihm Hände und Füße und überlaßen ihn seinen Feinden, welche ihm zuweilen erschreckliche Qualen anthun, ehe sie ihm das Leben entreisen.

Es giebt in den Städten keine andern Häscher, als die Knechte eines jeden Richters. Sie holen die Verbrecher und schliesen sie in dem Hause des Richters in eine Kammer ein, wo sie sie genau bewachen. Diese Häscher haben zum Waffen einen Stock und zuweilen einen Degen. Man brauchet nur einen einzigen einen Verbrecher einzuführen, und wann er Hülfe nöthig hätte, würden ihm alle Vorbeygehende beystehen. Wenn die Anklage hart ist, so bekommt der Gefangene Prügel, wenn er in das Haus des Richters kommt. Alsdenn fraget ihn der Richter, welches allemal innerhalb vier und zwanzig Stunden nach der Einziehung geschiehet. Bey Schlägereyen des Volks laufen die Leute des Richters oder Statthalters mit Stöcken zu. Sie nehmen ohne Unterscheid alle Personen mit, die in den Tumult verwickelt gewesen sind, und führen sie in das Haus des Richters, welcher die Gefangenen gemeiniglich zur Geldstrafe und zu Prügeln verurtheilet, ohne daß er denjenigen, die Schläge bekommen haben, mehr Gnade widerfahren läst, als denjenigen, welche die Anfänger gewesen sind. Diejenigen, welche durch etwas Geld ein Mittel finden, ihre Wächter zu besänftigen, werden unter wegens losgelaßen, oder nur, als Zeugen, mit in das Haus des Richters geführet.

Es wird eben so geschwinde in peinlichen, als in bürgerlichen Sachen verfahren, und meistens werden sie in ein oder zwey Verhören abgethan.

Niemand, als der Sofi, kann zu einer Todesstrafe verurtheilen. Wenn ein Verbrecher der Todesstrafe werth ist, so übergiebt man dem Könige die Untersuchung, und er spricht das Todesurtheil. Die Bedienten des Richters geben die Scharfrichter ab. Die gemeinste Strafe ist, daß man von beyden Seiten des Nabels den Bauch von einander schneidet. Man bindet den Verbrecher auf den Rücken eines Kameels bey den Füßen an. Man macht ihm eine grose Oefnung in den Bauch, und nach der Hinrichtung führet man ihn in der ganzen Stadt herum, indem ein Mann vor dem Kameele hergehet, und das Verbrechen des Uebelthäters laut ausruft. Endlich hängt man ihn in einer Vorstadt bey den Beinen an einem Baume auf.

Die andern Arten der Todesstrafen bestehen darinne, daß man die Verbrecher spiesset, ihnen Hände und Füße abhauet, und sie nach dieser Verstümmelung langsam sterben läst; daß man sie bis an den Hals in eine Grube verscharret, die voll Gips ist; daß man ihnen in die Haut viele Schnitte macht, und in die Löcher kleine angezündete Dachte stecket, welche von dem Fette des Leibes unterhalten werden, und ihn nach und nach verbrennen. Eine sehr gemeine Strafe, die aber seit einem Jahrhunderte nicht mehr im Gebrauche gewesen ist, war ehemals diese, daß man die Verbrecher von einem Thurme herunter stürzte, und sie von Hunden freßen lies, welche man mit Fleis darzu abrichtete. Man belegte

gemei

gemeiniglich die Weiber mit dieser Strafe. Sefi II. lies auf diese Art eine Mutter hinrichten, welche, als sie ihre Tochter von einigen liederlichen Leuten hatte brauchen laßen, Gelegenheit zu einer Schlägerey gegeben hatte, worinne verschiedene Personen getödet wurden. Die Perser haben eine Art von Abscheu die Weiber umzubringen, und glauben, daß das Königreich allemal, wenn man ihr Blut vergieset, von einem grosen Unglücke bedrohet wird.

Die ehemalige Strafe der falschen Zeugen war, daß man ihnen geschmolzen Bley in den Mund goß, indem man zuvor die Kehle mit einer starken Leinwand verstopfte, welches verhinderte, daß das Bley nicht in den Hals laufen konnte. Man stirbt von dieser Strafe nicht, und man verliehrt nicht einmal die Sprache davon. Die Spitzbuben werden mit einem heisen Eisen an der Stirne gezeichnet: den gewaltsamen Dieben und falschen Münzern hauet man die Faust ab.

Sechstes Hauptstück.

Von den Religionen Persiens.

§. 1.

Von der mahomedanischen Religion.

Ich werde von dieser Religion nur in Absicht des besondern Glaubens der Perser, und der Hauptpunkte, welche diese Anhänger des Ali

von den Anhängern des Omar unterscheiden, reden.

Die mahomedanische Religion wurde nach dem Tode ihres Stifters durch eine grose Trennung zerrißen, welche erstlich aus dem Ehrgeitze der Emirs entstand, welche um seine Nachfolge stritten. Abubeker, der Schwiegervater des Mahomed, und Ali, welcher seine Tochter geheyrathet hatte, strebten beyde nach der Würde eines Califen, oder Statthalters des Propheten. Das Glück erklärte sich für den Abubeker, welcher das Hoheprieſterthum erhielt. Als ihn der Tod nach drey Jahren hingerißen hatte, nahm Omar seine Stelle ein, und regierte zehn Jahre hindurch mit so vielem Ruhme, als Ansehen. Unter seinem Califat wurde Persien eine Provinz des Reichs der Araber. Othman folgte dem Omar, und regierte eilf Jahre. Nach dem Tode des Othman bestieg endlich Ali den Thron und wurde von beyden Partheyen als Calife erkannt. Diese Uneinigkeiten nun, gaben zu der Trennung, von welcher ich geredet habe, auf folgende Art Gelegenheit.

Der Alkoran, ein übel verdautes Werk, das mit unbegreiflichen und zuweilen widersprechenden Fabeln erfüllet ist, hatte viele Stellen, deren Dunkelheit das Volk irre machte. Omar und Ali, welche man besonders hierüber um Rath fragte, erklärten sie jeder nach seiner Art, und ihre Anhänger nahmen diese verschiedenen Erklärungen an. Hieraus entstanden zwey Seckten,

wo-

wovon die eine Chia und die andere Sunni genennet wurde *). Die erste hat sich hauptsächlich in Persien ausgebreitet. Die Sunnische ist die Religion der Türken, Tartern, indianischen Mogols, und der meisten mahomedanischen Völker.

Die Chias betrachten den Ali als den rechtmäsigen Nachfolger des Mahomed, und behaupten, daß Abubeker, Omar und Othman unrechtmäsige Besitzer gewesen sind. Sie beschuldigen den Omar, daß er den Text der heiligen Bücher verändert, und irrige Sätze hineingeschaltet habe, welche in dem Alkoran des Ali nicht gefunden werden. Sie verfluchen ihn bey allen Gelegenheiten, und die gemeinste Verwünschung, die sie in dem Munde führen, ist diese: **Verfluchr sey Omar.** Hiermit endigen sie alle ihre Gebethe.

Die Perser glauben, daß Ali von dem Mahomed mit der Statthalterschaft beliehen worden sey, daß seine Einsetzung in Gegenwart des Volkes geschehen, und daß sie ihr Gesetzgeber am Tage seines Todes bekräftiget habe, indem er dem Ali befohlen in der Moschee das öffentliche Gebeth zu verrichten: welches hernach bey den Arabern zu einem wesentlichen Vorzuge des Califats geworden ist **). Die Türken und andern Sunnis aber halten diese vermeinte Einsetzung

*) Chardin, Theil VII. in der Vorrede, und Theil IX. Seite 267.

**) Eben derselbe, Theil VII. Cap. III.

für ein Mährchen, und erkennen den Ali nur für den vierten Nachfolger des Mahomed. Das mahomedanische Bekenntnis bestehet in der Seckte der Sunnis in diesen zwey Hauptartickeln: Es ist nur ein GOtt, und Mahomed ist sein Gesander. Die Perser haben den folgenden Artickel darzu gesetzet: Ali ist der Statthalter Gottes. Sie behaupten, wie ich gesaget habe, daß diese Statthalterschaft niemals rechtmäsig, als von dem Ali und den zwölf Imanns, verwaltet worden sey, und daß alle andere Prinzen, welche den Namen Califen angenommen haben, als unrechtmäsige Besitzer angesehen werden müßen. Diese Imanns stammten von dem Mahomed ab durch Fotme, seiner einzigen Tochter. Es ist merkwürdig, daß keiner von ihnen, Hassan, den Sohn des Ali ausgenommen, den würklichen Besitz des Califats gehabt. Er verwaltete nur so gar in einem Winkel von Persien diese Würde; und hernach entsetzte ihn derselben Moeria, das Haupt der ommiadischen Califen. Houssain, oder Hussein, ein Bruder des Hassan, wurde in Babylon von Rezid, den Sohne und Nachfolger des Moavia, umgebracht. Die Perser machen einen Märtyrer aus ihm, und von ihm wollten die Sofis abstammen.

Die Califen von Bagdad verfolgten mit eben der Wuth die andern Prinzen dieser Familie, welche, weil sie aus Syrien und den benachbarten Gegenden verjagt wurden, eine Zuflucht in

Pers-

Persien suchten, wo der ansehnlichste Theil des Volks die Lehrsätze des Ali angenommen hatte. Sie lebten darinne so unbekannt, daß seit dem Mohamed Almahadi, dem zwölften und letzten Iman, die Geschichte ihrer nicht mehr Meldung thut. Die Perser glauben, daß Almahad nicht gestorben, und an einem unbekannten Orte verborgen ist, woraus er einmal kommen wird, um die Welt der Lehre des Ali zu unterwerfen. Sie sind in diese Meinung so vernarret, daß man ihm in allen grosen Städten Pferde zu dem Tage seiner Ankunft bereit hält.

Die Sunnis behaupten, daß das Freytagsgebeth öffentlich geschehen muß, und daß das Volk verbunden ist, sich in die Moscheen zu begeben, um gemeinschaftlich diese Schuldigkeit abzustatten. Der Grossultan und der Grose Mogol unterlaßen niemals an diesem Tage in den Tempel zu gehen. Die Perser, welche von ihrem Imanismus eingenommen sind, glauben, daß es nur dem Hohenpriester, oder allgemeinen Statthalter zukommt das öffentliche Gebeth zu verrichten; und weil die Statthalterschaft aufgehöret habe, nachdem Almahadi verschwunden sey, müße ein jeder, bis zu seiner Zurückkunft, besonders, so wohl im Tempel, als in seinem Hause, bethen *). Der König und die Grosen von Persien gehen fast niemals in die Moscheen. Das Volk am gehet Freytag fleißig genung hinein, mehr aus Gewohnheit, als aus Andacht. Es ist

*) Chardin, Theil X. Seite 79.

ist erlaubt darinne zu thun, was man will, als zu lesen, zu schreiben, zu reden, zu schlafen, sogar zu eßen und zu rauchen: übrigens muß man sich anständig darinne verhalten.

Die Anhänger des Omars werfen den Persern vor, daß sie sich die Füße in dem Abdest, oder gesetzmäsigen Reinigung, nicht gänzlich waschen; daß sie ihren Bart abschneiden, welcher die majestätischste Zierde des Menschen ist; daß sie einen Turban mit zwölf Falten tragen; daß sie ohne Ehrfurcht für eine Farbe, welche dem Mahomed geheiliget ist, grüne Schue und Strümpfe tragen *).

Diese Dinge, welche uns Kleinigkeiten scheinen, verursachen unter den Chias und Sunnis einen solchen Zwiespalt, daß sie sich einander wechselsweise für Ketzer halten, und nicht glauben, daß man in der gegenseitigen Parthey selig werden kann. Zu der Zeit, als Abbas I. die Türken bekriegte, lies der grose Mufti eine Bannverordnung wider die Perser ergehen, worinne er sie für Ketzer, Abscheuliche, für Sammlungen aller Unreinigkeiten und Sünden, für die unverschämtesten und barbarischsten Feinde der mahomedanischen Religion erklärte **). Er schloß mit diesen Worten. „Kraft der Macht, die ich von dem Mahomed er-

hal-

*) Geschichte der letzten Veränderung von Persien, Theil 1.

**) Geschichte von dem jetzigen Zustande des ottomanischen Reichs, eben daselbst angeführet.

halten habe, und wegen eurer Bosheiten und eyers Unglaubens, erkläre ich, daß allen Gläubigen, von welcher Nation sie auch sind, erlaubet ist, euch zu töden und auszurotten. Wenn derjenige, der einen Christen tödet, eine GOtt angenehme Sache thut, so verdienet derjenige, der einen Perser tödet, eine siebenzigmal grösere Vergeltung.„ Der Hoheprieſter setzte auf eine lächerliche Art hinzu: Ich hoffe von der göttlichen Majestät, daß sie euch am Tage des Gerichts in Esel verwandeln wird, damit die Juden auf euch reiten, und daß euch diese elende Nation, welche die Verachtung der Welt ist, spornstreichs in die Hölle führen wird. Abbas, um sich wegen dieser Beschimpfungen zu rächen, lies von seiner Seite die Türken durch den Scheik-Islam von Persien in den Bann thun, welcher den Sunnis die Verwünschungen, die ihr Hoherprieſter wider die Chias ausgestoſen hatte, mit Wucher wieder gab.

Die Perser sind viel strenger, als die Türken in Ansehung der gesetzmäsigen Reinigkeit. Ihre Casuisten lehren allgemein, daß man unrein wird, wenn man einen Ungläubigen anrühret, oder wenn man sich der Speisen, des Hausrathes und anderer Dinge bedienet, die er angerühret hat *). Wenn ein Chias einen Ring von einen jüdischen oder christlichen Kaufmanne kaufet, so läst

*) Chardin, Theil VII. Cap. IV. und Theil IX. Seite 269.

läst er ihn erst in das Waßer werfen, um ihn zu reinigen. Sie glauben, daß die Berührung dieser Dinge, wenn sie naß sind, noch unerlaubter ist, weil sie einen dauerhaftern Eindruck hat, Deswegen, wenn es regnet, bleiben die Christen, Juden und Abgötter aus den Häusern, und sogar von den Gaßen, damit sie die Beschimpfungen vermeiden, die sie sich zuziehen könnten, wenn sie einen anrührten.

Eben diese Lehrer behaupten, daß man, wenn man mit einer Frauensperson zu thun gehabt hat, nicht bethen kann, ohne sich den ganzen Leib zu waschen; anstatt daß die Türken glauben, daß es bey dieser Gelegenheit genung ist sich den Kopf, die Arme, Hände und Füße zu waschen. Die Chias beschuldigen die Sunnis, daß sie in zwey andern Stücken das Geboth der Reinigung übertreten: 1. indem sie sich das Waßer von den Sklaven einschenken laßen, welches nur denjenigen erlaubet ist, sagen sie, welche nicht den Gebrauch ihrer Hände haben. 2. Indem sie das Waßer in die hohle Hand giesen, und es an dem Arme lang hin, bis an den Ellbogen lauffen laßen, welches den Unflat hinauf steigen hiese, anstatt, daß er abfallen sollte. Sie behaupten, daß man das Waßer in die Fuge des Armes giesen, und es bis an das äuserste der Finger hinunter laufen laßen muß.

Ihre Grundsätze sind in andern Stücken nicht so strenge. Sie glauben, daß es erlaubet ist, mit einer Frauensperson nur eine gewiße Zeit zu

leben,

leben, indem man sich von beyden Seiten vergleichet, wie lange diese Vereinigung dauern soll. Die Türken aber verdammen einen solchen Contrakt mit Recht. Eine andere liederliche Meinung ihrer Casuisten ist, daß sie, wider die allgemeine Meinung der andern Muselmänner, lehren, daß man in gewißen gefährlichen Gelegenheiten seine Religion verschweigen, und sogar mit dem Munde abschwören kann, wenn nur das Herz an diesem Abfalle keinen Theil hat.

Alle sunnischen Lehrer behaupten, daß die Wallfahrt nach Mecka für die armen sowohl, als für die reichen, von was für Stande und Gesundheit sie seyn mögen, wenn sie nur die Kraft haben, an einem Stocke zu gehen, und so viel Vermögen, daß sie eine hölzerne Schüßel kaufen können, unumgänglich nöthig sey. Die Perser aber versichern, daß dieses Geboth seine Ausnahmen leidet, und nur diejenigen verbindet, welche im Stande sind, die Unkosten und Beschwerlichkeiten der Reise auszuhalten. Ihre Casuisten rechnen diese Unkosten auf fünf hundert Thaler, welche nicht von den Güthern selbst, sondern von ihren Einkünften, genommen werden, und welche man nicht verbunden ist, zu diesem andächtigen Gebrauche anzuwenden, als bis man dasjenige zurück geleget hat, was man zu Bezahlung seiner Schulden, zur Versicherung der Mitgift seiner Frauen und zu Hinterlaßung des Unterhalts für seine Familie auf ein Jahr, brauchet. Die Personen von schwächlicher Gesund-

sundheit können die Reise in ihrem Namen von andern verrichten laßen, oder ein Ziaret-name, oder Pilgrimspatent, kaufen. Die Urkunden dieser Art werden zu Mecka von dem grosen Mufti ausgefertiget, welcher erkläret, daß ein solcher Pilgrim wirklich die heiligen Orte besuchet hat, und aller Schuldigkeit, die das Gesetz vorschreibet, ein Gnüge geleistet hat. Eine Menge Araber leben von dem Handel dieser Patente, welche sie nach Indien und Persien bringen, und für sieben oder acht hundert französische Pfund verkaufen. Die persische Pilgrimme gingen sonst durch Bagdad nach Mekka. Nachdem sich aber die Türken Babyloniens bemächtiget haben, nehmen die Karavanen gemeiniglich ihren Weg durch Basra, eine Stadt am persischen Meerbusen. Sie werden durch arabische Wegweiser geführet. Die Reise dauert von Basra aus vierzig oder funfzig Tage. Man gehet die ganze Nacht durch Wüsten voller Sand, indem man seinen Weg nach den Sternen nimmt. Man ruhet des Tages über in der Nähe der Brunnen und der arabischen Lager aus, welche den Pilgrimme entgegen kommen, um den gewöhnlichen Tribut von ihnen zu erhalten. Die Perser, welche man in Arabien als Ketzer ansiehet, müßen sich mit der grösten Strenge lösen, und empfangen oft auf der Reise tausend Beschimpfungen. Wenn eine Privatperson stirbt, ohne daß sie die Wallfahrt nach Mecka gethan hat, so fordert der Kadi die Familie auf einen Menschen zu bezahlen, der dieser Pflicht sich entlediget, und erlaubet nicht den Todten zu begraben, bis sie das Geld angewiesen hat.

Die

Die Perser haben einige Feste, die ihnen eigen sind, und wovon die meisten zur Ehre der Imans eingesetzet worden sind. Das Fest des Hassan und Hossein, der Söhne des Ali, ist eins von den merkwürdigsten. Man feyert es im Monate **Maharam**, welcher der erste Monat des persischen Jahres ist, und es dauert zehn Tage. Die Frommen enthalten sich während dieser Feyerlichkeit des Bades, lassen sich weder den Kopf noch das Gesichte abscheeren, zerreissen ihre Kleider, stosen ein trauriges Geschrey aus, und geben öffentlich andere Kennzeichen der Traurigkeit *. Man siehet auf den Gassen eine Menge Leute herumlaufen, wovon einige vom Kopfe bis auf die Füsse gewafnet und mit blutigen Kleidern bedekket sind, andere sind fast nackend, und haben sich schwarz gemacht. Sie schreyen mit einer erschrecklichen Stimme **Hassan**! **Hossein**! verdrehen die Augen, stecken die Zunge heraus und ahmen durch Geberden dasjenige nach, was die persische Beschreibung von dem Hossein erzählet, welcher in die Wüste **Kerbela**, in den Gegenden von Bagdad, zu fliehen genöthiget war, und vierzehn Tage lang einen grausamen Durst erduldete, welcher ihn gänzlich entkräftete. Wenn diese Schwärmer einem Sunni begegnen, so belegen sie ihn mit Beschimpfungen, und zwingen ihn diese beyden Märtyrer zu verehren, deren Dienst bey den Türken für einen Abscheu gehalten wird. Sie fallen die Christen und

* Salmon, Staat von Persien, Kap. XV. Chardin, Theil IX.

und Juden eben auf die Art an. Man bauet in den Creutzgassen und Märkten kleine Capellen, welche unsern Altären auf den Strasen gleich sind. Man siehet darinne einen Altar, welcher mit reichen Teppichen bedecket ist; Siegeszeichen, welche zur Rechten und Linken hoch hinauf gehen; eine Kanzel, Bänke und eine Menge Lampen und Fackeln, welche man mit Anbruch der Nacht anzündet. Ein Mollah besteiget die Kanzel, und thut an das Volk eine nachdrückliche Vermahnung, wovon das Thema aus einem Buche genommen ist, das Elkatel, oder Abhandlung von dem Morde, betitelt wird, welches in zehn Capiteln die Geschichte der Marter des Hossein enthält. Der Mollah liesst eins davon, und prediget drey Stunden lang über diesen Text mit so vieler Heftigkeit, daß die Zuhörer in Thränen schwimmen, sich an die Brust schlagen und von dem lebhaftesten Schmerz durchdrungen scheinen. Wenn die Predigt aus ist schreyet das Volk aus aller Macht Hassan, Hossein, und das Geräusche der Trommeln und Klökchen mischet sich unter dieses Geheule.

Die Bildsäulen und verschiedenen Vorstellungen, welche man alsdenn durch die Stadt führet, sind eine Sache, die ich in dieser Beschreibung nicht auslassen kann. Es ist eine Art von einer Leichenbegleitung, welche darzu bestimmet ist das Andenken der beyden Märtyrer zu verehren. Der Zug bestehet aus einer Menge Leute von allen Ständen. Acht Kamele, vor welchen einige

Sold-

Soldaten herreuten und ein Haufen Musicanten hergehen, eröfnen den Zug. Das erste träget zwey fast nackende Kinder, das andere dreye, und das dritte eine geschleyerte Frau und einen jungen Menschen. Die fünf andern tragen eine Sänfte, worinne acht Kinder sind. Ihnen folgen zwey Wagen, auf den ersten Wagen siehet man zwey offene Kisten, wovon eine leer und in der andern ein liegende Bildsäule ist. Auf dem andern Wagen siehet man zwey Männer und vier Kinder, wovon ein jedes ein Buch in der Hand hat und um einen Tisch herum stehen, der mit vierzehn kleinen Lampen umgeben ist. Drey Kinder, vor welche einige Soldaten hergehen, erscheinen nach diesen zwey Wagen. Die beyden ersten sind reich gekleidet: der dritte ist mit einer Kette beschweret, und schleppet zwey Haufen junger Gefangenen hinter sich her, wovon einige an eine lange eiserne Kette geschlossen, und die andern an einen Strick gebunden sind. Man siehet hernach einen Lastwagen, auf welchem sich zwey Männer in ihrer natürlichen Grösse zeigen, und sechs, welche nur den Kopf hervorstecken, indem der übrige Leib in den Sand verstecket ist, womit der Wagen beladen ist. Diese Köpfe scheinen von dem Körper abgesondert, und der Sand ist mit Blute überschwemmet. Andere Leichenwagen folgen nach der Reihe. Man siehet darinne ausgestreckte Körper. Köpfe ohne Leiber, abgehauene Beine und Arme. Der erste Wagen wird von einem Haufen gefangener Kinder begleitet, die von Soldaten geführet werden, welche von Zeit zu Zeit

den Stock aufheben, als wenn sie sie schlagen wollten. Nach dem letzten Wagen erscheinet ein grosser Sarg, der von Musicanten umgeben ist, und welchem zwey Pferde folgen, wovon eins einen Bündel Bogen und Pfeile, rothe Turbans, eine grüne Fahne, und drey Lanzen träget. Auf dem andern sind sechs lebendige Tauben.

Diese verschiedene Figuren stellen die vornehmsten Umstände der Ermordung des Hossein und seiner zwey und siebenzig Jünger natürlich vor. Die Tauben, welche man zu Pferde herumführet, erinnern auch an eine Begebenheit von dieser Beschreibung, welche erzählet, daß sechs solche Thiere sich auf den Körper des Hossein niederliessen, nachdem er war umgebracht worden, und sich hernach nach Medina begaben; wo sie seiner Schwester die traurige Nachricht von seiner Marter hinterbrachten. Herbert * versichert, daß dieses Fest zu Ardebil von dem Seid Gunet, dem Aeltervater des Schah Ismael, des ersten Sofis, eingesetzet worden sey, und daß dieser letztere anbefohlen habe, daß man es in ganz Persien feyern solle. Ein anderer Reisender ** merket an, daß in dem persischen Jahre acht und zwanzig Feste sind, welche der Familie des Mahomets geheiliget sind, zwey für diesen Gesetzgeber, zwey für Fatme seine Tochter, und eben so viel für jeden von den zwölf Imans.

§. 2.

* Herbert, Buch II.
** Chardin, Theil IX.

§. 2.

Die soufißische Religion.

Diese Seckte ist ein Ast von der Mahometanischen *. Nach der gemeinsten Meinung entstand sie in Arabien um das Jahr 200 der Hegire. Ein Scheik, Abousaid, mit Nahmen, war der Urheber davon. Seine Schüler, welche Soufis genennet wurden, breiteten sich in Persien aus, wo seine Lehre länger, als neun hundert Jahre bestehet.

Da die soufissische Religion in vielen Dingen von der mahometanischen abgehet, so gebrauchen diejenigen, welche sie bekennen, bey Erklärung ihrer Lehrsätze, eine grosse Zurückhaltung. Ihr Grundsatz ist, daß die wahre Weltweisheit vornehmlich zum Zwecke hat die Unruhen der Menschen zu stillen, und in der Gesellschaft Friede und Einigkeit zu erhalten, man das Volk nicht schüchtern machen müsse, indem man die angenommenen Meinungen mit allzuvieler Hitze widerlegte. Es ist besser, sagen sie, ihm seine Irrthümer zu lassen, als sie auf Unkosten seiner Ruhe davon zu heilen.

Sie geben in der Welt nur ein einziges, unsichtbares, almächtiges, unendliches Wesen zu, welches die Natur begeistert und belebet, und aus welchem alle andern Wesen herfliesen. Dieses allgemeine Wesen ist von dem GOtt des Spinoza wenig unterschieden. Die Soufis verehren es em-

* Chardin, Theil V. Kap. XI.

sig, und wollen mit ihm durch die genauste Vereinigung in Gemeinschaft seyn. Sie bringen sich in ihren Versammlungen auf folgende Art zur Entzückung. Sie nehmen sich bey den Händen, tanzen in der Runde, werfen den Kopf, und schreyen mit Heftigkeit: Hou, Hou, das bedeutet das Wesen, das für sich selbst bestehet, bis daß sie für Müdigkeit in eine Art von Ohnmacht fallen. Alsdenn glauben sie entzückt zu seyn, und mit GOtt umzugehen. Sie behaupten, daß sie durch diese geheimnißvolle Vereinigung die Gabe der Prophezeyung erhalten, und daß sie im voraus die Freuden des Paradieses geniessen.

Sie beobachten viele strenge Fasten, wovon die kürzten vier und zwanzig Stunden dauern, während welchen sie sich aller Nahrung enthalten. Sie haben ein Fasten von vierzig Tagen, dessen Zeit nicht fest gesetzet ist, und welches ein jeder anfängt, wenn es ihm beliebt. Sie schliessen sich alsdenn in eine Kammer ein, wo sie beständig bethen, kaum einige Stunden schlafen, und täglich von ihrer Nahrung etwas abziehen, bis sie endlich von einer Sonne zur andern nicht mehr, als ein Dutzend Mandeln essen. Diese Einschliessung verrücket ihnen gänzlich den Verstand, und erfüllet ihn mit tausend Grillen, welche sie für himmlische Eingebungen halten.

Sie geben den Geheimnissen des Alkorans einen verblümten Verstand, und behaupten, daß alle Gebethe, die den äusserlichen Gottesdienst betref-

fen,

fen, auf eben die Art müssen verstanden werden. Damit sie inzwischen nicht die öffentliche Ordnung stören, so beobachten sie die gesetzmäßigen Reinigungen, und die andern Punkte der Kirchenzucht. Sie verdammen keine Religion, und sehen alle Menschen, als Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters, und Unterthanen eines Oberherrn an.

§. 3
Die persische Religion.

Das ist die Religion der Abkömmlinge der alten Perser, von denen noch viele ganze Wohnplätze, sowohl in Persien selbst, als in Indostan, übrig sind. Die Indianer nennen sie Persis, oder Parsis, nach dem Nahmen ihres alten Vaterlandes. Man findet einige Familien davon auf den Ufern des Indus, in der Provinz Guzarata und in andern Gegenden Indiens. Diejenigen, welche in Persien leben, haben sich besonders in Erack, oder Parthien, in Kirman, und in den Gegenden des persischen Meerbusens, ausgebreitet. Man nennet sie gemeiniglich Guebers und Gaures, das heist, Ungläubige, ein verhaster Nahme, welchen die Mahometaner allen denjenigen geben, welche nicht den Alkoran annehmen.

Die Religion der Perser ist ehrwürdig ihres Alterthums wegen. Es ist eine bewundernswürdige Sache, daß dieses Volk, welches so oft andere Herren bekommen hat, beynahe vier tau-

send Jahr hindurch einerley Gottesdienst behalten hat. Man glaubet gemeiniglich, daß sie Zoroaster eingeführet hat; ihr Ursprung aber ist viel älter als dieser Weltweise. Elam und Chus brachten die Erkenntniß des wahren GOttes und das reine und sanfte Licht der natürlichen Religion nach Persien. Dieser Gottesdienst wurde durch Vermengung vieler Aberglauben, die von der sabeischen Religion entlehnet wurden, verfälschet. Zoroaster erschien und zerstreuete diese Irrthümer.

Die Morgenländer geben diesem berühmten Lehrer den Nahmen **Zerdust** und setzen ihn in die Zeiten des **Gushtasp**, des vierten Königes der Linie der Kaianiten. Die mahometanischen Geschichtschreiber versichern, daß er einen Theil seiner Jugend in Judäa in dem Dienste eines Propheten zugebracht *; daß er durch diesen Umgang eine grosse Erkenntniß bekam, daß, nachdem er sich durch Untreue den Unwillen seines Herrn zugezogen hatte, er seinen Abschied bekam, und mit dem Aussatz bestraft wurde. Ihre Partheylichkeit aber wider die Guebers ist so bekannt, und sie haben schon so viele Verläumdungen wider den Zoroaster ausgebreitet, daß man auf ihr Zeugniß gar nicht bauen kann.

Die Persis sagen China sey das Vaterland ihres Gesetzgebers gewesen; sein Vater habe **Epintaman** und seine Mutter **Dodou** geheissen; seine

* Allgemeine Weltgeschichte, Theil IV, Seite 53 und folgend. Heinrich Lord Relig. of the Persees, bey dem Herbert, Seite 72 und folgende.

seine Empfängniß und Geburth sey durch verschiedene Wunder angezeiget worden, und der Kayser von China, der über seine künftige Grösse eifersüchtig war, habe versuchet ihn umbringen zu lassen, welches den Zoroaster nöthigte in entfernten Landen eine Zuflucht zu suchen. Er unternahm grosse Reisen, setzte zu Fusse über viele Flüsse, und nach diesen langen Reisen kam er in Persien an und blieb in der Provinz Medien, wo er sich in eine Höle begab, um darinne nachzudenken und zu bethen. Es erschien ihm ein Engel und sagte zu ihm: **Ehrwürdiger Zerdusht, Mann GOttes, was willst du?** Zoroaster antwortete: **Ich will GOtt von Angesicht zu Angesicht sehen und aus seinem Munde seinen heiligen Willen lernen.** Alsbald wurde sein Leib gereiniget, seine Augen schlossen sich, er ging durch den Kreis des Feuers und durch die andern höhern Kreise, und kam endlich in den letzten Himmel, wo er, als er Engelaugen bekommen hatte, GOtt auf seinem Throne mit einem hellen Lichte umgeben, und in dem ganzen Glanze seiner Majestät, sahe. Er bekam daselbst das Zendavestau, oder Gesetzbuch, welches ihm von GOtt selbst vorgesagt wurde, dessen Worte Feuerflammen waren. Er nahm dieses Buch mit einer Hand, und mit der andern ein wenig himmlisches Feuer, und der Engel, der ihn ins Firmament geführet hatte, brachte ihn in seine Höle zurück.

Andere Schriftsteller * thun dieser wunderbaren Wegführung keine Meldung und erzählen, daß Zoroaster verschiedene Bücher in seiner Einsamkeit verfertigte, welche er dem Gushtasp, dem Könige von Persien übergab. Sie versichern, daß er seine Höle dem GOtt **Mithra**, dem Könige und Vater aller Dinge, heiligte, und daß er verschiedene geheimnißvolle Figuren hinein zeichnete, welche die Welt, die Elemente, die Eigenschaften der Planeten, und die doppelte Bewegung der Gestirne vorstellten. Man fügt hinzu, daß, als er diese Einsamkeit verließ, ein grosses Feuer vom Himmel fiel, welches ihn umgab, ohne ihn zu beschädigen; daß der König und die vornehmsten Perser, welche von diesem Wunder unterrichtet wurden, ihn besuchten; daß sie eine übernatürliche Weisheit bey ihm fanden, und daß jeder die Lehre, die er vortrug, annahm.

Folgende Stücken sind Erzählungen, die aus einer besondern Beschreibung genommen sind. Zoroaster berichtete den Gushtasp in seiner ersten Unterredung mit ihm von seiner Sendung in folgenden Worten: **Ich bin ein Prophete; GOtt selbst schicket mich zu euch; und ich habe das Buch, das ich dir überreiche, aus dem Himmel mitgebracht.** Der König verlangte einige Wunder von ihm, welche die Göttlichkeit seiner Religion beweisen könnten, und Zoroaster

that

* Herbelot, Dion Chrys. Porphyr. welche in der allgemeinen Weltgeschichte angeführet sind, wie oben.

** Allgemeine Weltgeschichte ebendas. Seite 60.

that dieses Wunder. Er pflanzte vor der Thür des Pallasts einen Cypressenbaum, welcher in wenig Tagen sehr hoch und stark wurde, auf dessen Gipfel man eine Fahne sah. Dieses Wunder machte bey dem Gushtasp einen solchen Eindruck, daß er die Religion des Propheten annehmen wollte: man rieth ihm aber zuvor einige Weisen kommen zu lassen, und sie dahin zu vermögen, daß sie mit dem Zoroaster disputirten. Dieser überwand in dem Streite, welches die Priester des Landes wider ihn aufbrachte. Sie beschuldigten ihn, daß er Zauberey trieb, und damit sie dieser Beschuldigung einigen Schein geben möchten, versteckten sie unter sein Bette Katzen- und Hundeknochen, Menschennägel, Haare und andere unreine Dinge. Der König, der durch diesen Schein betrogen wurde, gerieth wider den Propheten in einen heftigen Zorn, jagte ihn aus seiner Gegenwart und ließ ihn ins Gefängniß legen. Dieses Unglück aber währte kurze Zeit. Gushtasp (die Beschreibung redet fort) hatte einen Rappen, welchen er sehr liebte, welcher auf allen vier Beinen verschlug. Nachdem er ohne Nutzen alle Aerzte und alle Weisen des Königreichs um Rath gefraget hatte, nahm er seine Zuflucht zu dem Zoroaster, welcher das Pferd heilte. Als er aber das erste Bein berührte, verlangte der Prophete, daß der König die Religion, die er gelehret hatte, annehmen sollte. Er heilte eben so das andere, unter der Bedingung, daß Bashuten und Jsphendiar, die beyden Söhne des Monarchen, eben den Glauben bekennen sollten. Das dritte wurde

auch

auch in seinen natürlichen Zustand wieder gesetzt, nachdem Retayun, die Gemahlin des Gushtasp, dem Beyspiele ihres Gemahls und ihrer Söhne gefolget war. Was das vierte anlangte, so erklärte Zoroaster, daß er es nicht heilen würde, bis man ihm Mittel verschaffen würde seine Unschuld zu rechtfertigen. Der Thürsteher des Pallasts, welcher von dem Gushtasp gefraget wurde, bekennte alsdenn, daß er in die Kammer des Zoroaster vier Magen von Hofe eingelassen hätte, welche die unreinen Sachen, die man gefunden hätte, unter sein Bette geworfen hätten. Der König verurtheilte diese verläumderischen Priester zum Tode, und kaum war das Urtheil an ihnen vollstrecket, so berührte der Prophet, nachdem er ein kurzes Gebet verrichtet hatte, mit seiner linken Hand das vierte Bein des Pferdes, welches alsbald aufstand und vollkommen geheilet war.

Einige Zeit hernach bath Gushtasp den Zoroaster daß er ihm vom Himmel viererley zur Gnade erhalten möchte: das erste, daß er in den Himmel versetzet würde, und daselbst die Freuden der Seeligen genau betrachten könnte; das andere, daß er das Zukünftige eben so gut wüste, als das Gegenwärtige; das dritte, daß er in allen Kriegen, die er zur Vertheidigung der Religion unternehmen würde, unverwundlich seyn möchte; das vierte, daß er bis an den Tag des Gerichts leben möchte. Der Prophet antwortete, daß die vier Dinge, die er verlangte, einer einzigen Person nicht zugestanden werden könnten, und daß

es nur GOtt zukäme die verschiedenen Gaben zusammen zu besitzen. Gushtasp ließ es dabey bewenden, daß er für sich die erste Gnade sich ausbath, und dem Propheten drey Personen vorschlug, wobey er ihn bath, daß er ihnen die drey andern Geschenke mittheilen möchte. Zoroaster richtete alsdenn zu GOtt ein eifrig Gebeth, und weyhete Wein, eine Rose, eine Schaale voll Milch, und einen Kern von einem Granatapfel. Er überreichte dem Gushtasp den Wein, welcher ihn trank, und darauf drey Tage und drey Nächte in einen tiefen Schlaf versenket wurde. Seine Seele wurde diese Zeit hindurch in den Himmel versetzet, und betrachtete mit Muse die Freuden der Seeligen. Die Rose wurde dem **Gjamasp**, einem berühmten Sterndeuter, gegeben, welcher sie kaum angerochen hatte, so sah er genau das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige. **Basheuten**, ein Sohn des Gushtasp, bekam die Schaale, und wurde unsterblich. **Isphendiar**, sein Bruder, aß den Kern von dem Granatapfel, welcher ihn unverwundlich machte.

Zoroaster, brachte keine neuen Lehrsätze in der Religion nach Persien; er bestritt aber die groben abergläubischen Dinge, welche die **Sabeer** bey dem alten Gottesdienst eingeführet hatten, und befleißigte sich vornehmlich darauf, daß er dem Volke einen vernünftigen Begriff von der Gottheit gab. Er lehrte, daß das höchste Wesen von sich selber ist, und das von Ewigkeit her in einer vollkommenen Unabhängigkeit; daß es der Schöp-

fer

fer und Erhalter der Welt ist; daß seine Gerechtigkeit und Weisheit keine Grenzen haben; daß es geneigt ist den Menschen gutes zu erzeigen, und zu vergeben, so daß kein Sünder an seiner Barmherzigkeit verzweifeln darf.

Er erkannte auch einen bösen Geist, Ahriman genannt, als den Urheber alles Uebels, das in der Welt geschiehet. Sein Reich erstrecket sich über die Finsterniß. Wie Zoroaster saget, hat GOtt einmal zu sich selber gesprochen: **Wie wird mein Ruhm offenbar werden, wenn sich meinem Willen nichts widersetzet:** Darauf erschuf er den Ahriman, welcher seit dieser Zeit beständig mit GOtt Krieg geführet hat. Alsdenn wurde das **Licht** und die **Finsterniß**, das **Gute** und **Böse** mit einander vermischet, und bestritte einander. Daher entstehen alle Plagen, welche die Erde verwüsten. Diese Unordnung aber wird nur eine Zeitlang dauern, hernach wird GOtt den Frieden wieder in der Welt herstellen, und auf ewig das Licht von der Finsterniß trennen.

Zoroaster glaubte Strafen und Belohnungen in den andern Leben und lehrte, daß die Seele nach dem Tode auf eine grosse Brücke versetzet wird, wo sie zweyen Engeln begegnet, welche in einer Wage ihre Tugenden und Laster wägen. Sind die Tugenden schwerer, so gehet die Seele frey über die Brücke, und kommt in das Reich des **Lichts**, wo sie eine ewige Glückseeligkeit genieset. Wenn aber die Laster der Wage den Ausschlag geben, so wird die Seele von der Brücke

herunter in einen dunkeln Abgrund gestürzet, wo die Gottlosen Strafen erdulten, die kein Ende haben.

Diejenige von allen Tugenden, welche er am meisten seinen Schülern anbefahl, war, die Menschenliebe. Er ermahnte sie, sich nicht nur der grossen Laster zu enthalten, sondern auch die kleinsten zu vermeiden, weil, da alle Handlungen der Menschen auf der gefährlichen Wage des Gerichts gewogen werden, die leichtesten Beleidigungen der bösen Wagschale den Ausschlag geben können.

Man versichert, daß Zoroaster in Persien die ersten Tempel erbauet hat. Vor seiner Zeit opferte man in freyer Luft auf den Bergen, und diese Opfer bestanden darinne, daß man auf einem Altare heiliges Feuer brannte, welches man beständig an eben den Orten unterhielt. Zoroaster befahl seinen Schülern diese Feuer in Kapellen anzuzünden, damit man sie leichter erhalten könnte. Diese Bethhäuser, welche die Griechen Pyräa oder Tempel des Feuers genennet haben, waren anfangs ohne Altar. Man sahe nur einige Lampen darinne, vor welchen das Volk seine Andacht hielt. Hernach erbaute man ansehnlichere Tempel, und richtete darinne Altäre auf, welche zu Unterhaltung des heiligen Feuers bestimmt waren.

Als diese heiligen Orte gebauet waren gewöhnte Zoroaster seine Anhänger sich nach der neuen Vorschrift, die er in Ceremonien einführte, zu richten. Er theilte die Diener der Religion in zwey Classen, eine, die aus den Mugh, oder

schlechten Predigern, und die andere, die aus den Mubad, oder Aufsehern, bestand, deren Würde mit der Würde unserer Bischöffe übereinkam. Von dem ersten dieser Nahmen ist der Nahmen Mage gemacht worden, der in den Jahrbüchern Persiens so berühmt ist. Die Mugh und Mubad standen unter einem Haupte Mubad Mubadan genannt, welches der Hohepriester der Nation war.

Er wollte, daß seine Nachfolger in dieser Würde sowohl durch ihre natürlichen Gaben, als auch durch ihre Tugenden, sich verehrungswürdig machen sollten. Er befahl jeden sich für aller Unreinigkeit zu bewahren, weil GOtt von ihnen eine besondere Heiligkeit verlange; sich selber zu bedienen, sowohl damit sie nicht von der Unreinigkeit der andern beflecket werden, als auch damit sie durch dieses Beyspiel der Demuth ihre Untergebenen erbauen möchten; sich die Zehnten, welche sie von den Weltlichen empfangen, nicht zuzueignen, weil sie sich als die Almosenierer des Allmächtigen betrachten sollen, welcher sich ihrer bedienet um den Armen den Tribut auszutheilen, der von den Reichen bezahlet wird; die Pracht zu vermeiden, die Welt zu fliehen, und ihre Zeit unter dem Gebethe und Studiren in der Religion zu theilen; ihr Gemüth mit allen Kenntnissen, die sie erlangen können, auszuzieren, weil sie darzu bestimmt sind die Menschen zu unterrichten; das Laster zu bestreiten, und die Sünder mit Standhaftigkeit zu bestrafen ohne einiges Ansehen für ihren Stand,

und

und ohne einige andere Furcht, als der Furcht GOtt zu misfallen.

Er befahl den gemeinen Priestern und den Mubad, ihren Obern, sich einzig und allein mit den Verrichtungen ihres Standes zu beschäftigen, ohne sich in die weltlichen Sachen zu mengen; die Reichthümer der Weltlichen nicht zu begehren, weil ein Priester nichts überflüßiges verlangen soll, und die Weltlichen nicht zugeben sollen, daß es ihnen an den nöthigen fehle; die Beleidigungen nach dem Beyspiele des wohlthätigen GOttes, dessen Diener sie sind, zu verzeihen; fleißig in den Tempeln zu seyn; die vorgeschriebenen Ceremonien genau zu beobachten; dem Volke zu lehren, daß sie sich bey ihren Gebethen darnach richten; mit einem Worte, allen Verbindungen ihres Standes ein Genüge zu leisten, und treulich den Willen des Himmels zu erfüllen.

Die Weltlichen bekamen auch besondere Gebothe, welche aus fünfen bestehen.

1. Die Schaamhaftigkeit besonders vor Augen zu haben, als ein mächtiges Bewahrungsmittel wider alle Sünde. Zoroaster sagte, wenn die Menschen die Schaam niemals aus den Augen setzten, würden sie nicht suchen die Schwachen zu unterdrücken; sie würden keinen Diebstahl begehen; sie würden niemals lügen; sie würden sich nicht besaufen. Sobald sie aber einmal die Schaam verlieren, sind sie aller Laster fähig.

2. Eine beständige Furcht für die Gerichte GOttes zu haben; denn GOtt behütet diejenigen für der Sünde die ihn fürchten.

3. Keine That zu begehen, ohne sich vorher zu fragen, ob sie gut oder böse, ist, ob sie nach den Gesetzen GOttes erlaubt, oder verbothen ist.

4. Der erste Gegenstand, der ihnen des Morgens in die Augen fällt, soll sie an die Wohlthaten GOttes erinnern, und sie darzu antreiben, daß sie ihn rühmen für alle Güther, die er zum Gebrauche des Menschen erschaffen hat.

5. Wenn sie am Tage zu GOtt bethen, sollen sie sich gegen die Sonne wenden, und des Nachts sollen sie den Mond ansehen; weil diese beyden grossen Lichter von der Gottheit Zeugniß ablegen.

Diese Punkte der Kirchenzucht und die andern Gebothe der Religion, sind in dem **Zendavestau** enthalten. Dieses ist die Bibel der Persis, welche sie auch **Zend** heisen und glauben, daß sie ein Engel dem Zoroaster gebracht habe. Der Verfasser betitelte es das **Buch Abrahams**, um seinen Anhängern zu erkennen zu geben, daß die Religion, die er ihnen lehrte, die Religion dieses Erzvaters sey, für welchen die Morgenländer allezeit eine grosse Verehrung haben. Das Werk ist mit sehr alter Schrift geschrieben und in ein und zwanzig Abhandlungen eingetheilet, welche jede einen besondern Titel haben. Die erste heist **Zend**, und begreift die Gebräuche und vornehm-

sten

sten Lehren der Religion. Die andere heist Pazend, das heist, Stütze des Zend, weil sie eine Art von Auslegung ist, welche eben diese Lehrsätze erklärt und vertheidiget. Eine von den andern Abhandlungen enthält das Leben des Zoroasters, welches er selber geschrieben hat. In der zwanzigsten, welche **Bizishk-nama**, oder Buch der Aerzte betitelt wird, wird von der Kraft gewisser Mittel, und von der Art sie zu brauchen, geredet. Die meisten andern handeln von der Sterndeuterkunst.

Man saget, die Zukunft des Meßias wäre in dem Zend deutlich angekündiget, und daß sich die Weisen aus Morgenlande, dieser Prophezeyung zu Folge, nach Bethlehem begeben hätten. Ein persischer Schriftsteller *, der von dem Doktor **Hyde** in der **Geschichte der Religion der alten Perser** angeführet wird, sagt ausdrücklich, daß man in der Bibel des Zoroasters folgende Prophezeyung findet: **Es wird in den letzten Zeiten ein Prophet, mit Nahmen Oshanderbegha **, geboren werden. Er wird die Gerechtigkeit und wahre Religion lehren. Sein Gesetz wird einige Zeit von dem Teufel bestritten werden, er wird aber endlich über alle Hinderniße triumphiren, und machen, daß Glück und Frieden auf der Erden herrschen.** Folgendes ist noch ein merkwürdiger

* Sharistani.

** Das heist der Mensch der Welt.

Zeugniß, welches aus den Schriften des Abul-Pharag * gezogen ist „Zerdusht, sagt dieser Schriftsteller, sagte seinen Schülern voraus, daß in den letzten Zeiten eine Jungfrau schwanger werden würde, ohne daß sie eine Mannsperson gekannt hätte, daß sie einen Sohn gebähren, und alsdenn ein glänzender Stern am Himmel erscheinen würde, dessen Mitte eine Jungfrau vorstellte. Der Prophet fügte hinzu: o ihr also, meine Kinder, die ihr von seiner Geburt vor allen andern Völkern unterrichtet seyd, so bald ihr diesen Stern sehen werdet, nehmet ihn zum Wegweiser: er wird euch an den Ort führen, wo er gebohren worden ist. Betet ihn an, und bringet ihm Geschenke dar, denn er ist das Wort, welches die Himmel gemacht hat„.

Zoroaster starb zu Balch, wo er seinen Sitz hatte, Argiasp, König von Turkestan, bemächtigte sich dieser Stadt, und ließ den Propheten nebst siebenzig Priestern von seiner Sekte umbringen. Alle Tempel, die er an diesem Orte gebauet hatte, wurden niedergerissen, und das heilige Feuer wurde mit dem Blute der Magen ausgelöschet.

Man hat von dieser sonderbaren Person verschiedene Urtheile gefället. Die Perser, welche das Feuer verehren, haben ihn allezeit als einen

Men-

* Abul-Pharag, welcher von Herrn Hyden in der allgemeinen Geschichte, Theil IV Seite 71 angeführet wird.

Menschen angesehen, der Eingebungen vom Himmel gehabt hat, und haben für sein Andenken noch heut zu Tage eine tiefe Ehrfurcht. Plutarch, Porphyr, Dion Chrysostomus, und andere Alten haben mit Ruhm von ihm geredet. Einige christliche und mahometanische Verfasser sagen viel übels von ihm. Agathias nennt ihn einen Menschen, der Neuerungen angefangen habe, und leget ihm die Erfindung der vermeinten Geheimnisse der Zauberey bey. Khondemir versichert, daß er mit den Geistern öftern Umgang gepflogen, und daß sie ihm den Zend, ein Werk, das voller schädlichen Lehren ist, vorgeschrieben hätten. Der Doktor Prideaux thut den kühnen Ausspruch er sey ein Betrüger gewesen.

Wir glauben mit den englischen Schriftstellern *, daß in diesen letztern Beschuldigungen viel Ungerechtigkeit ist. Zoroaster war ein kluger Mann und tugendhafter Weltweiser. Er sahe, daß die Abgötterey und der Aberglaube den alten Gottesdienst verderbet und verstellet hatte, und bemühte sich die Perser zur Einfalt der natürlichen Religion, die sie in den ersten Zeiten ihrer Monarchie bekannt hatten, zurück zu führen. Er fand die Verehrung des Feuers eingeführet, und hielt dafür, daß er sie beybehalten müste. Er schafte aber die Mißbräuche ab, welche sich in diesen Gottesdienst eingeschlichen hatten. Er lehrte

* Allgemeine Weltgeschichte, Theil IV. Seite 56 und folgende.

den neuen Schülern, die er sich machte, das Feuer, als ein Sinnbild der Gottheit anzusehen, und ihre Verehrungen nicht gegen dieses Element, sondern auf das höchste Wesen, wovon es ein Bild ist, zu richten. Er verfuhr in Ansehung der Verehrung, die man der Sonne erwies, eben so.

Aus einer billigen Achtsamkeit für die eingeführten Meinungen geschahe es auch, daß er die Lehre von den zwey Wesen, des guten und bösen, beybehielt; wovon das eine der Urheber des Lichts und die Quelle alles Guten ist, das andere, welches in der Finsterniß entstanden, und die Ursache der Kriege, der Krankheiten, der strafbaren Handlungen und des andern physicalischen und moralischen Unglücks ist. Er läugnete aber, daß diese beyden Wesen gleich ewig und von gleicher Macht wären. Damit er seine Schüler von der eiteln Furcht heilen möchte, welche ihnen der böse Geist Ahriman verursachte, lehrte er, daß sich GOtt ehemals der Menschen bedienet hätte, ihn zu bekriegen: daß er ihn in einem grossen Streite überwunden hätte; daß, als er ihn damals hätte vertilgen können, er ihm lieber hätte Gnade wiederfahren und ihn drey tausend Jahre regieren lassen wollen, nach welchen er und seine Anhänger auf ewig in ein dunkeles Gefängniß eingeschlossen worden. Diese Lehre hatte ohne Zweifel ihre Vortheile, und vielleicht ist sie für Philosophen, die das Licht der Offenbahrung nicht hatten, die beste Erfindung den Ursprung des Uebels zu erklären.

Seine Begriffe von der Einigkeit GOttes, von seiner Allmacht, von den Strafen und Belohnungen des andern Lebens, von der künftigen Vertilgung des Ahriman und seiner Anhänger, sind weder die Sprache eines Zauberers, noch eines Betrügers, der von der Hölle erwecket ist die Menschen zu verführen.

Die Gesichte, welche er in seiner Höle hatte, seine Entzückung in den Himmel, das Wunder mit den Cypressenbaum, und die andern vorgeblichen Wunder, die er an dem Hofe des Gushtasp that, machen einen Argwohn, daß Betrügerey bey seiner Aufführung gewesen ist. Diese Wunder sind in seinem Leben, welches er selber geschrieben hat, erzählet. Alles, was man am stärksten zu seiner Vertheidigung sagen kan, ist, daß er nach dem Beyspiele einiger Gesetzgeber geglaubt hat, daß es nöthig sey, sich dieses mächtigen Kunstgriffes zu bedienen, um seinen neuen Gesetzen ein Ansehen zu geben.

Diogenes Laertius, Strabo, Philon, der jüdische Geschichtschreiber, Tertullian, der heilige Clemens von Alexandrien, und andere Schriftsteller beschuldigen ihn, daß er die Blutschande bey den Ehen der Brüder mit den Schwestern, der Väter mit den Töchtern und der Söhne mit den Müttern, erlaubet habe. Es ist sehr schwer ihn hierinne zu entschuldigen. Ich weiß, daß diese strafbaren Ehen älter, als Zoroaster waren; sie waren aber ein Mißbrauch, den ein Philosoph

von seinem Charakter nicht hätte dulden sollen: und da er beständig bey den Persern, bis zum Umsturze ihres Reichs durch die Araber, gedauert hat, so ist zu vermuthen, daß unser Gesetzgeber nicht genung Eifer bezeiget hat ihn abzuschaffen.

Eine sehr rühmliche Sache für sein Andenken ist, daß die Guebres, ungeachtet der Veränderungen, die in ihrem Reiche vorgegangen sind, noch heut zu Tage die Gesetze und Gebräuche, die er ihnen vorgeschrieben hat, beobachten. Sie verehren das Feuer, weil sie es als ein Sinnbild der Gottheit ansehen; sie bethen aber dieses Element nicht an, und ihr Gebeth wird blos an GOtt gerichtet. Der Begriff, den sie von dem höchsten Wesen haben, kommt mit den Hauptbegriffen unserer Gottesgelahrheit überein. Ein Reisender, dessen Zeugniß nicht verdächtig seyn kann, fragte einen von ihren Priestern, was er von der Gottheit dächte, der Guebre antwortete: GOtt sey das Wesen aller Wesen, ein Geist des Lichts, der über die menschlichen Begriffe erhaben wäre, allmächtig, unendlich, überall gegenwärtig, vor welchem nichts verborgen wäre, und ohne dessen Willen nichts geschehen könnte *.

Sie

* Le Brun Reisen, Theil II. Seite 387. Tavernier welcher in der allgem. Weltgesch. angeführet wird, saget, daß sie nur ein einzigen GOtt, Schöpfer Himmels und der Erde, anbethen.

Sie haben auch für die Sonne eine grosse Verehrung, erstlich weil sie glauben, daß der Natur des Feuers nichts näher kommt; zum andern weil sie es als das schönste Werk des Schöpfers ansehen, und endlich weil sie meinen, GOtt habe seinen Thron in dieses Gestirne gesetzet. Sie verehren den Mond aus eben dem Grundsatze. Wenn sie am Tage bethen, kehren sie sich gegen die Sonne, und des Nachts sehen sie den Mond an.

Obgleich ihre Anbethungen und ihre Gebethe einzig und allein an das höchste Wesen gerichtet sind, und sie beständig einen auserordentlichen Abscheu für die Abgötterey gehabt haben, so ist es doch leicht zu begreifen, daß ein solcher Gottesdienst Gelegenheit zu wenig günstigen Erklärungen hat geben können. Die Griechen, welche nach ihrem eignen Aberglauben davon urtheilten, betrogen sich hierinne zuerst, und theilten ihre Vorurtheile den Römern mit. Deswegen haben alle beyde * vorgegeben, daß die Perser das Feuer anbetheten; daß sie die Sonne und den Mond anruften; daß sie den Elementen Opfer brächten; daß sie dem **Ninus**, **Belus** und andern Göttern eine abgöttische Verehrung bezeigten. Die Mahometaner, ein abergläubisches Volk, das wider alle Religionen auf eine lächerliche Art eingenommen ist, haben eben die Mährchen vorge-

 bracht.

* Herodotus, Strabo, Quintus Curtius ꝛc. angeführet in der allgemeinen Weltgesch.

bracht. Ich habe zu ihrer Widerlegung genung gesaget.

Da die Araber und Tartern die meisten Tempel zerstöret haben, so sind die Parsis jetzt genöthiget ihre Gebethe vor den Feuern in ihren Häusern zu verrichten. Doch haben sie an einigen Orten Kapellen und Tempel, wo sie ihr heiliges Feuer erhalten. Man sagt der vornehmste Tempel sey in Kerman, wo es mehr Guebers giebt, als in einiger andern Gegend Persiens. Er ist auf einen Berg gebauet, und wird von Priestern bedienet, welche an eben dem Orte eine Schule haben, wo sie eine ziemlich grosse Anzahl Schüler unterrichten *. Der Hohepriester wohnet auf diesem Berge. Die Guebers unterhalten daselbst ein heiliges Feuer, welches, wie sie sagen, seit den Zeiten des Zoroasters, fort brennet. Man füget hinzu, daß kein Fremder in diesen Tempel gelassen wird, und daß nichts geheimer gehalten wird, als die Geheimnisse, welche man darinne begehet.

Herbert ** thut eines Tempels Meldung, der in Khorasan auf einem Berge liegt, welchen er Alborz nennet. Es ist eine sehr niedrige und kleine Kapelle, in deren Mitte man einen Altar siehet, der auf einigen Stufen erhaben ist, und unten an dem Altare eine Grube, worinne man das heilige Feuer aufbehält. Die Guebres sagen, dieses sey kein materialisch Feuer, wie unsers, sondern ein himmlisch Feuer, das ihr Gesetzgeber von der

Sphe-

* Chardin Theil IX, Seite 143.
** Herbert, Seite 299.

Sphere der Sonne mitgebracht habe. Der Verfasser versichert wider alle Wahrscheinlichkeit *, daß sie in diesem Tempel Kinder opfern; daß sich erwachsene Leute von freyen Stücken darinne verbrennen, und daß die Priester den Teufel citiren, welcher sich unter der Gestalt derjenigen zeiget, welche sich zu einem freywilligen Tode gewidmet haben.

Ein anderer Schriftsteller erzählet besondere Umstände von den Gebräuchen, welche in diesen Tempeln beobachtet werden. Er sagt, in jedem Tempel sey ein Altar, der frey stehet und sehr schlecht sey., auf welchem man ein beständiges Feuer unterhält, welches ein Priester bewachet. Wenn sich das Volk zum Gebethe versammelt, ziehet der Priester einen weissen Rock an, setzet eine Mütze auf, und bedecket seinen Mund mit einem dünnen Tuche, damit sein Odem nicht das heilige Feuer verunreinige. Hernach lieset er mit sachter Stimme einige Gebethe, die in dem Kirchenbuche stehen, und alsdenn wirft er auf die Kohlen kleine Aeste von Bäumen. Ein jeder verrichtet hernach sein Gebeth insbesondere. Ehe das Volk aus einander gehet, richtet der Priester diese kurze Ermahnung an dasselbe: „GOtt hat dem Zoroaster das Feuer gegeben, als ein Sinnbild seiner unsichtbaren Majestät. Ihr sollet es ver-

* Herbert hat in allem, was er von den Guebres saget, nur den Heinrich Lord ausgeschrieben, wie er es zu Anfange seiner Reise, Seite 72 der französischen Uebersetzung Paris 1663, selber gestehet.

verehren und hoch halten, weil es ein Ausfluß aus der Quelle des Lichts ist. Ihr seyd eben diese Hochachtung allem, was ihm gleichet, schuldig, besonders der Sonne und dem Monde, denen beyden grossen Zeugen GOttes, und den sichtbaren Bildern seiner Allmacht. Beobachtet also ohne Aberglauben dieses alte Geboth euers Gesetzes, und danket dem höchsten Wesen, welches euch dieses kostbare Element gegeben hat, als ein würksames Mittel euch bis zu ihm zu erheben; welches eine so unumgängliche Schuldigkeit zur Glückseeligkeit der Seele ist, als das Licht und das Feuer zur Gesundheit des Leibes nothwendig sind *.

Die Geistlichkeit der Parsis ist in zwey Classen, nach der Einrichtung Zoroasters, getheilet. Diese Priester sind, wie gesagt worden ist zu sehr schweren Pflichten verbunden, welche sie genau erfüllen. Die Weltlichen sind in ihrer Aufführung eben so ordentlich, und schwerlich wird man ein gottesfürchtiger und weiser Volk finden. Sie begehen alle Jahre sechs feyerliche Feste, jedes fünf Tage lang, zum Andenken der sechs Jahrszeiten, wie sie sagen, in welchen GOtt die Welt erschuf. Die erste Jahrszeit war von zwey und vierzig Tagen, und der Himmel entstand darinne. Die andere begriff sechzig Tage, worinne das Wasser gemacht wurde. Die dritte dauerte fünf

und

* Beauchamp, Versuch über wichtige Dinge, in der allgemeinen Weltgesch. eingeführet.

und siebenzig Tage: während dieser Zeit schuf GOtt die Erde. Die Bäume waren das Werk der vierten, welche nur dreyßig Tage währte. Achtzig Tage wurden erfordert allen lebendigen Geschöpfen das Wesen zu geben, welche in der fünften Jahrszeit gemacht wurden. Die sechste, die aus fünf und siebenzig Tagen bestand, wurde zu Erschaffung des Menschen angewendet.

Das Gesetz des Zoroasters verbiethet ihnen keine Nahrung; aus Gefälligkeit aber gegen die Mahometaner und Banians, unter welchen sie leben müssen, enthalten sie sich des Schweinefleisches und Kuhfleisches. Sie bringen einen kleinen Theil von den Thieren, welche sie zu ihrem Gebrauche schlachten, in den Tempel, und bitten des **Hormisda Choda**, diesen Nahmen geben sie GOtt, ihnen zu verzeihen, daß sie seinen Geschöpfen das Leben genommen haben um das ihrige zu erhalten. Sie essen allezeit allein aus Reinlichkeit, und trinken niemals mit einem andern aus einem Glase.

Zur Einweyhung ihrer Kinder zu den Geheimnissen ihrer Religion bedienen sie sich folgender Ceremonien. Sobald ein Kind gebohren wird, so stellet ihm ein Priester die Nativität, und fraget den Vater, was er ihm für einen Nahmen geben will. Dieser Nahme wird der Mutter! gesaget, welche spricht: **Mein Kind soll den und den Nahmen haben.** Hernach trägt man es in den Tempel, wenn einer an dem Orte ist. Der

Prie-

Priester gieset ein wenig Wasser in ein hölzernes Röhrchen, und läst es in den Mund des Kindes laufen, indem er GOtt bittet, daß er es für der Verderbniß und den Erbunreinigkeiten, die es von seinen Eltern erhalten hat, bewahren möge. Wenn es sieben Jahr alt ist, giebt man es in die Hände der Priester, welche es in dem Gesetze, in der Art zu bethen, und in andern Pflichten der Religion unterrichten. Wenn es das erste mal sein Gebeth vor dem heiligen Feuer verrichtet, so befiehlet ihm der Priester ein wenig Wasser zu trinken, ein Blat von einem Granatenbaum zu kauen und sich den ganzen Leib zu waschen. Wenn es aus dem Bade heraus tritt, wirft ihm der Mage ein leinenes Hemde über, welches er mit einem Gürtel von Kameelhaaren, den er mit eignen Händen gemacht hat, zusammen bindet. Der neu aufgenommene ist verbunden diesen Gürtel Zeitlebens zu tragen bey Verlust der Vortheile von seiner Einweyhung. Die Ceremonie endiget sich mit dem Seegen des Priesters, welcher ihm anbefiehlet, die Verbindungen, die er jetzt eingegangen ist, treulich zu halten, die Abgötterey zu verabscheuen und alle Gebothe des Gesetzes genau zu halten.

Sie haben von der Ehe eine besondere Meinung. Sie glauben, daß die Personen, welche durch dieses Band vereiniget sind, in dem Paradiese eine vollkommenere Glückseeligkeit geniessen; und dieser Meinung zu Folge verheyrathen sie die-

diejenigen von ihrer Sekte, welche im ehelosen Stande sterben, unmittelbar nach dem Leichenbegängnisse. Folgendes beobachtet man bey gemeinen Heyrathen. Man begehet sie gemeiniglich mitten in der Nacht. Braut und Bräutigam sitzen auf einem Bette zwey Priestern gegen über, welche ein jeder Reis in den Händen haben. Die Anverwandten von beyden Familien stehen hinter den Priestern, den Mägdchen ihre auf einer Seite, und des jungen Menschen seine auf der andern. Der Priester, welcher dem Bräutigam gegen über stehet, legt einen Finger auf die Stirn der Braut, und sagt zu ihr: **Willst du, daß dieser Mensch dein Mann sey?** Wenn sie geantwortet hat, daß sie darein williget, so legt der andere Priester, der ihr gegen über ist, gleichfalls den Finger auf die Stirne des Mannes und fragt ihn, ob er diese Frau heyrathen will, worauf der Bräutigam mit Ja antwortet. Nach dieser beyderseitigen Einwilligung geben sich Braut und Bräutigam die Hände. Der Mann verbindet sich, der Frau alle Nothwendigkeiten zu verschaffen, und die Frau bekennet, daß alles, was sie besitzet, dem Manne gehöret. Die Priester streuen alsdenn Reis auf beyde, um dadurch anzuzeigen, daß sie ihnen eine glückliche Fruchtbarkeit wünschen.

Es ist bey ihnen nicht im Gebrauche ihre Todten zu begraben, noch sie zu verbrennen: sie befürchten durch die Berührung dieser Körper die Erde oder das Feuer zu verunreinigen. Ihre Art ist,

daß

daß sie sie auf einem grossen Thurm, der ihnen statt des Gottesackers dienet, an die freye Luft setzen. Derjenige, welchen man bey Jspahan siehet, kann von allen andern Begräbnissen dieser Art einen Begriff geben. Es ist ein steinernes rundes Gebäude, welches ungefähr fünf und dreyßig Fuß hoch ist, und neunzig Fuß im Umkreise hat. Es hat weder Thür, noch Fenster. Jnwendig ist von oben, bis unten, eine kleine steinerne Treppe, welche sehr hohe Stufen hat, die sehr schmal und ohne Absätze sind. Diese Treppe läuft längst um die Mauern des Thurms rund herum. Die Priester, welche die Begräbnisse besorgen, steigen mit Leitern auf dieses Gebäude, und ziehen den todten Körper mit Stricken in die Höhe. Sie schleppen ihn hernach die Stufen hinunter, und legen ihn unten in dem Thurme auf den Rükken, mit kreutzweisgelegten Armen auf die Brust und aufgedeckten Gesichte. Die Todten werden mit ihren Kleidern in diesen Thurm geleget, einer neben den andern, auf eine Art von einer Matratze, und den Kopf auf einem Küssen. Man setzet einige Flaschen Wein neben sie, eine Schale, Fleisch, Früchte, ein Messer und andere Werkzeuge. Wenn das Gewölbe zu voll ist, nimmt man die alten Körper heraus, um den neuern Platz zu machen. Die ersten werden in eine Grube geworfen, welche mitten in dem Thurme gemacht ist. Der Priester der die Leichenbegängnisse führet, endiget sie mit diesen Worten, welche er an die Herumstehenden richtet: Unser Bru-

der

der bestand aus vier Elementen. Ein jedes von ihnen nehme dasjenige wieder zu sich, was ihm gehöret: die Erde kehre zur Erde zurück, die Luft zur Luft, das Wasser zum Wasser, das Feuer zum Feuer.

Es ist keine christliche Gesellschaft, welche das Gebeth, das sie für die Sterbenden thun, nicht annehmen könnte. „O allmächtiger Herr, du „hast uns verbothen dich zu beleidigen, und den„noch hat dieser Mensch wider dich gesündiget. „Dein Gesetz gebiethet uns gutes zu thun, und „dieser Mensch hat böses gethan. Du hast uns „befohlen dir die Verehrung zu erzeigen, die dir „gehöret, und dennoch hat dieser Mensch deinen „Dienst verabsäumet. O barmherziger GOtt, „vergieb ihm in der Todesstunde seine Sünden „und seine Nachläßigkeit, und würdige ihn ihn zu dir zu rufen.„

Die persischen Guebres legen sich fast alle auf den Ackerbau, oder auf die mechanischen Künste. Sie verabsäumen die Wissenschaften, die Handlung und das Kriegshandwerk. Sie sehen braunner aus, als die Mahometaner, weil sie den Beschwerlichkeiten mehr ausgesetzet sind. Sie haben eine starke Leibesbeschaffenheit, und eine vortheilhafte Gestalt. Die Mannspersonen tragen ihre Haare so lang, als sie sind, und lassen auch ihren Bart wachsen. Ihre Kleider sind enge und kurz, von groben Zeuge und gemeiniglich braun. Sie bedecken den Kopf mit einer wollenen Mütze, wel-

che einem Huthe ziemlich gleich siehet. Die Weiber sind mit eben der Einfalt bekleidet. Sie leben nicht so eingezogen, als die mahometanischen Weiber, und bedecken sich das Gesichte nicht mit einem Schleyer. Ihre Gesichtsbildung und ihr Bezeigen haben nichts angenehmes. Dieses Volk gehorchet alten Männern von ihrer Nation, welche es selber erwählet, und welche im obrigkeitlichen Amte von den Vizirs jeder Provinz bestätiget werden.

Sie haben nur eine Frau, und sie können sich nicht von ihr scheiden; wenn sie aber die ersten neun Jahre der Ehe unfruchtbar ist, so können sie eine andere nehmen. Ihre Gesetze heisen die andern Ehen nicht gut. Sie verheyrathen sich niemals, als mit Personen von ihrer Religion, und die Weiber sind hierinne eben so gewissenhaft, als die Männer. Sie sind einfältig, unwissend, ihrem Gottesdienst sehr ergeben, des Ausübung sie sorgfältig verbergen. Sie verabscheuen das Andenken Alexanders des Grossen, des ersten Zerstörers ihrer Monarchie, und bezeigen für den Mahomet nicht weniger Abscheu. Eine von ihren Vorgebungen ist, daß ihr Reich und ihre Religion einmal wieder empor kommen sollen.

§. 4.

Die sabeische und banianische Religion, abgöttische Sekten.

Die sabeische Religion ist eine von den ältesten in der Welt. Einige Schriftsteller geben vor, sie sey in Chaldea entstanden, und habe von den Juden viele Gebräuche entlehnet. Man weiß nicht wer sie eingeführet hat; man weis aber, daß er eine grobe Abgötterey gelehret hat, und daß seine Sittenlehre sehr verderbt gewesen ist. Seine Irthümer breiteten sich in Persien zu Anfange der andern königlichen Linie aus. Zoroaster bestritt sie, und konnte sie nicht gänzlich ausrotten. Es ist noch etwas davon in dem abendländischen Persien, und auf den Ufern des Tygers und Euphrats, übrig *.

Die heutigen Sabeer erkennen ein erstes Wesen, und geben ihm verschiedene andere Gottheiten zu, als die Sonne, den Mond, und die andern Gestirne. Sie bethen des Tages dreymal, des Morgens, Mittags und Abends. Sie haben in dem Jahre drey Fasten, eins von sieben Tagen, eins von neun Tagen, und das dritte von dreyßig Tagen. Sie glauben ein Paradies und eine Hölle; sie glauben aber, daß die Verdamten, nach langen Strafen, endlich Gnade erlangen werden. Das ist alles, was man uns besonders von dieser Religion berichtet.

* Chardin, Theil VI. Cap. XIX.

Die Banians, oder eingebohrnen Indianer, machen hier eine viel grössere Sekte aus. Man zählte in den letzten Zeiten in der einzigen Stadt Ispahan bis auf zwanzig tausend derselben. Sie treiben die Handlung, allein mit so erstaunlichen Wucher, daß sie Chardin mit **Blutigeln, die alles Gold und Silber aus dem Lande ziehen**, vergleichet. Ich habe in der Geschichte der Indianer genung von ihrer Religion geredet. Die Regierung hat ihnen erlaubt Pagoden zu bauen, und darinne ihren Göttern öffentlich zu opfern.

§. 5.
Von dem Judenthum.

Die persischen Juden kommen theils von den alten Hebräern her, welche die Aßyrier gefangen wegführten, und wovon einige nach Medien und die andern nach Babylon, ungefähr sechs hundert Jahr nach Christi Geburth, gebracht wurden. Heut zu Tage haben sie sich vornehmlich in Azerbijane, in Parthidis, in den beyden Caramanen, in Mezendran, und längst dem persischen Meerbusen ausgebreitet.

Dieses Volk ist hier, wie überall, elend. Die meisten sind Trödler, oder Weinhändler. Einige treiben die empirische Arzneykunst, und die Sterndeuterkunst. Die Regierung hat verschiedene Versuche gethan, sie dahin zu bringen, daß sie den mahometanischen Glauben annähmen. Abbas I gab jedem Juden, der seine Religion abschwor,

schwor, vier hundert französische Pfund. Sie fielen mit dem Munde ab, und ingeheim trieben sie das Judenthum fort. Wenn man ihnen diese eigennützigen Abschwörungen vorwarf, antworteten sie ruhig: **Wir sind beständig Juden; es ist wahr, daß man uns vier hundert Pfund gegeben hat einen falschen Eid zu thun.** Zu der Zeit, als Sabatai Levi* unter den Juden in der Türkey so viel Lermen machte, so verliessen die Persischen aus Schwärmerey ihre Wohnungen, gaben ihre Arbeit auf, und begaben sich in die Wälder, und erklärten, daß sie keinen Tribut mehr bezahlen wollten, weil ihr Befreyer angekommen wäre. Der Statthalter von Mezandran, wo sie in grosser Anzahl waren, machte bey dieser Art des Aufstandes die Augen zu, und begnügte sich, daß er sich von den Häuptern der Synagoge versprechen ließ, daß, wenn der Meßias, den sie erwarteten, nach drey Monaten nicht an der Spitze einer Armee erschien, sie zwey hundert Tomans ** ausser dem ordentlichen Tribut bezahlen wollten. Als der Meßias nicht erschienen war, kehrten sie in ihre Häuser zurück, und bezahlten die Summe, die sie dem Beglerbeg versprochen hatten.

* Ein Betrüger, welcher in der Mitte des letzten Jahrhundertes erschien, und sich für den Meßias ausgab.

** Ungefähr 9000 französische Pfund.

§. 6.

Von dem Christenthum.

Die Anzahl der Christen ist in Persien viel grösser, als die Anzahl der Juden *. Es giebt verschiedene Sekten derselben. Armenische Christen Sektirer, Christen eines ältern Ursprungs, welche **Christen des heiligen Johannes** genennet werden; georgianische Christen, welche beynahe eben die Gebräuche, als die Griechen haben; und eine kleine Anzahl abendländischer Christen, welche fast alle Protestanten, und einige im Dienste der englischen und holländischen Compagnien, andere Handwerksleute bey dem Könige sind. Ich werde nur von den armenischen Christen und von den Christen des heiligen Johannes reden.

Die armenischen Christen glauben, daß sie das Christenthum kurz nach seiner Einsetzung bekommen haben, und sehen einen heiligen Gregorius, den sie den **Erleuchter** nennen, weil er ihnen das Licht des Evangelii gebracht hat, als ihren ersten Apostel an. Sie zählten zu diesen letzten Zeiten eine ununterbrochene Folge von mehr, als zweyhundert Patriarchen, von welchen viele zu Märtyrern worden sind.

Das

* Chardin, Theil VI. Cap. XIX. und Theil II. Seite 226 und folgende. Herbert, Buch II. Seite 248. Figueroa Gesandschaft nach Persien Seite 193 und folgende.

Das Land, woraus sie ihren Ursprung und wovon sie ihren Nahmen haben, liegt zwischen der Türkey und Persien. Es ist der Schauplatz von verschiedenen grausamen Kriegen zwischen den Monarchen dieser beyden Reiche gewesen. Als das grosse Armenien, welches Persien näher liegt, zu Anfange des letzten Jahrhundertes wider die Türken, welche damals beyde Armenien besassen, einen Aufstand erregte, schickte Abbas I seinen Einwohnern mächtige Hülfe, und brachte sie darzu, daß sie sich unter seine Herrschaft begaben. Als er Herr von ihrem Lande war, entblösete er es fast völlig von Einwohnern, indem er aus Zulpha und verschiedenen andern Städten zahlreiche Colonien zog, welche er mitten in Persien versetzte. Man zählte 1670 mehr als achtzigtausend armenische Familien, welche in diesem Königreiche zerstreuet waren; ihre Anzahl aber hat seitdem sehr abgenommen.

Die Armenier glauben mit den Griechen, daß **der heilige Geist ausgehet nicht vom Vater und Sohne, sondern vom Vater durch den Sohn**, und mit den Eutichern, daß **in JEsu Christo nur eine Natur** sey. Sie nehmen die ersten drey öcumenischen Concilia an, und lassen kein anders mehr zu. Sie beten die Bilder nicht an, nicht einmal das Kreuz, ob sie gleich dieses Zeichen unsers Heils in grossen Ehren halten. Sie glauben kein Fegefeuer. Ihre Priester weyhen gemeines Brodt, mengen

kein Wasser unter den Wein, und communiciren das Volk unter beyderley Gestalt. Sie erkennen die Erzbischöfliche Vorzugsgerechtigkeit des römischen Stuhls nicht.

Dieses sind die vornehmsten Stücke, welche sie von uns scheiden. Die Päbste haben verschiedene male versucht diese Sektirer zu bekehren. Zu Anfange des vierzehnten Jahrhundertes unter der Regierung Johannis XXII ging ein Dominicaner, **Bartholomäus von Bologna** genannt, nach Oberarmenien, und brachte in den Schaafstall der römischen Kirche einige Dörfer, die in den Gegenden von **Marivan** lagen, zurück. Als Figueroa 1618 in diesen Gegenden war, fand er eilf oder zwölfhundert Catholicken daselbst, welche man **frankische Armenier** nennte. Sie standen unter der Führung einiger dominicanischer Mißionarien, welche in dieser Gegend drey oder vier kleine Klöster hatten. Der Vorsteher der Mißion nahm den Titel eines Bischofs von Marivan an.

Alle andern Armenier sind in ihre Irthümer sehr verliebt, und obgleich verschiedene von ihren Priestern und Bischöffen von Zeit zu Zeit nach Rom kommen und die Trennung abschwören, so bemerket man doch, daß, wenn sie wieder in ihr Land zurücke kommen, sie fast alle wieder in ihre ersten Meinungen verfallen. Ihre Clerisey bestehet aus einem Patriarchen, verschiedenen Bischöffen und einer Menge Priester und Mönche.

Ihr

Patriarche hat seinen Sitz zu **Echs-miazin**, einem berühmten Kloster in Oberarmenien, zwey Meilen von **Erivan**. Seine Aufsicht erstrecket sich über etliche zwanzig Bischöffe. Er erhält seine Würde von den mahometanischen Prinzen, welche ihm die Investitur theuer verkaufen; und damit er sich wegen dieses Aufwands schadlos halten möge, so verkauft er gleichfalls die Bisthümer und andern Pfründen: eine ärgerliche Unordnung, welche seit verschiedenen Jahrhunderten in den meisten Kirchen des Orients herrschet.

Alle armenische Mönche sind von dem Orden des heiligen Basilius. Aus ihnen erwählet man gemeiniglich die Bischöffe. Die Zeit ihrer Probejahre ist nicht festgesetzet, und hängt einzig und allein von dem Willen des Vorgesetzten ab. Einige erhalten das Ordenskleid erst sieben oder acht Jahr nachdem sie sich angemeldet haben. Die beyden ersten Jahre, da sie den geistlichen Stand angenommen haben, dürfen sie kein Fleisch essen. Es giebt hier keine Geistlichen ohne Verrichtung, noch Prelaten ohne Charakter. Alle Glieder der Clerisey müssen Priester seyn. Die Priester können eine Frau haben; sie dürfen sich aber nicht zwey mal verheyrathen.

Diese morgenländischen Christen haben eine Menge anbefohlner Fasten, welche sie genau und gewissenhaft beobachten. Ausser ihrem grossen Fasten, welches funfzig Tage dauert, weil sie es

den Montag nach Quinquagesimä anfangen, haben sie zehen kleine, jedes von einer Woche. Sie fasten über dieses alle Mittwoche und Freytage des Jahres, ausgenommen von Ostern an bis zu Himmelfahrt. Zu diesen Fastenzeiten thun sie nur eine Mahlzeit wenn die Sonne untergehet. Der Gebrauch der Fische, der Eyer, des Käse, der Butter und alles Milchwerks ist ihnen verbothen: sie ernähren sich nur von Honig, Zugemüse und Früchten. Sie dürfen alsdenn auch mit den Weibern keine Gemeinschaft haben.

Die Weltlichen sowohl, als die Geistlichen, lassen sich den Kopf abscheeren, und behalten nur einen Kreis von Haaren darauf in Gestalt einer Krone. Dieses ist hier ein unterscheidendes Kennzeichen, welches man für ein wesentliches Stück der Bekennung des Christenthums hält. Alle Neubekehrten, sowohl Heyden, als Mahometaner, sind an der Stirne mit einem Kreutze bezeichnet, welches man ihnen mit einem heissen Eisen einbrennet, um sie zu belehren, daß sie von ihrem Glauben ein öffentliches Zeugniß abstatten müssen. Sie haben bey ihren Begräbnissen einen ziemlich sonderlichen Gebrauch. Er bestehet darinne, daß man um die Kirche herum ein Lamm führet, welches man hernach opfert, und in Stücken zerschneidet, welche an die Anwesenden ausgetheilet werden.

Ihre Tempel sind keine wichtigen Gebäude. Man siehet darinne keine Zierath von Schnitzwerk

werk und Mahlerey. Es ist nur ein Altar darinne, welcher nach Morgen zu gerichtet ist. Ein Priester hält täglich einmal in Gegenwart des Volks Messe darinne.

Die Christen des heiligen Johannes haben ihren Ursprung von den Sabeern aus Chaldea. Die Perser nennen sie noch heut zu Tage Sabis. Andere nennen sie Christen des heiligen Johannes, weil sie den heiligen Johannes den Täufer als ihren ersten Apostel ansehen, und keine andere Taufe annehmen, als die seinige. Sie glauben, daß sein Grab in der Gegend von Chuster, der Hauptstadt von Chusistan, sey. In dieser Provinz haben sie sich sonderlich ausgebreitet.

Ihre Religion ist ein ungestalter Mischmasch von Abgötterey, Judenthum und Christenthum, mit einigen Träumereyen, die aus dem Alkoran und den Büchern des Manes entlehnet sind. Ihre Lehrsätze sind in einer Bibel enthalten, die sie **Divan** nennen. Sie lehren, GOtt sey körperlich; er habe einen Sohn, **Gabriel** mit Nahmen; die Engel und Teufel hätten auch Körper; sie verheyratheten sich und zeugten Kinder; GOtt habe die Welt durch Hülfe des Gabriel und funfzig tausend Geister erschaffen; er habe sie auf ein grosses Meer gesetzet, auf welchem alle himmlische Körper schwimmen, wie ein Ballen auf dem Wasser schwimmet; die Sonne und der Mond schwimmen auch ganz herum, jedes in einem grossen Schiffe. Eben dieses Buch thut von dem Falle des ersten Menschen Meldung.

Ehe er sündigte war die Erde so fruchtbar, daß man des Abends einerndete, was man des Morgens gesäet hatte. Adam hatte zwar von dem Gabriel verschiedene seltene Geheimnisse, die den Ackerbau anbetrafen, gelernet. Er verlohr aber diese meisten Geheimnisse, als er gesündiget hatte, und behielt nur die schwachen Kenntnisse, die er uns hinterlassen hat. Der Divan lehret noch, daß ein ander Leben ist; daß man darinne ein Endurtheil bekommt, wobey die guten und bösen Handlungen von zwey Engeln gewogen werden; daß die Sünder darinne so lange geplaget werden, bis sie ihre Beleidigungen gänzlich ausgesöhnet haben, und endlich Vergebung erhalten.

Diese vermeinten Christen glauben nicht, daß Jesus Christus GOtt sey; sie sehen ihn aber als einen Heiligen an und als einen Propheten von der ersten Classe. Man versichert, daß sie das Kreutz anbethen. Sie lassen sich alle Jahre an einem Feste, welches fünf Tage dauert, von einem Priester taufen. Diese Taufe geschiehet nur im Nahmen GOttes, weil sie weder den Sohn, noch den heiligen Geist kennen. Sie halten eine Art von Abendmal mit einem Kuchen, der in Wein und Oel geknetet wird, welchen sie herumtragen, nachdem sie ihn gemeyhet haben, und hernach essen sie ihn. In ihren gewöhnlichen Opfern tödten sie eine Henne, und einmal des Jahrs opfern sie einen Widder. Sie haben einige Fasten, aber nicht in so grosser Menge, als die Ar-

menier,

nienier. Sie sind in der Wahl der Speisen so gewissenhaft, als die Juden, indem sie die Thiere, die sie nicht selber getödtet haben, nicht essen, noch sich der Gefäse bedienen dürfen, welche die Mahometaner gebrauchet haben. Sie halten das Leder für unrein, weil es durch unheilige Hände zubereitet wird.

Ihre Clerisey bestehet aus Priestern und Bischöffen. Das Priesterthum und die bischöfliche Würde sind erblich, und bleiben bey gewissen Familien mit Ausschliesung aller andern. Die Einweyhung der Priester geschiehet durch den Bischoff, welcher ihnen in Gegenwart des Volks die Hände aufleget. Die Priester und Bischöffe verheyrathen sich, um ihr Amt fortzupflanzen; wenn sie aber ein Mägdchen heyratheten, das nicht Jungfer wäre, würden ihre Kinder von der Nachfolge in dem Priesterthum ausgeschlossen werden. Das geistliche Kleid ist ein weisser Rock mit einem rothen Meßgewand.

Sie haben für den heiligen Johannes den Täufer eine grosse Ehrfurcht, imgleichen für den Zacharias und für die heilige Elisabeth. Sie verehren keine andere Heiligen. Den Sonntag sehen sie als einen heiligen Tag an.

Die Gebräuche bey ihren Heyrathen sind ziemlich sonderbar. Man läst das Mägdchen in Gegenwart eines Priesters und der Anverwandten des Bräutigams schwören, daß sie Jungfer ist, und über dieses läst man es von der Frau des Priesters besichtigen. Man taufet hernach Braut

und Bräutigam auf dem Ufer eines Flusses, indem man sie gänzlich in das Wasser tauchet, wenn es die Jahreszeit zuläst. Nach dieser Ceremonie führet man sie in die Wohnung, die sie einnehmen sollen. Wenn sie funfzig Schritte davon sind, nimmt der Mann seine Frau bey der Hand, führet sie an die Thüre des Hauses, und führet sie hernach an den Ort zurück, wo er sie genommen hat, welches er sieben mal thut, ehe er in das Haus hinein gehet. Wenn sie darinne angekommen sind, läst sie der Priester auf einen Sofa niedersetzen, läst ihnen die Köpfe zusammen thun, und spricht über sie ein langes Gebeth. Er öfnet hernach ein Wahrsagebuch, **Kaal** genannt, das heist **die Schickſaale**, und nachdem er es um Rath gefraget hat, zeiget er den beyden Eheleuten den glücklichen Augenblick an, welchen sie zur Vollziehung ihrer Ehe erwählen sollen. Wenn sie gänzlich vollzogen ist, gehen die Verheyratheten zu dem Bischoffe, welcher den Mann fraget, ob er seine Frau als Jungfer befunden hat. Wenn das Zeugniß gut ist, taufet sie der Bischoff von neuen, und bestätiget ihre Heyrath, indem er zwey Ringe an ihre Finger stecket Die Mannspersonen können viele Weiber haben; sie können sich aber nicht von ihnen scheiden. Die Wittben dürfen sich nicht wieder verheyrathen. Manns- und Weibspersonen können sich nur in ihrer Zunft verheyrathen.

Die Fortsezung in dem siebenten Theile.

Ende des sechsten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie <<de>>, / Richer, Adrien, / Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm,

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 6

Berlin (1761)

H.as. 1390-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10433463-6
VD18 8008673X-001